Allgemeine Sammlung Historischer Memoires vom ...

Friedrich Schiller

Digitized by Google

H. un. 514-2,2

Digitized by Google

<36602879010017

<36602879010017

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

ELISABETH
Königin von England

Digitized by Google

Allgemeine Sammlung

Historischer Memoires

vom zwölften Jahrhundert

bis auf die neuesten Zeiten

durch mehrere Verfasser übersetzt,

mit den nöthigen Anmerkungen versehen, und jedesmal mit einer universalhistorischen Uebersicht begleitet

herausgegeben

von

Friedrich Schiller

Professor der Philosophie in Jena.

Zweyte Abtheilung.

Zweyter Band.

Jena,

bey Johann Michael Mauke, 1792.

Digitized by Google

H. un. 514
2,2

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.
Bayerische
Staatsbibliothek
München

30a 4

Digitized by Google

Anmerkungen
zu dem
zweyten Theil der
Denkwürdigkeiten
des
Herzogs von Sully

Digitized by Google

Digitized by Google

Anmerkungen
zu den
Denkwürdigkeiten des Herzogs von Sully.

Fünftes Buch.

1.

(p. 1. Der Angrif auf Saint Denis).

Claudius von Lothringen, Ritter des Ordens St. Johann von Jerusalem hatte mit einem Korps Ligistischer Truppen diese Stadt eingenommen, aber de Vic eilte herzu und verjagte sie wieder. Bey dieser Gelegenheit wurde der Ritter, von Aumale getödtet.

2.

(p. 1. vor und nach seiner Vermählung ꝛc.)

Der Herzog von Bouillon eroberte Stenay an seinem Hochzeitstage. African von Anglure von Ambliſe, der General der Lothringischen Truppen grif Beaumont in Argogne an, welches nur drey Meilen von Sedan entfernt ist. Bouillon hatte es den Lothringern entrissen, und schlug sie auch jezt unter den Mauern der Stadt. Ambliſe blieb auf der Stelle.

3.

(p. 1. Schlacht bey Craon ꝛc.)

Diese Schlacht wurde vor der Stadt Craon in Anjou geliefert. Die königliche Armee, welche aus Franzosen, Engländern und Landsknechten bestand, und ungefehr 7 bis 8000 Mann stark war, hatte unter der Anführung des Her-

zogs von Montpensier, des Prinzen von Conty, des Herzogs von Damville, u. a. m. die Belagerung dieses Orts unternommen. Sie wurden durch den Herzog von Mercoeur, welcher die Truppen der Ligue und die Spanier commandirte, geschlagen. Zu gleicher Zeit erlitt Georg von Villequier Vicomte von la Guerche, als er mit einem kleinen Korps ligistischer Truppen über den Fluß Vienne in Poitou gehen wollte, eine Niederlage, und ersoff selbst in dem Flusse. Man sehe die nähern Umstände der Belagerung von Poitiers und die verschiedenen Gefechte vor dieser Stadt bey d'Aubigné t. 3. l. 5. cap. 11. desgl. bey den bisher immer angeführten Schriftstellern.

4.

(p. 2. Der Graf von Soissons ꝛc.)

Carl von Bourbon, ein Sohn Ludwigs I. Prinzen von Condé, der bey Jarnac blieb, und Franziska's von Orleans-Longueville. Er starb 1612.

5.

(p. 4. Der Herzog von Epernon ꝛc.)

Johann Ludwig von Nogaret von la Valette, Herzog von Epernon, Colonel-General von Frankreich, Statthalter von Guyenne, Metz und dem Lande Messin. Er starb 1642 in einem Alter von 88 Jahren, und, wie sein Geschichtschreiber bemerkt, als der älteste Herzog und Pair von Frankreich, der älteste Besitzer eines Kronamts, der älteste Feldherr, der älteste Statthalter, der älteste Ordensritter, der älteste Staatsrath, und beynahe auch als der älteste Mann von Stande unter den Lebenden. Man nannte ihn die königliche Garderobe, wegen der Menge von Bedienungen, die er bey dem Hofstaat des Königs bekleidete. Er gab einst Heinrich dem vierten, der ihm vorwarf, daß er ihn nicht liebte, eine schöne Antwort. „Ohne über den Zorn des „Königs aus der Fassung zu kommen, sagt sein Geschicht„schreiber, versetzte er kalt, aber mit Würde: Sire, Ew. „Majestät haben keinen treuern Diener, als mich, in ihren „Landen; ich würde lieber sterben, als die geringste meiner „Pflichten übertreten. Aber, Sire, Sie wissen selbst, Freund„schaft kann nur durch Freundschaft erworben werden. — „Der König, der große Handlungen so gut, als Worte, wie „diese, zu schätzen wußte, verwandelte seinen ganzen Unwillen

„in Achtung ꝛc.„ Man ſ. Leben des Herzogs von Epernon, p. 225. Die Schilderung, welche Sully hier von Epernon macht, iſt ein wenig übertrieben. Dennoch würde es ſchwer ſeyn, einen von ſeinen Gründen umzuſtoßen. Alle Geſchichtſchreiber ſind in Anſehung des grenzenloſen Ehrgeizes des Herzogs von Epernon mit unſerm Autor einig; und verſchiedene Briefe des Cardinals von Oſſat beweiſen d'Epernon's Verſtändniß mit den Spaniern. Von ſeiner Herkunft ſagt Busbecq: Patrem habuit bello egregium, avum tabellionem ſive notarium, ep. 17. Nach dem Pater D. Waiſſette ſtammt er im Gegentheil von Wilhelm von Nogaret ab, der unter der Regierung Philipps des Schönen wegen ſeiner Streitigkeiten mit dem Pabſt berühmt war. Man ſehe die Franzöſiſche Genealogiſten.

6.

(p. 5. ſeinen Bruder la Valette ꝛc.)

Bernhard von Nogaret, Admiral von Frankreich.

7.

(p. 5. die vor ihm den Groß-Prior ꝛc.)

Heinrich, Graf von Angoulême, ein Sohn Heinrichs des Zweyten und N. N. von Leviſton, einer Schottländiſchen Dame.

8.

(p 6. der Herzog von Savoyen ꝛc.)

Carl Emmanuel; er ſtarb 1630.

9.

(p. 6. Lesdiguieres war es ꝛc.)

Franz von Bonne, Herzog von Lesdiguieres, Connetable von Frankreich.

10.

(p. 7. Der Herzog von Joyeuſe ꝛc.)

Anton Scipio, Maltheſer-Ritter, welcher nach dem Tode ſeiner Brüder den Titel eines Herzogs von Joyeuſe annahm. — Chriſtiane von Aguerre, Gräfin von Sault, Baronin von Vienne. — Caſpar von Pontevez, Graf von Carces. — Hubert von la Garde, Herr von Vins. — Carl von Caſaux, u. ſ. w.

11.

(p. 7. Thémines ꝛc.)

Pontius von Lauſiere von Cardaillac, nachheriger Marſchall von Frankreich.

12.

(p. 8. Das war genug für d'Epernon ꝛc.)

Dies alles iſt ſo poſitiv, daß es dem Anſehn des Herrn von Thou, der bey dieſer Gelegenheit von dem Herzog von Epernon ſehr günſtig ſpricht, und des Geſchichtſchreibers des Herzogs, welcher behauptet, ſeine Soldaten hätten die Ligiſten vor Villemur zurückgetrieben, und dieſen Ort in den Stand geſetzt, ſich zu vertheidigen, (p. 134.) die Waage halten kann. Ueberdem ſtimmt die Chronologie novennaire hier in allen Stücken mit unſern Denkwürdigkeiten überein, l. 4. p. 36; desgl. auch die Memoires de la Ligue t. 5.

13.

(p. 11. Biron verlohr dabey ſein Leben durch eine Kanonkugel ꝛc.)

Sie nahm ihm den Kopf weg. Er war faſt eben ſo bewandert in den Wiſſenſchaften als in der Kriegskunſt. De Thou bedauert ſehr den Verluſt ſeiner Commentarien. Er hatte in ſieben Schlachten als höchſter Befehlshaber kommandirt, und trug die Narben eben ſo vieler Wunden, die er darin erhalten hatte. Er war Taufzeuge des Kardinals von Richelieu, und gab ihm ſeinen Namen Armand. Sein Haus führte den Namen von der Stadt Gontaud in Agenois. M. ſ. über ihn Brantome t. 3.

14.

(p. 12. Der Tod dieſes großen Generals ꝛc.

Er ſtarb zu Arras in der Abtey St. Vaaſt. Man beſchuldigte die Spanier, daß ſie ihn aus Eiferſucht vergiftet hätten. Aber die Wunde, die er im vorigen Jahre in Normandie bekommen hatte, und die fehlerhafte Bildung ſeines Körpers waren, wie man bey der Leichenöfnung fand, die einzigen Urſachen ſeines Todes. Cayet. ibid. 90. Man ſehe das Lob ſeiner großen Eigenſchaften bey de Thou, l. 104. Sein Körper wurde durch Lothringen nach Italien geführt,

und

und 160 schwarz behangene Pferde begleiteten ihn. Er war nur 48 Jahre alt. D'Aubigne' versichert, er habe sich beklagt, daß die Spanier ihm zweymal Gift beygebracht hätten, und die Italiener wären davon so überzeugt gewesen, daß sie nachher sich nie wieder mit den Spaniern hätten vertragen können. T. 3. l. 3. cap. 28. Dies ist auch Bongarsius Meynung l. 49.

15.

(p. 12. durch Houdan marschirte.)

Dies muß der 23ste oder 24ste May gewesen seyn, weil der Prinz von Parma in der Nacht vom 21sten auf den 22sten über die Seine gieng. Die zweyte Frau des Herrn von Rosny hieß: Rahel von Cochefilet, eine Tochter Jacobs Herrn von Vaucelas und Mariens von Arbaleste; sie war in ihrer ersten Ehe mit Franz Hurault Herrn von Chateaupers und von Marais, welcher 1598 starb, vermählt gewesen. Sie starb nach dem Herzog von Sully in einem Alter von 93 Jahren, im J. 1659.

16.

(p. 14. Eines Tages kam Buhy ꝛc.)

Peter Mornay von Buhy, ein Bruder des Du Plessis Mornay.

17.

(p. 17. Der Presidենt Jeannin ꝛc.)

Renat Jeannin, Baron von Montjeu, Presidենt beym Parlament zu Dijon.

18.

(p. 23. Des Abts von Bellozane ꝛc.)

Johann Touchard, Abt von Bellozane. — Ludwig Duret, Herr von Chevry, Leibarzt, und Carl Duret, Staatsrath, Presidենt der Rechnungskammer, Intendant und Generalkontroleur der Finanzen.

19.

(p. 24. Die beiden Lezkern aus dem Wege zu räumen ꝛc.)

Diese Beschuldigung findet sich bey keinem andern Schriftsteller, und gehört zu denen, womit der Herzog von Sully

nicht hätte hervortreten sollen, ohne den Beweis hinzu zu fügen.

20.

(p. 24. Den Kardinal von Bourbon zum König zu machen.)

Er hieß Carl, und war der dritte Sohn Ludwigs des Ersten, Prinzen von Conde'. Seine Brüder waren: Heinrich, Prinz von Conde'; Franz, Prinz von Conti; und Carl, Graf von Soissons.

21.

(p. 26. das Schicksal seiner Krone und sein Eignes anvertraute ꝛc.)

Nach dem Herrn de Thou hatten Kaspar von Schomberg, Herr von Nanteuil, der Staatssecretair Ludwig von Revol und er selbst großen Antheil an Heinrichs Entschluß, die Religion zu verändern. Kein Geschichtschreiber hat genau den Mann bezeichnen können, der endlich dies große Werk zu Stande brachte, und alle scheinen kaum an den Herrn von Sully gedacht zu haben. Aber dies nimmt den Beweisen, die in dieser ganzen Stelle darthun, daß größtentheils, und gewissermaßen ganz allein ihm diese Ehre gebührt, nichts von ihrer Stärke. Der Herzog von Sully besaß schon ganz das Wesentliche der Gunst seines Herrn, ehe man nur noch den leisesten Verdacht davon schöpfte; und, — welches man in der Geschichte des Königs und seines Freundes am allersonderbarsten finden wird, — auch schon lange Zeit, nachdem diese Gunst sich durch die höchsten Bedienungen und die ersten Stellen des Königreichs, welche der Minister bekleidete, gezeigt hatte, ja selbst bis an Heinrichs Tod, blieben sie beyde öffentlich in den Grenzen der strengsten Aufmerksamkeit, indeß in ihrem engeren Umgange eine gegenseitige Vertraulichkeit ein Zutrauen herrschten, die wol nie zwischen einem König und einem Unterthanen weiter getrieben worden sind. Daher kömmt es, daß bey einigen Geschichtschreibern Heinrich des Großen, die ohne jemals in das Kabinet zu dringen, sich begnügt haben, nur die äußere und öffentlich bekannte Gestalt der Angelegenheiten darzustellen, der Name Rosny gar nicht, und der Name Sully, den besser unterrichteten Personen so gut kennen, nur selten vorkömmt. —

Dieser

Dieser Anschein der Zurückhaltung und des Geheimnisses muß jedem beym ersten Anblick unbegreiflich vorkommen; aber man erwäge nur genau die Verhältnisse der damaligen Zeiten, und dabey Sully's Religion, so wird man leicht die Gründe einsehen, warum der König und der Minister dies Betragen annahmen, und selbst bis ans Ende nicht davon abgiengen. Dies ist keine von den geringsten Zügen der Geschicklichkeit und Klugheit dieser beyden großen Männer, und diese Anmerkung kann einmal für allemal gelten. „Schon „seit langer Zeit," sagt der Geschichtschreiber Matthieu, (t. 2. p. 278.) „hatte Rosny an den wichtigsten Angele„genheiten des Königs Antheil genommen. Zu den aller„geheimsten Geschäften wurde er schon bey dem Leben Hein„richs des Dritten gebraucht ꝛc."

23.

(p. 31. Sourdis und andre ꝛc.)

Renat von Rieux, Herr von Sourdeac. Johann von O, Herr von Manou, ein Bruder des Oberaufsehers über die Finanzen. Ludwig von l'Hopital, Herr von Vitry. Franz von Balzac, Herr von Entragues. Franz von Escombleau, Marquis von Sourdis. Joachim von Chateauvieux.

23.

(p. 35. Villeroy und Jeannin ꝛc.)

Ueber diese beiden Männer, denen der Herzog von Sully nicht immer Gerechtigkeit wiederfahren läßt, lese man nach: Matthieu t. 2. p. 66. 69. 86. ꝛc. — Chronologie novennaire l. 2. etc. — De Thou. — Mem. de Nevers. — Mem. de Villeroy. — u. a. m.

24.

(p. 39. Den Abt Du Perron ꝛc.)

Jakob Davy Du Perron, nachher Erzbischof von Evreux und endlich Kardinal. Es wird noch oft von ihm die Rede seyn.

25.

(p. 50. die Versammlung der Stände gehalten ꝛc.)

Sie war auf den 25sten Januar zusammenberufen worden, konnte aber erst am folgenden Tage im Louvre, wo man

dazu die nöthigen Einrichtungen gemacht hatte, eröfnet werden. Man ſehe über die Verhandlungen der Stände: De Thou l. 105. — Davila l. 13. Mem. de la Ligue t. 5. Mem. d'état de Villeroy, t. 4. Mem. de Nevers t. 2. Matth. t. 2. Chron. novenn. ad a. 1593. l. 5. Satyre Ménippée, u. a. m.

26.

(p. 51. ſalben zu laſſen. ꝛc.)

Man ſehe den Brief, den der Herzog von Parma über dieſe Sache an den König von Spanien ſchrieb. Chron. nov. l. 4. fol. 5.

27.

(p. 51. dem Herzog von Feria ꝛc.)

Lorenz Suare's de Figueroà y Cordova, Herzog von Feria.

28.

(p. 53. mit dem Kardinal von Bourbon.)

Clara Eugenia von Oeſterreich, die zweyte Tochter Philips des Zweyten. Der Herzog von Savoyen hatte die älteſte, Katharinen geheirathet. Es geſchah nicht eher, als bis man umſonſt verſucht hatte, durch Hülfe des Kardinals von Plazenz, als Legaten, und des Kardinals von Pelleve', Frankreich vermittelſt einer Heirath dieſer Prinzeſſin mit dem älteſten Bruder des Kaiſers, dem Erzherzog Ernſt, einer völlig Spaniſchen Herrſchaft zu unterwerfen. Villeroys Staatsdenkwürdigkeiten beſchuldigen den Hof zu Madrid, daß er blos dadurch die Franzöſiſche Krone verfehlte, weil er die Infantin nicht eher wollte abreiſen laſſen, als bis der Prinz, den man ihr zum Gemahl beſtimmte, zum König erklärt, und überall anerkannt wäre; aber es iſt nicht wahrſcheinlich, daß die Ankunft der Infantin alle Schwierigkeiten würde gehoben haben. De Thou erzählt: Eines Tages ſey die Partey, die den Herzog von Guiſe zum König machen wollte, durch die Vereinigung der Spanier mit der Franzöſiſchen Geiſtlichkeit ſo mächtig geworden, daß ohne die Widerſetzung ſeines eignen Oheims, des Herzogs von Mayenne, und die zur rechten Zeit ausgeſtreute Erklärung des Königs von Navarra, daß er die katholiſche Religion annehmen

nehmen wolle, nach aller Wahrscheinlichkeit der Herzog von Guise würde zum König ausgerufen worden seyn. Der Pater von Chalons sagt, nach Matthieu, in seiner Geschichte von Frankreich, t. 3. p. 257. „Man lobt den Herzog „von Guise, daß er bey dieser Gelegenheit eine so große Mäs„sigung bewies, und auch kein Zeichen von sich gab, als ob „er sich mit einer so angenehmen Hofnung schmeichelte, noch „auf irgend eine Art zu einem so erhabnen Glück sich „drängte."

29.

(p. 56. sich aus aller Macht.)

Alle Schriften aus jener Zeit reden von dem gewaltthätigen Verfahren und den heftigen Reden des Kardinal Legaten von Plazenz, beynahe aller Französischen Bischöfe, der Pfarrherren von Paris, und der Sorbonne. Ein Prediger erklärte die Worte der heiligen Schrift: Eripe me, Domine, de luto foecis, das heißt so viel, sagte er, als: Debourbonnez-nous, Seigneur. — Eine unzählige Menge ähnlicher Züge können auf keine Weise durch den Religionseifer entschuldigt werden. De Thou bemerkt, daß die Geistlichkeit der einzige von den drey Ständen war, der hartnäckig darauf bestand, zum Kriege zu rathen.

30.

(p. 57. auf Selles zu Nutze.)

Man betrachtete damals die Reise des Königs in die Gegend von Tours, und die Nothwendigkeit, worin er sich versetzte, die Belagerung der Stadt Selles in Berry aufzuheben, als beträchtliche Fehler.

31.

(p. 57. dem Kardinal von Gondy ꝛc.)

Peter von Retz, Kardinal von Gondy. — Johann von Vivonne Marquis von Pisany.

32.

(p. 57. zu Surene gehalten wurde ꝛc.)

Gegen das Ende des Aprils und im Anfang des Mays. Man sehe die Verhandlungen derselben im 8886sten Bande

der

der Mſſs de la Bibliotheque Royale; desgl. Mem. d'état de Villeroy t. 4. Matthieu und Capet ibid. u. a. m.

33.

(p. 60. nenne ich hier Villeroy ꝛc.)

Im erſten Theile ſeiner Staatsmemoiren, welche im Grunde blos eine Vertheidigung ſeines Betragens ſind, geſteht Villeroy, daß nichts in der Welt ihn würde haben bewegen können, auf Heinrichs Seite zu treten, wenn dieſer nicht die Religion verändert hätte. Eben ſo aufrichtig räumt er ſeine Verbindungen mit der Ligue und den Spaniern ein, und daß er den politiſchen Grundſatz gehabt habe, es ſey vortheilhafter für den König, ſich bey dem Frieden von England zu trennen und mit Spanien zu verbinden. Gegen alles übrige vertheidigt er ſich mit Nachdruck. Er betheuert, daß er nie von Madrid Geld empfangen, nie den Verſammlungen der Stände oder irgend einer andern Berathſchlagung anders, als mit der aufrichtigen Abſicht, für den König und für den Frieden zu arbeiten, beygewohnt habe. Ueber den Eid der Ligiſten, von dem der Herzog von Sully hier ſpricht, und welcher die ſchwerſte Beſchuldigung iſt, wird Villeroy beym Matthieu, t. 2. p. 153 ꝛc. und Chron. novenn. l. 5. fol. 229, gerechtfertigt. Der überzeugendſte Beweis ſeiner Unſchuld iſt, daß der Herzog von Mayenne, da Villeroy ihm dieſen ſtrafbaren Schritt vorrückte, die Antwort gab: „Ich habe von dieſem Eide weder „Ihnen nach dem Preſidenten Jeannin etwas ſagen wollen, „weil ich dem Legaten und den Spaniern mein Wort gegeben hatte, es nicht zu thun, und auch ſehr gut wußte, „daß Sie dies Hülfsmittel nie würden gebilligt haben.“ Matth. l. c. p. 155.

34.

(p. 65. wo blos über Religion diſputirt wurde ꝛc.)

Zu la Villette, zu Pontoiſe, zu Mante und an andern Orten.

35.

(p. 66. der Admiral von Biron ꝛc.)

Carl von Gontaut, der Sohn des Marſchalls, der zum Admiral der Royaliſten ernannt war.

36.

36.

(p. 69. Zusammenkünften und Controversen ꝛc.)

Alle diese Reden der Kardinäle und der Französischen Prälaten findet man im 9214ten Bande der Mss. de la Bibl. du Roi.

37.

(p. 76. oder schmeichelten durch eine angenommene Verwirrung ꝛc.)

D'Aubigne' nennt einige von diesen Protestanten. Er sagt auch, daß des Königs Geliebte, die Marquisin von Monceaux großen Antheil daran hatte, weil sie sich schmeichelte, selbst Königin zu werden, wenn Heinrich gekrönt würde. D'Aub. t. 3. l. 3. cap. 22.

38.

(p. 70. für unersetzlich ansehen muß.)

Der Prediger von la Faye machte dem König Vorstellungen im Namen der Protestanten. Heinrich antwortete: Wenn ich euerm Rath folgte, so würde in kurzer Zeit kein König und kein Königreich mehr in Frankreich seyn. Ich wünsche allen meinen Unterthanen Frieden, und meiner Seele Ruhe zu verschaffen. Ueberlegt unter einander, was zu eurer Sicherheit nöthig ist, ich werde immer bereit seyn, euch zu befriedigen. Chron. nov. ibid.

39.

(p. 71. zu diesem Schritt zu erhalten ꝛc.)

Er fand immer, daß er bey seiner Abschwörung viel wagte. Deswegen schrieb er dem Fräulein von Estrées: „Den Sonntag werde ich den gefährlichen Schritt thun. „Jetzt, da ich Ihnen schreibe, habe ich hundert Ueberläufige auf dem Halse, welche mir Saint Denys eben so verhaßt machen werden, als Mante es Ihnen ist ꝛc." Recueil de lettres. Journal de Henri III. p. 281. T. 1.

40.

(p. 72. mich bey einer Beschreibung aufzuhalten ꝛc.)

Man sehe außer den oben angeführten Geschichtschreibern, noch Mezerai, und den 8935sten Band der Mss de la Bibl. du Roi.

41.

41.

(p. 73. und der König selbst wollten nicht ꝛc.)

„ Nichts von Requiem, schrie Heinrich, ich bin „ noch nicht todt. "

42.

(p. 73. und die Formel wurde so aufgesetzt ꝛc.)

Man sehe das Original davon in den alten Sullyschen Memoiren. Du Plessis-Murnay und nach ihm Mezeray werfen den Katholiken vor, daß dies erste Glaubensbekenntniß, welches man bey Seite gelegt hatte, dennoch dem Pabst überschickt wurde, und daß Lomeni die Hand des Königs nachmachte, als ob dieser die Formel geschrieben und unterzeichnet hätte. l. 1. p. 198. und l. 2. p. 107.

43.

(p. 73. zur allgemeinen Zufriedenheit geschah.)

Der König legte seine Abschwörung gegen Reinald oder Bernhard von Beaune von Samblanzai, den Erzbischof von Bourges, ab. Der Kardinal von Bourbon, der die Priesterweihe nicht empfangen hatte, und neun andere Bischöfe standen dem Erzbischof bey. Als Heinrich kam, um in die Kirche von Saint Denys zu gehen, fragte ihn der Prälat: „ Wer sind Sie? Heinrich antwortete: Ich „ bin der König. — Was verlangen Sie? Ich „ verlange in den Schooß der katholischen, apostolischen, „ Römischen Kirche aufgenommen zu werden. Wollen „ Sie es? setzte der Erzbischof hinzu. Ja, ich will und „ verlange es, erwiederte der König, warf sich auf die Knie „ nieder, und fuhr fort: Ich betheure und schwöre im Angesicht Gottes des Allmächtigen, daß ich in der katholischen, apostolischen, Römischen Religion leben und sterben, „ sie beschützen, und gegen Jedermann mit Gefahr meines „ Bluts und Lebens vertheidigen will, und daß ich allen Ketzereyen, die dieser katholischen, apostolischen und Römischen „ Kirche zuwider sind, entsage. " Darauf gab er eben diese Formel schriftlich dem Erzbischof in die Hände, welcher ihm seinen Ring zu küssen reichte, ihm mit lauter Stimme die Absolution gab, und während des Te Deum's seine Beichte hörte ꝛc. Man sehe alle diese Ceremonien bey den Geschichtschreibern. Cayet l. 5. p. 222. ꝛc. Matthieu. u. a. m.

Anmer-

Anmerkungen
zu dem
sechsten Buche.

1.

(p. 74. der Herzog von Nevers nach Rom abgesandt ꝛc.)

Clemens VIII. weigerte sich, den Herzog von Nevers als Bothschafter anzuerkennen, und wollte die Französischen Prälaten nöthigen, sich vor dem Großinquisitor zu stellen, weil er behauptete, die Bischöfe von Frankreich hätten den König nicht lossprechen können. De Thou lobt die Standhaftigkeit, die Klugheit und das ganze Betragen des Herzogs von Nevers bey dieser Gelegenheit. l. 108. Mem. de Nevers, t. 2. Mſſ. de la Bibl. du Roi. Bey diesen Geschichtschreibern findet man auch ausführliche Nachricht von den Gesandtschaften der Herzoge von Nevers und Luxemburg, und von den Unterhandlungen des Pater Olivieri und der Aebte Du Perron und d'Ossat. Der heilige Vater ließ noch lange auf die Absolution warten, die er doch gern ertheilen wollte, und empfieng den la Clielle, der ihm Heinrichs des Vierten Briefe überbrachte, sehr übel. Der Pater Olivieri, der zugegen war, merkte, daß der Zorn des Pabstes nur verstellt war, und sagte scherzend zu ihm: „Heiliger Vater, wenn der Teufel selbst Ew. Heiligkeit um Gehör bäte, und es wäre Hofnung da, ihn zu bekehren, so „könnten Sie mit gutem Gewissen ihn nicht abweisen.“ Der Pabst mußte über diesen Einfall lächeln.

2.

(p. 76. den sie zu Surene erhalten hatten ꝛc.)

Oder zu la Villette, zwischen Paris und Saint Denys, wie es in den Denkwürdigkeiten der Ligue steht. Der Stillstand gieng vom letzten Julius an, und wurde den folgenden Tag zu Paris bekannt gemacht.

3.

(p. 77. unmöglich war, durchzukommen ꝛc.)

„Sie dürften nach dem Anblick eines Königs, „ sagte Heinrich IV. l'Etoile, ibid. — „Mir ist ein lächerlicher „Streich in der Kirche begegnet, schrieb er dem Fräulein „von Estrées, eine achtzigjährige Frau kriegte mich beym „Kopfe und küßte mich. Ich war der letzte, der drüber lach„te. Morgen sollen Sie die Entweihung von meinem Mun„de nehmen ꝛc.“ Recueil des lettres de Henri IV. l. c.

4.

(p. 78. und der Infantin ꝛc.)

Clara Isabella Eugenia, Philips II. Tochter.

5.

(p. 79. la Varenne dazu bestimmte ꝛc.)

Er hieß Wilhelm Fouquet, aber er nannte sich la Varenne nach dem Marquisat la Varenne in Anjou, welches er gekauft hatte. Seine erste Bedienung war die eines Kochs bey der Schwester des Königs. Wenn es wahr ist, daß diese Prinzessin, da sie ihm in seinen glücklichen Umständen eines Tages begegnete, zu ihm gesagt hat: La Varenne, tu as plus gagné, à porter les poulets (Liebesbriefgen) de mon frere, qu'à piquer les miens (Hühner); so kann man daraus schließen, daß er sich eben nicht der ehrenvollsten Mittel bediente, um sein Glück bey dem König zu machen. Er wurde erst Mantelträger bey Heinrich dem Vierten, dann Staatsrath und General-Controlleur der Posten. Stets lebte er in der engsten Vertraulichkeit mit seinem Herrn, welcher ihn in den Adelstand erhob. La Varenne gab seinem Sohn einen Edelmann, ihn zu bedienen. „Was? sagte Heinrich, als er dies erfuhr, wenn „Du Deinen Sohn in die Dienste eines Edelmanns gegeben hättest, das hätte ich allenfalls noch mir denken kön„nen; aber daß Du einen Edelmann für ihn angenommen „hast, das ist mir unbegreiflich.“ — Man erzählt noch, daß La Varenne, da er einst ein Gnadengeschenk von dem König erhalten hatte, über welches ihm der Kanzler Bellievre einige Schwierigkeiten machte, zu diesem sagte: „Thun Sie nicht so wichtig, Herr Kanzler. Sie müs„sen wissen, wenn mein Herr fünf und zwanzig Jahr jün-

ger

ganz wäre, so gäbe ich mein Amt nicht für das Ihrige." — Man sehe D'Aubigné Geneal. de Ste Marthe. Mem. de Mr. le Duc d'Angoulême. Mem. de Du Plessis. Menagiana, etc. etc. Cayet t. 5. p. 276. spricht hingegen auf eine ganz andre Art von der Gesandtschaft nach Spanien.

6.

(p. 80. Der König erhielt deren nur zu viel ꝛc.)

Cayet, Chronol. Novenn. l. 5. p. 280 spricht noch deutlicher von diesen Verschwörungen gegen Heinrichs Leben. Morisot sagt, ein Flamänder, Avenius, sey nach Saint Denis gekommen, um den König zu ermorden; da er aber gesehen hätte, mit welcher Andacht er der Messe beywohnte, sey er ihm zu Füßen gefallen, und habe um Verzeihung gebeten; nachher aber im Jahr 1593, da er einen zweyten Versuch gemacht hätte, sey er gerädert worden. Cap. 33.

7.

(p. 81. von Lion abgereiset sey.)

Peter Barriere oder la Barre, ein Schiffer aus Orleans. Davila (l. 4.) erzählt diese Sache auf eine verschiedne Art. Die Denkwürdigkeiten der Ligue geben in der That einem Jesuiten zu Paris und einem Kapuziner zu Lion große Schuld, aber ohne weder den einen, noch den andern zu nennen. De Thou sagt ausdrücklich (l. 107.) dieser Jesuit sey der Pater Varade, Rector des Kollegiums zu Paris gewesen. Mezerai (l. 62.) spricht davon in denselben Ausdrücken, da er blos De Thou ausgeschrieben hat.

Was aber auch diese Schriftsteller sagen mögen, so ist doch gewiß, daß Barriere, als er auf die Folter gespannt wurde, um diejenigen anzugeben, die ihn bewogen hätten, dem König nach dem Leben zu stehen, den Pater Varade nicht nannte; eben so ist es auch gewiß, daß man keine Untersuchung gegen diesen anfieng, daß er in dem ganzen Lauf des Prozesses nicht angegriffen wurde, und daß er auch noch, nachdem der König schon in Paris war, in der Stadt blieb. Als in dem folgenden Jahre (1594) Anton Arnaud in seiner Klagschrift für die Universität den Jesuiten das Verbrechen des Pater Varade vorwarf, leugneten es seine Mit-

brüder mit Nachdruck, und der Advocat konnte es nicht beweisen. Hist. de l'Univ. de Paris, t. 6. pag. 884.

Der Pater Seraphin Banchi entdeckte die Verschwörung, und der Edelmann, welcher von Lyon abreisete, um den König zu warnen, und Barriere und Melún erkannte, hieß Brancaleon. Chronol. Nov. l. c. — Heinrich erzählte seinem Geschichtschreiber Matthieu, da er mit ihm von dieser Freveltat sprach, der Bösewicht hätte dreymal Gelegenheit gehabt, ihn zu ermorden: auf der Jagd, da er Früchte von einem Baum gepflückt hätte, und in der Kirche zu Saint Denis; und Barriere hätte eben so, wie Clement mit seinen Mitverschwornen ausgemacht gehabt, eine Menge unschuldiger Personen und besonders verschiedene Prinzen und Große in seiner Anklage anzugeben. Matth. t. 2. l. 1. pag. 150.

8.

(p. 82. zu Andresy und Milly fort ꝛc.)

Desgleichen zu Pontoise und zu Fleury, einem Schloß in Pontoise, welches dem Grand-maitre des eaux et forets, Heinrich Clausse, gehörte. Die Katholiken, welche ihnen beywohnten, waren, nach de Thou's Angabe, die Herren von Villeroy, Schomberg, Belin, Revol, Jeannin und de Thou selbst, welcher auch zu verstehen giebt, daß man mehr von Politik als von Religion gesprochen habe.

9.

(p. 82. von der Frau von Simiers ꝛc.)

Louise von l'Hopital-Vitry, Gemahlin Jakobs von Simiers, welcher Grand maître de la Garderobe des Herzogs von Alençon war.

10.

(p. 83. der Baron von Medavy ꝛc.)

Peter Roupel, Baron von Medavy, Graf von Grancey, Lieutenant-General der Normandie und Staatsrath, starb 1617. Er besaß eine seltene Stärke des Körpers.

11.

Digitized by Google

11.

(p. 83. Bois-Rosé ꝛc.)

M. von Goustiminil oder Gousminil, Herr von Bois-Rosé. Man sehe Chronol. nov. t. 5. p. 94.

12.

(p. 86. der Kommenthur Grillon ꝛc.)

Thomas Berton, Gouverneur von Honfleur, Grillons Bruder.

13.

(p. 87. Joyeuse und Montpezat ꝛc.)

Franz, der zweyte von den sieben Söhnen Wilhelms von Joyeuse. — Heinrich Desprez, Herr von Montpezat.

14.

(p. 88. den Graf von Chaligny ꝛc.)

Heinrich von Lothringen, Graf von Chaligny, aus dem Hause Moüy.

15.

(p. 90. einen edlen und natürlichen Stolz ꝛc.)

De Thou sagt von dem Admiral von Villars, daß er einen rauhen und stolzen Geist hatte.

16.

(p. 90. in bloße Bewegungen verwandelt hatte ꝛc.)

Folgende Anecdote, welche aus den Denkwürdigkeiten des Lebens des Presidenten de Thou gezogen ist, beweiset was Sully hier von Heinrichs Character sagt: „Eines „Tages kam Grillon in das Kabinet des Königs, um „sich wegen dieser Sache (daß er nehmlich durch sein öfters Hin- und Hergehen bey der Belagerung von Rouen, um mit Villars in Unterhandlung zu treten, diesem Gelegenheit gegeben hätte, den wütenden Ausfall zu thun, von dem oben die Rede gewesen ist) zu entschuldigen; von Ent„schuldigungen kam er zum Streiten, und vom Strei„ten zu heftigen Reden und Flüchen. Der König, dem

„ es verdroß, daß Grillon so lange in diesem Ton fort-
„ fuhr, befahl ihm endlich, hinaus zu gehen; da jener aber
„ alle Augenblicke bey der Thür wieder umkehrte, und Hein-
„ rich vor Zorn und Ungeduld erblaßte, so geriethen die
„ Umstehenden in Furcht, er möchte einem von ihnen den
„ Degen wegreißen, und diesen Menschen für seine Unver-
„ schämtheit durchbohren. Endlich gieng Grillon fort, und
„ der König faßte sich wieder. Er wendete sich nun gegen
„ die Herren, die bey ihm waren, und mit de Thou seine
„ Geduld bey einer so strafbaren Brutalität bewundert hat-
„ ten, und sagte zu ihnen: Ich bin zornig von Natur, aber
„ seitdem ich mich kenne, bin ich stets gegen eine Leiden-
„ schaft auf meiner Hut gewesen, der es so gefährlich ist,
„ Gehör zu geben. Ich weiß aus Erfahrung, daß sie eine
„ schlechte Rathgeberin ist, und es ist mir lieb, gute Zeu-
„ gen meiner Mäßigung zu haben. — Es ist gewiß, daß
„ sein Temperament, die beständigen Mühseeligkeiten und
„ die verschiednen Verhältnisse seines Lebens ihm eine sol-
„ che Stärke der Seele gegeben hatten, daß er seines Zorns
„ weit mehr Meister war, als seiner Leidenschaft für die
„ Wollust. Man bemerkte, daß während des Zanks mit Gril-
„ lon, der Marschall von Biron, der bey dem König war,
„ und auf einem Koffer saß, sich stellte, als ob er schliefe,
„ und immer fester zu schlafen schien, je mehr sich der Streit
„ erhitzte, obgleich Grillon gleich anfangs sich ihm genähert
„ und mit gellender Stimme ihm in die Ohren geschrien
„ hatte, er wäre ein schäbigter, beißiger Hund. Die gan-
„ ze Gesellschaft war überzeugt, er hätte sich nur gestellt, so
„ fest zu schlafen, um sich nicht mit einem Wütenden ein-
„ lassen zu müssen, welches er nicht hätte vermeiden kön-
„ nen, wenn er gewacht hätte. Man glaubte auch, er ha-
„ be dem König die ganze Last dieser Unterredung über-
„ lassen wollen. „

17.

(p. 91. die Gräfin von Guiche ꝛc.)

Dieselbe, welche Heinrich IV geliebt hatte, aber sie war sehr dick, und im Gesichte fett und roth geworden. Journal du Regne d'Henri III. t. 1. p. 270.

18.

18.

(p. 100. unbeschränkte Vollmacht ꝛc.)

Die Familie des Herzogs von Sully besitzt die Originale dieser Vollmacht und verschiedner Briefe des Herzogs über diese Sache.

19.

(p. 100. des Herzogs von Aumale ꝛc.)

Carl von Lothringen, Herzog von Aumale starb 1631 zu Brüssel. Seine Gemahlin war Maria von Lothringen, eine Tochter Renats, Herzogs von Elbeuf.

20.

(p. 104. als ich zu Villars gieng ꝛc.)

Villars wird in den Geschichten seiner Zeit als ein sehr heftiger und stolzer Mann vorgestellt. Man hat bemerkt, daß von allen denen, die es versuchten, einen Vergleich zwischen ihm und dem König zu schließen, keiner es zu Stande bringen konnte, als Rosny. Mem. pour l'hist. de France t. 2. Auch de Thou (l. 109.) spricht mit Lobeserhebungen von dieser Unterhandlung des Herrn von Rosny.

21.

(p. 115. einer so wichtigen Stadt als Paris ꝛc.)

Das Parlament gab bey dieser Gelegenheit ein Arret, welches für den Grafen von Belin sehr ehrenvoll war. Es ermahnt darin die Bürger, sich der Vertreibung desselben zu widersetzen, und lieber selbst mit ihm Paris zu verlassen. Mem. pour l'hist. de France, t. 2. Mem. de la Ligue, t. 6.

22.

(p. 115. Brissac ꝛc.)

Carl von Cosse', Graf von Brissac, Marschall von Frankreich.

23.

(p. 116. Brissac machte es eben so ꝛc.)

Der Herzog von Mayenne wurde, wie de Thou erzählt, durch seine Mutter, die Herzogin von Guise, vor

Brissac's Verrätherey gewarnt, aber er wollte es nicht glauben. Man sehe über die Einnahme von Paris Matth. t. 2. l. 1. p. 174. — Chron. novenn. l. 6. pag. 334. u. a. m.

24.

(p. 116. Saint Luc. ꝛc.)

Franz von Epinay, Herr von Saint Luc, Generals Feld-Zeugmeister.

25.

(p. 177. Herr von O ꝛc.)

Die Ligue hatte ihm dies Gouvernement entrissen, welches er von Heinrich III. hatte. Peref. p. 2.

26.

(p. 117. Die ihn feierlich empfiengen ꝛc.)

Der Prevôt des Marchands Johann l'Huilier antwortete dem Marschall von Brissac, welcher zu ihm sagte: man muß dem Kaiser geben, was des Kaisers ist; —, ja, man muß es ihm geben, aber nicht verkaufen. Mem. pour l'hist. de France. — Das Journal de l'Etoile legt diese Rede in den Mund des Königs. L'Huilier wurde mit der Stelle eines Presidenten der Rechnungskammer und Staatsraths belohnt; der Echevin Martin Langlois wurde Prevot des Marchands. — le Grain, l. 6. — Man liest in einer Rede in dem Mss. de la Bibl. du Roi, Vol. 9033, daß Heinrich, als er durch das Neue Thor, welches nachher das Conferenz-Thor genannt wurde, in die Stadt kam, verschiedene Male umkehrte, und wie der hinein gieng, weil er ungeachtet der Versicherungen des Prevot und der Echevins immer noch fürchtete, man möchte nur gesucht haben, ihn mit seinen Leuten nach Paris zu locken, um sie nieder zu hauen und sich seiner Person zu bemächtigen.

27.

(p. 117. und die Absicht ihres Herrn ꝛc.)

Der König bemerkte einen Soldaten, der einem Becker mit Gewalt ein Brodt entreissen wollte; sogleich rannte er auf ihn zu, und wollte ihn umbringen. Journ. de l'Etoile. — La Nove war von Gerichtsdienern wegen einer Schuld, die sein Vater in Heinrichs Diensten gemacht hatte, angehalten worden. Er lief zu dem König, um sich

über

über diese Grobheit zu beklagen; Heinrich antwortete öffentlich: „La Nove, man muß seine Schulden bezahlen; bezahle ich doch die Meinigen.“ Nachher aber zog er ihn auf die Seite, und gab ihm einen Theil seines Schmucks, um ihn den Schuldnern zum Pfande zu lassen, welche la Nove's Gepäcke mit Arrest belegt hatten. Péref. part. 2.

28.

(p. 118. über eine so unerwartete Neuigkeit voll Erstaunen ꝛc.)

Als die Spanier, welche Langlois grade mit Anecdoten aus der Römischen Geschichte unterhielt, die Nachricht erhielten, schrie der Herzog von Feria zu verschiedenen Malen: Ach! ein großer König, ein großer König! — Journ. de P. de l'Etoile.

29.

(p. 118. sich zurückzogen.)

Der König wollte sie abziehen sehen, und stand deswegen an einem Fenster über dem Thor Saint-Denis. Sie grüßten ihn alle, indem sie den Hut abzogen und sich sehr tief verneigten. Er erwiederte den Gruß aller Anführer mit großer Höflichkeit, indem er zugleich rief: „empfehlen „Sie mich Ihrem Herrn, und gehn Sie in Gottes Namen, — aber versuchen Sie's nicht noch einmal.“ Peref. part. 2.

30.

(p. 118. General-Pardon ꝛc.)

Alle gleichzeitige Schriften sind voll von Zügen von Heinrichs Gnade, und zugleich von den lebhaften und witzigen Antworten, die er gab. Ein Ligeur kam eines Tages zu ihm, da er sich mit dem Spiel belustigte. „Kommen „Sie, rief Heinrich, seyn Sie willkommen. Wenn wir gewinnen, werden Sie auf unsrer Seite seyn.“ le Grain l. 10.

31.

(p. 118. Die Herzogin von Montpensier ꝛc.

Catharina Maria von Lothringen, Wittwe Ludwigs von Bourbon, Herzogs von Montpensier.

32.

(p. 120. später als alle andre, seinen Vergleich ꝛc.)

De Thou sagt bey dieser Gelegenheit gerade das Gegentheil. Er behauptet (l. 108.) Villeroy habe sich schon lange mit dem König verglichen gehabt, aber er habe dieß geheim gehalten, weil der König es zum Nutzen seiner eignen Angelegenheiten so wollte, damit Villeroy sich noch der Gewalt, die er über den Herzog von Mayenne hatte, bedienen könnte, um diesen auch auf Heinrichs Seite zu ziehen. Matthieu ist derselben Meynung, und Cayet schwankt zwischen beiden.

Indessen gereicht es immer Villeroy zum Vorwurf, daß er nicht ein wenig mehr Großmuth bey einer Gelegenheit, wo sie so schön angebracht gewesen wäre, zeigte. Auch ausser den Vortheilen, welche hier genannt sind, gewann er bey seinem Vergleich noch die Statthalterschaft von Lion für seinen Sohn, den Marquis von Alincourt. — P. de l'Etoile giebt auch Villeroy'n einen zu eigennützigen Character schuld. „Heinrich IV, sagt er in seinem Journal, „war einst mit zwölf oder funfzehn Personen seines Hofes „nach Villeroy gegangen, um da eine einfache Mahlzeit einzunehmen. Bey Tische sagte er zu ihnen: Wir speisen „hier alle im Wirthshause, meine Freunde; wir wollen uns „für unser Geld was zu Gute thun, denn wir haben einen „Wirth, der uns die Zeche theuer genug wird bezahlen „lassen."

33.

(p. 126. der Ritter von Oise ꝛc.)

Georg von Brancas - Villars, Ritter von Oise, der Bruder des Admirals.

34.

(p. 131. Diese Schenkung wurde öffentlich bekannt, ꝛc.)

„Die Gemüthsart des Herrn von Rosny stimmte vollkommen mit des Königs seiner überein. Als Heinrich ihm „die Finanzen anvertrauete, verlangte er von ihm, er möchte nie irgend ein Geschenk nehmen, ohne es ihm anzuzeigen. Wenn aber Rosny ihm Nachricht davon gab, so „willigte er stets darein, und war selbst so froh, daß ein „Minister, der ihm so gut diente, auch seinen Vortheil da-

„bey

„bey fand, daß er oft das Geschenk noch vermehrte, um „ihm Lust zu machen, seine Schuldigkeit immer besser zu „thun. Rosny nahm aber nie eine Schenkung an, wenn „sie nicht gehörig in der Rechnungskammer verificirt war, „damit alle Welt die Freygebigkeit seines Herrn erfahren „und Niemand ihm den Vorwurf machen könnte, daß er die „Gunst desselben anwendete, um seine Kassen zu erschöpfen.“ Peref. p. 225. — Dieser Schriftsteller wußte damals noch nicht, was Sully's Bescheidenheit verschwiegen hatte, daß die erste Idee einer so weisen und gut ausgedachten Einrichtung von dem Minister selbst hergekommen war.

35.

(p. 133. Den Herzog von Nemours.)

Carl Emmanuel von Savoyen, Herzog von Nemours, ein Sohn Jacobs mit Annen von Este, deren erster Gemahl Franz von Lothringen Herzog von Guise gewesen war.

36.

(p. 133. seines neuen Reichs versichert. ꝛc.)

Nach Péréfixe war der Herzog von Mayenne selbst der Urheber dieses Aufruhrs zu Lion, weil er seinem Stiefbruder diese Stadt entreißen wollte. — Uebrigens geben alle gleichzeitige Schriftsteller dem Herzog von Nemours das Lob, daß er einer der liebenswürdigsten Männer unter den Großen Frankreichs war. Man sehe in den Mem. de Brantome, t. 3. Art. M. de Nemours, pag. 1. folg. die Lobrede auf ihn und seinen Bruder Heinrich von Savoyen-Nemours, Marquis von Saint-Sorlin. — Ueber die Begebenheiten zu Lion s. Cayet, l. 6. fol. 299.

37.

(p. 134. Balagny ꝛc.)

Johann von Montluc, natürlicher Sohn des Bischofs von Valence, Johann von Montluc.

38.

(p. 136. Ein gewisser Du-Bourg ꝛc.)

Er wollte lieber öffentlich und mit der schwarzen Schärpe die Bastille verlassen, als sie dem König für Geld übergeben. — P. de l'Etoile — Cayet, t. 2. pag. 691. Er hieß Anton du Maine genannt du Bourg oder l'Espinasse.

39.

(p. 136. Der Graf von Sommerive ꝛc.)

Carl Emmanuel von Lothringen, Graf von Sommerive.

40.

(p. 136. Grafen von Guiche, ꝛc.)

Philibert von La Guiche, Statthalter von Lion, wurde General-Feld-Zeugmeister 1578 als der Marschall von Biron diese Stelle niederlegte.

41.

(p. 136. Der Graf von Auvergne ꝛc.)

Von diesem wird noch oft die Rede seyn. Er hieß Carl von Valois, in der Folge Herzog von Angoulême und Groß Prior von Frankreich; und war der natürliche Sohn Carls IX. mit Marie Touchet, Frau von Belleville, einer Tochter des Lieutenant-particulier von Orleans. Sie starb 1638, in einem Alter von 89 Jahren, und der Herzog von Angoulême 1639. Sein Stiefvater war Franz von Balzac, Herr von Entragues, welcher Marien Touchet heirathete, und mit ihr, Heinrichs Geliebte, Henrietten von Balzac, welche nachher Marquise von Verneuil hieß, erzeugte.

42.

(p. 140. Die Königin von Schottland ꝛc.)

Maria von Lothringen, eine Tochter des Herzogs Claudius von Guise, vermählte sich 1530 mit Jacob Stuart dem König von Schottland.

43.

(p. 142. Den Herren von Chiverny ꝛc.)

Philipp Hurault von Chiverny, Kanzler von Frankreich. — N. von Pontcarre', Requeten Meister. — Pomponius von Bellievre. — Andreas Hurault, Herr von Maisse, dieser wurde im folgenden Jahre als Botschafter nach Venedig geschickt.

44.

(p. 142. ihre Gönner bey der Ligue ꝛc.)

Der Kardinal von Bourbon, der Sür-Intendant von O, der königliche Advokat Anton Seguier und viele andere verwendeten sich öffentlich für die Jesuiten.

45.

45.

(p. 142. Duret und Versoris ꝛc.)

Der Prozeß wurde am 18 April 1594 bey verschloßnen Thüren abgehandelt. Anton Arnaud sprach für die Universität, Ludwig Dolle für die Pfarrherren, und Claudius Duret nur mit wenigen Worten für die Jesuiten. Der Jesuit und Syndikus des Kollegiums von Clermont, welches nachher das Kollegium Ludwigs des Großen genannt wurde, Peter Barne vertheidigte sie weitläuftig. Schon seit dreyßig Jahren war wegen ihrer Einführung in dem Königreiche ein Prozeß beym Parlament anhängig; und anstatt ein Endurtheil zu sprechen, entschied das Parlament, daß die Klagen der Universität und der Pfarrherren von Paris zu den Actenstücken jenes ersten Prozesses geschlagen werden sollten; welches man denn sehr leicht verhindern konnte. De Thou l. 110. Hist. de l' Univ. de Paris t. 6. pag. 866. u. a. m.

46.

(p. 143. Herren von Longueville ꝛc.)

Heinrich von Orleans, Herzog von Longueville ꝛc.

47.

(p. 146. der beyden einzigen Abteien ꝛc.)

Notre Dame von Absie in Poitou, und das Priorat von Saint Pierre von Pontoise.

48.

(p. 149. Givry, Moutigny ꝛc.)

Anna von Anglure, Baron von Givry. Er wurde wenige Tage nachher vor Laon getödtet, und von dem König sehr bedauert. — Franz von la Grange Herr von Montigny. — Claudius von Lisle, Herr von Marivault.

49.

(p. 151. Guitry ꝛc.)

Dieser muß nicht mit Johann Chaumont von Guitry, von dem schon oft die Rede gewesen ist, verwechselt werden. Er war 1592 gestorben. De Thou l. 103. Der Guitry, welcher hier genannt wird, führte den Namen, weil er die Erbin dieses Hauses geheirathet hatte. — Chronol. nov. t. 4. pag. 23.

50.

(p. 153. dem Fräulein von Saint-Genies ꝛc.)

Eine Tochter Elias von Gontauld, Herrn von Badefou und Saint-Genies, Gouverneurs von Béarn und Vizekönigs von Navarra, und Jaquelinens von Bethune, der Schwester des Herrn von Rosny.

Anmerkungen
zu dem
siebenten Buche.

1.

(p. 165. mehr errathen, als er mir sagte. ꝛc.)

Der Geschichtschreiber des Herzogs von Bouillon schildert den Charakter desselben eben so, wie hier geschehen ist. „Er drückte sich, sagt er, mit Willen so verwirrt und so „dunkel aus, daß er seinen Worten allemal den Sinn geben konnte, der ihm gut dünkte. Er behauptete, es gäbe Gelegenheiten, wo man nicht umhin könnte, entweder „ganz zu schweigen, oder diese Weise zu beobachten, wenn „man durchaus reden müßte.“ Ein andrer seiner Grundsätze war, nach eben diesem Schriftsteller; „Man müßte sich „vor schriftlichen Erklärungen hüten. Worte, sagte er, kann „man auslegen, wie man will; man gesteht sie auch nicht „weiter ein, als in so fern es gut ist, dieses zu thun; „man verschanzt sich hinter das Mehr oder Weniger; man „räumt ein oder läugnet, wie es der Vortheil erfordert; „aber mit dem, was man geschrieben hat, verhält sichs ganz „anders, u. s. w.“ Sully hatte ganz entgegengesetzte Maximen. Manche Politiker werden vielleicht Bouillons Grundsätze nicht tadelnswürdig finden, aber gewiß ist keiner, der den Herzog von Sully nicht loben wird.

2.

Digitized by Google

2.

(p. 172. der Marschall von Aumont ꝛc.)

Er wurde im folgenden Jahre bey der Belagerung von Comper durch eine Kanonenkugel getödtet, welche ihm den Arm zerschmetterte. Als er sich verwundet fühlte, sagte er weiter nichts, als: ich habe genug. Er wurde von Jedermann hochgeschätzt und auch überall bedauert. Bey seinem Tode war er über siebenzig Jahre alt. Man sehe das Lob seiner großen Eigenschaften beym de Thou l. 113.

3.

(p. 172. und gefangen wurde.)

Carl von Crequi, Lrs Digueres Schwiegersohn, wurde, da er Aiguebelle, welches der Herzog von Savoyen belagerte, entsetzen wollte, geschlagen und gefangen genommen. Dieß geschah aber erst 1598. — Man sehe überhaupt über die Begebenheiten des Kriegs, die hier sehr zusammen gezogen sind, die schon oft angeführten Geschichtschreiber nach.

4.

(p. 172. des Präsidenten Jeannin ꝛc.)

Der Herzog von Sully beschuldigt vielleicht den Presidenten hier ohne hinreichende Gründe. Wenigstens sagt man, daß Jeannin schon zwey Jahre vorher bey seiner Rückkehr aus Spanien dem Herzog von Mayenne zu erst den Rath gegeben habe, sich zu vergleichen, weil er durch den Stolz und die Eitelkeit Philips II beleidigt worden war, der in den Unterhandlungen mit ihm sich immer der Ausdrücke: Meine Stadt Paris, meine Stadt Orleans, bediente, als ob Frankreich wirklich ihm gehört hätte.

5.

(p. 172. Bourgogne war die Provinz ꝛc.)

Sie war die Statthalterschaft des Herzogs von Mayenne.

6.

(p. 174. über seine Pfründen ꝛc.)

Er war Erzbischof von Rouen, Abt von Saint-Denis, von Saint-Germain-des-Prés, von Saint-Ouen, von Sainte-Catherine zu Rouen, von Orcamp u. s. w. De Thou schildert ihn als einen Prinzen, der die Wissenschaften

schaften liebte, ein guter Redner, sanft und von angenehmen Witze war, aber dabey sehr schwach von Character. Er starb den 28. Julius.

7.

(p. 175, war O nichts weniger als das.

Franz von O, Herr von Fresnes, Maillebois ꝛc. erster Kammerjunker, Gouverneur von Paris und Isle de France, Oberaufseher über die Finanzen u. s. w. „In seinen Ausschweifungen und Verschwendungen übertraf er „die Könige und die Prinzen. Bey seinen Abendessen ließ „er sich Pasteten vorsetzen, die von Muskus und Ambra „gemacht waren, und ihm das Stück auf 25 Thaler kosteten." Journal de l'Etoile, ad a. 1594. pag. 37.

8.

(p. 175. in der Liste der Bellegarde ꝛc.)

Roger von Saint, Larry von Bellegarde. — Aegidius von Souvrai. — Renat von Villequier. — Jacob Levis von Caylus, oder Quelus. — Franz von Epinai von Saint Luc. — Franz von Maugiron. — Paul Stuart von Caussade, Herr von Saint Mégrin. — Johann von Arces von Livarrot. — Anna von Joyeuse. — Johann Ludwig, und Bernhard von Nogaret. — Heinrich von Joyeuse Graf von Bouchage, nachher Kapuziner und Kardinal. — Johann von Saint-Larry von Thermes, oder August Baron von Thermes. — Obgleich Souvrai unter die Günstlinge Heinrichs III gehört, so verdient er doch nicht unter die so genannten Mignons dieses Fürsten gerechnet zu werden. Er war ein Mann von Verdienst und anerkannter Rechtschaffenheit, Heinrich III sagte, wenn er kein König und kein Fürst wäre, so möchte er Souvrai seyn. Er weigerte sich, den Auftrag zu unternehmen, den Heinrich III ihm zumuthete, den Marschall von Montmorency im Gefängniß umzubringen. De Thou l. 61.

9.

(p. 176. Lieramont, der Gouverneur von Catelet ꝛc.)

Franz von Dampierre, Herr von Lieramont.

10.

(p. 177. unter seinen Verwandten ꝛc.)

Er

Er hatte keine Kinder mit seiner Gemahlin Charlotte Catharine von Villequier. — Heinrich IV zeigte ihm einst beym Ballspiel einen Marqueur, der ihre Kugeln auf die Seite brachte, und setzte dann laut hinzu: Sie sehen wol, O, daß alle Welt uns bestiehlt. Le Grain, l. 7.

11.

(p. 177. des Herzogs von Guise, der durch seine Mutter ꝛc.)

Carl von Lothringen, Herzog von Guise. Seine Mutter war Catharina von Cleve, die Wittwe des zu Blois ermordeten Herzogs von Guise.

12.

(p. 180. Provinz Champagne betraf. ꝛc.)

Man sehe de Thou l. 111; er will auch einigen Antheil an diesem Vergleich gehabt haben.

13.

(p. 180. und Chiverny ꝛc.)

Philipp Hurault von Chiverny, Kanzler von Frankreich, starb 1599 in einem Alter von 72 Jahren.

14.

(p. 183. von Gèvres ꝛc.)

Der Staatssekretair Ludwig Potier von Gèvres; von ihm stammt die Linie Gevres, und von seinem ältern Bruder, Nikolaus Potier von Blanemenil, die Linie Novion ab.

15.

(p. 186. als das von Provence ꝛc.)

Er verlohr nachher diese Statthalterschaft unter dem Kardinal von Richelieu, welcher auch dem Herzog von Elbeuf die Picardie und dem Herzog von Bellegarde Bourgogne nahm.

16.

(p. 187. und aller Feinde des Staats ꝛc.)

Der Herzog von Guise war der Ligue verhaßt, weil er kurz vorher bey einem Aufruhr seinen Verweser in Champagne, den Herrn von Saint-Paul, einen eifrigen Ligisten, mit eigner Hand getödtet hatte.

17.

Digitized by Google

17.

(p. 188. die Eroberung von Marseille ꝛc.)

Zwey Bürger, Carl Casault und Ludwig von Aix waren im Begrif, diese Stadt den Spaniern zu überliefern, als der Herzog von Guise im Verständniß mit zwey andern Bürgern, den Gebrüdern Peter und Bartholomäus Libertat, Mittel fand, sich derselben zu bemächtigen. Sie tödteten den Casault, schlugen die Truppen der Spanischen Partey und ließen den Herzog von Guise durch die Porte Reale hinein, welcher die Unternehmung mit vieler Klugheit zu Stande brachte. Man sehe De Thou l. 116 — D'Aubigné, t. 3. l. 4. cap. 12. — Heinrich rief, als er die Unterwerfung von Marseille erfuhr: „Jetzt erst bin ich „König!" — In dem folgenden Feldzuge bewies der Herzog von Guise große Tapferkeit, da er die Spanier bey Gray verfolgte, und erlegte mit eigner Hand einen feindlichen Reuter, der ihn heraus gefordert hatte. Heinrich umarmte ihn und sagte die schönen Worte zu ihm: „Diejenigen, welche alte Beyspiele von Tugend vor sich finden, „müssen sie nachahmen, und für die, welche nach ihnen „kommen werden, erneuern." P. Matth. t. 2. l. 1. p. 192.

18.

(p. 189. Ville - Bois ꝛc.)

Diese Stadt liegt in Angoumois, und heißt jetzt la Valette. — Man sehe über die Handlungen des Herzogs von Epernon die Histoire de la vie du Duc d'Epernon, imprimée à Paris en 1665. Es ist unmöglich, ihn gegen alle Vorwürfe, die ihm hier gemacht werden, zu rechtfertigen; sein Geschichtschreiber selbst räumt dieses ein. Das einzige, was man sagen kann, ist, daß Sully vielleicht die Fehler, welche durch d'Epernons Betragen in seinen letzten Lebensjahren beynahe ganz wieder gut gemacht wurden, hier und da vergrößert hat.

19.

(p. 191. der Frau von Liancourt ꝛc.)

Dies ist die schöne Gabriele, welche mit Nikolaus von Amerval, Herrn von Liancourt, vermählt war. Sie wurde, wie man sagt, von ihrem Vater zu dieser Heirath, die gar nicht nach ihrem Geschmack war, gezwungen, aber Heinrich IV wußte die Vollziehung derselben zu verhindern.

Digitized by Google

20.

(p. 192. la Regnardiere ꝛc.)

La Regnardiere war eine Art von Spasmacher, „halb „Soldat, halb Advokat, und halb Edelmann, der alles, „was ihm in den Mund kam, herausſagte.“ So wird er in den Begebenheiten des Barons von Feneſte, wo viele Geſchichten von ihm vorkommen, geſchildert. L. 4. Cap. 7.

21.

(p. 192. der ehrliche Alibour ſtarb ꝛc.)

Das Journal de l'Etoile, und die Confeſſion de Sancy beſtätigen dieſe luſtige Geſchichte, ſo wie auch den Verdacht, daß ſie für den alten Alibour ein trauriges Ende nahm. Er war des Königs erſter Leibarzt, und wurde, wie man glaubte, auf Befehl der Frau von Liancourt vergiftet. Aber dieß alles iſt ohne hinreichende Beweiſe geſagt. — Man kann auch darüber nachleſen, was Sauval nach den öffentlichen Gerüchten und den ſatyriſchen Blättern von der heimlichen Liebesgeſchichte der ſchönen Gabriele mit dem Herzog von Bellegarde erzählt.

22.

(p. 193. und Sancy ꝛc.)

De Thou und Peréfixe ſagen, Sancy ſey vor Rosny einige Zeit Oberaufſeher der Finanzen geweſen. Dieß muß aber wahrſcheinlich nur von dem Anſehn verſtanden werden, welches er von ſelbſt über alle ſeine Kollegen ſich anmaßte, ſo wie Sully es auch in der Folge zu verſtehen giebt. Die gleichzeitigen Schriftſteller ſtimmen darin überein, daß man nicht eher etwas gewiſſes von dem Finanzrath ſagen kann, als bis Rosny das Oberhaupt deſſelben wurde. Man kann daher ihm am ſicherſten alles, was er darüber ſagt, glauben.

23.

(p. 193. Veränderung im Staatsrath ꝛc.)

Peréfixe (ad a. 1598. p. 224.) ſpricht von dieſer neuen Geſtalt des Finanz-Kollegiums eben ſo, wie der Herr von Rosny.

24.

(p. 196. den Vorſchlag im öffentlichen Staatsrath zu thun.)

De Thou ist ganz der Meinung, daß der Herzog von Bouillon der vornehmste Urheber dieses Kriegs gewesen sey, und sein eigner Geschichtschreiber gesteht aufrichtig, daß Bouillon, indem er diesen Rath gab, weit weniger den Vortheil des Staats und den Ruhm des Königs, als seinen Privat-Nutzen und das Interesse der Calvinisten vor Augen hatte, denen der Krieg nöthig war, um die vortheilhaften Bedingungen, welche ihnen das Edict von Nantes gab, zu erlangen. Ungeachtet der Gründe zum Kriege, welche man in den Mss. de la Bibl. du Roi, vol. 8955, und in der Erklärung des Königs im 6ten Band der Denkwürdigkeiten der Ligue aus einander gesetzt findet, sind doch alle guten Schriftsteller und alle scharfsichtigen Männer über die Voreiligkeit und Unbesonnenheit, womit Heinrich diese Unternehmung anfieng, die noch weit schlimmere Folgen hätte haben können, als sie in der That nach sich zog, mit dem Herzog von Sully völlig einer Meinung.

25.

(p. 198. in seinem Zimmer im Louvre ꝛc.)

Nach andern in dem Zimmer der Marquisin von Monceaux im Hotel de Schomberg hinter dem Louvre. Eigentlich war es aber an keinem von diesen beyden Orten. Ein Register des Pariser Rathhauses, welches Piganiole (im 1ten Bande der Beschreibung von Paris) anführt, bezeugt, daß die schöne Gabriele damals im Hotel d'Estrées wohnte, und daß der König hier verwundet wurde.

26.

(p. 198. in dem Gedränge zu retten.)

„In dem Augenblick, wo der König sich verwundet „fühlte, sah er um sich und erblickte seine Hofnärrin, Ma„thurine. Er rief: Hol der Teufel die Närrin! sie hat „mich verwundet. Aber sie leugnete es, lief so gleich hin „um die Thür zu verschließen, und versperrte dadurch dem „Mörder den Weg zur Flucht. Als man ihn ergriff und „durchsuchte, warf er sein noch ganz blutiges Messer auf „den Boden." So erzählt l'Etoile diese Begebenheit. Die Mss. de la Bibl. du Roi im Gegentheil sagen, (vol. 9033.) der König habe in dem Augenblick, wo er den Stoß fühlte, zu einem von den beyden Edelleuten gesagt: „Ach! „Ruſin, du hast mich verwundet;" dieser aber habe sich

ihm zu Füßen geworfen und gerufen: „Sire, Gott bewahre „mich vor dem Gedanken, Ew. Majestät an zu rühren „oder zu verwunden! Ich habe nichts bey mir, als den Degen hier an der Seite.“ — De Thou berichtet, der Graf von Soissons habe den Mörder angehalten, und laut gesagt, „Einer von uns muß den Streich versetzt haben;“ zu gleicher Zeit habe man bey dem Schein der Lichter den Dolch zu den Füßen des Mörders blinken sehn. Lib. 111.

27.

(p. 198. diesen Vätern wichtige Sachen zur Last.)

Bey einer so wichtigen Beschuldigung ist es billig, zu erwägen, daß die alten Memoiren des Herzogs von Sully, aus denen dieses Werk gezogen ist, nicht durchgehends von gleichem Gehalt sind. Höchst authentisch sind alle Originalstücke, Briefe, Aufsätze, Nachrichten von Unterredungen, Betrachtungen, Abhandlungen, u. s. w. die von dem Herzog selbst herrühren. Aber hier und da haben vielleicht seine Sekretaire die Erzählung ergänzt, und das könnte auch hier, bey der Anklage der Jesuiten, wohl der Fall seyn. Ueberhaupt ist der Herzog von Sully diesen Vätern nicht gewogen. Der französische Herausgeber der Memoires du Duc de Sully ist bey jeder Gelegenheit ein eifriger Verfechter der Jesuiten. L'Etoile in seinem Journal sagt bey dem Jahre 1595: „Chatel wurde den 28. verhört, und entlud „durch seine Aussage die Jesuiten, und selbst den Pater „Gueret, seinen Lehrer, aller Schuld. Er sagte, er habe „die That aus eigner Bewegung vollbracht ꝛc.“ De Thou; Matthieu t. 2. l. 1. p. 183; Cayet, l. 6. p. 432. und die Denkwürdigkeiten der Ligue sagen dasselbe. Nach allen diesen Schriftstellern gestand zwar Chatel, daß er bey den Jesuiten studirt habe, und daß nach ihren Grundsätzen es erlaubt sey, Könige zu ermorden, wie es auch die Schriften des P. Guignard, Bibliothekars des Kollegiums von Clermont, den man so gleich in Verhaft nahm, lehrten; aber zu gleicher Zeit leugnete er förmlich, daß weder sein Professor, noch alle Jesuiten ihm gerathen hätten, den König umzubringen, und selbst, daß so wenig sie, als sein Vater einige Kenntniß von seinem Vorsatz gehabt hätten; obgleich nach L'Etoile der Lieutenant von der Mareschaussee Lugoly sich als ein Beichtvater verkleidet hatte, um Chateln sein Geheimniß zu entreißen. Sully so wohl als d'Aubigné thun

also sehr unrecht, wenn sie durch die Art, wie sie sich ausdrücken, zu verstehen geben, die Jesuiten hätten diesen Menschen zu dem Meuchelmord angereizt. Der Pater von Chalons drückt sich im 3ten Theil seiner Hist. de France, p. 245, etwas zweydeutig aus, wenn er sagt, Chatel habe im Verhör gestanden, „die Grundsätze und Reden der „Jesuiten hätten ihn zu dieser strafbaren Handlung verleitet."

28.

(p. 199. Johann Guéret, Peter Varade ꝛc.)

Der Herzog von Sully irrt hier abermals. Johann Guéret wurde durch ein besonders Arrêt auf ewig verbannt; aber Peter Varade, Alexander Mayus u. s. w. werden nirgend besonders genannt; sie wurden nur ohne eine eigne Erwähnung mit allen den andern in dem Arrêt begriffen, welches den ganzen Orden verbannte.

29.

(p. 199. Herren von Tremblecourt ꝛc.)

N. von Aussonville, Herr von Saint-George, und Ludwig von Beauveau, Herr von Tremblecourt, waren Lothringische Edelleute.

30.

(p. 199. durch Mouffy, ꝛc.)

Am funfzehnten Februar in der Ebne von Villers-Cotterets in Valois. De Thou nennt den Baron von Couan, Conas oder Conac, und statt Bays muß man Beyne lesen.

31.

(p. 199. der Herzog von Montmorency ꝛc.)

Heinrich II, der Sohn des Connetable Anna von Montmorency.

34.

(p. 200. und Dijon gemacht.)

Alle diese verschiednen Begebenheiten des Kriegs in Bourgogne findet man bey De Thou und D'Aubigne, ad a. 1595.

35.

(p. 201. ihn ihm vorzuschlagen,)

Die

Die große Schwachheit des Königs für die Frau von Liancourt war für Niemand mehr ein Geheimniß. „Er „fuhr an ihrer Seite durch Paris, nahm sie mit auf die „Jagd, und liebkoſete ſie vor aller Welt.“ Journ. de l'Etoile. l. c. Aus den Briefen, die Heinrich ihr ſchrieb, läßt ſich ſeine große Liebe zu ihr beurtheilen. Sie ſind aus dem Mſſ. der königlichen Bibliothek gezogen und in dem erſten Theil des Jornal du regne de Henri III, p. 281, folg. abgedruckt.

36.

(p. 202. und Saint-Paul, ꝛc.)

Franz von Orleans, Graf von Saint-Paul, Statthalter dieſer Provinz.

37.

(p. 209. von den beyden franzöſiſchen Feldherren, ꝛc.)

Brantome rechtfertigt den Herzog von Nevers wegen des Verluſts, den die Franzoſen bey Dourlens erlitten, und ſagt, er ſey mit ſtarken Märſchen vorgerückt, und habe geſchrieben, man ſolle ihn erwarten; die andern Befehlhaber hielten aber nicht für rathſam, dieſes zu thun. t. 3. p. 268.

38.

(p. 210. und d'Humieres ſelbſt, ꝛc.)

Man kann zu dem Lobe, welches De Thou dieſem Mann beylegt, nichts hinzu ſetzen. Im 112ten Buche ſagt er, daß der König und ganz Frankreich um ihn weinten. Sein Leben und ſeine ſchönen Thaten erfüllen den 8930ten Band der Mſs. de la Bibl. du Roi.

39.

(p. 211, 212. mit dem Admiral abgeredet.)

De Thou entſchuldigt den Herzog von Bouillon. Er ſagt, auch der Graf von Saint-Paul habe den Admiral gewarnt, ſich zurück zu ziehn, aber Villars habe dieſe Nachricht für eine Art von Befehl von dem Herzog von Bouillon gehalten, und aus Eitelkeit oder aus einer Tapferkeit, die dem Vorwurf der Verwegenheit nicht entgehen kann, ſich geweigert, zu folgen. L. 112. — D'aubigne' ſagt daſſelbe, t. 3. l. 4. cap. 9. — Mem. de la Ligue t. 6. Matth. t. 2. l. 1. — Cayet glaubt, der Admiral habe auf

die Nachricht, die ihm der Herzog von Bouillon geben ließ, sich zurückziehen wollen, aber es nicht mehr gekonnt, weil er sich schon zu weit eingelassen hatte. Chronol. nov. l. 7. p. 504.

40.

(p. 212. Durch die kalte Mordlust der Feinde.)

Unter diesen letztern war der Admiral von Villars. Einige Neapolitaner hatten ihn zum Gefangnen gemacht, und ein spanischer Hauptmann, mit Namen Contrena, fieng mit Willen einen Streit mit ihnen an, um ihn zu haben, und bediente sich ihrer Weigerung zum Vorwande, ihn zu tödten. L'Etoile sagt, der Haß, den die Spanier seit seinem Uebergang zum Könige gegen ihn gefaßt hätten, sey die wahre Ursach seines Todes gewesen. Er giebt ihm dasselbe Lob, welches ihm von dem Herrn von Rosny beygelegt wird. Iourn. ann. 1595.

41.

(p. 213. Savannes ꝛc.

Johann von Saulx, er war von der Ligue zum Marschall von Frankreich gemacht worden, und des Herzogs von Mayenne Verweser in Bourgogne.

42.

(p. 214. und Talan ein.

Eine halbe Meile von Dijon, ein Italiener, Franciſco, kommandirte darin.

43.

(p 215. Grafen von Tonigny ꝛc.)

Odet von Matignon, Graf von Tonigny, ältester Sohn des Marschalls von Matignon.

44.

(p. 215. Lux und Fontaine-Françoiſe ꝛc.)

Auf der Grenze von Bourgogne und Franche-Comte. Diese Unternehmung wurde im Anfang des Junius gemacht.

45.

(p. 217. Der Baron von Lux ꝛc.)

Edme

Edme von Malain, Baron von Lux oder Luz. Er wurde Staatsrath, Kapitain einer Kompagnie von 50 Gendarmen und Lieutenant du Roi in Bourgogne. Er nahm Antheil an der Verschwörung des Marschalls von Biron.

46.

(p. 213. seinen Soldaten das Beispiel giebt ꝛc.)

Er sagte oft, bey andern Gelegenheiten hätte er um den Sieg, hier aber um sein Leben gekämpft. Perefixe, Matthieu, Cayet, le Grain und d'Aubigné erzählen die Begebenheit, so wie sie hier steht: De Thou und der 8929: Band der Mss. de la Bibl. d. R. mit einigen Abweichungen. D'Aubigné sagt, Heinrich sey mit Niemanden vollkommen zufrieden gewesen, außer mit den Herzogen von la Tremouille und Elbeuf, die sich mit guter Art vereinigten, um dem König den Weg zu bahnen. D'Aub. t. 3. l. 4. c. 8. Nach de Thou lobte er den Marquis von Mirabeau, la Carée und einige andre vor dem Parlament.

„Ich brauche keinen Rath, sondern Beystand, antwortete Heinrich, als man ihm rieth, auf einem treflichen Türkischen Pferde, welches für ihn bereit gehalten wurde, zu entfliehen; es ist mehr Gefahr bey der Flucht als bey dem Jagen." Matth. t. 2. l. 1. p. 187. „Mainville, welcher nahe „bey ihm war, sparte seinen Pistolenschuß für den ersten, der „sich dem König nähern würde. Er faßte seinen Mann so „gut, daß die Kugel ihm durch den Kopf gieng und vor „Heinrichs Ohren vorbey pfiff. Dieser konnte nachher nie „von Pistolen sprechen, ohne sich an jenen Schuß zu erin„nern. Er sagte, es sey ihm nie ein so starker vorgekom„men; aber Mainville hatte auch statt der Kugel zwey „Stücken gehackten Stahl eingeladen." Matth. ibid. — Eben dieser Schriftsteller versichert, der Herzog von Mayenne habe den Spanischen General nur um hundert Pferde gebeten, um den König anzugreifen, aber vergebens, der Spanier war überzeugt, daß Heinrich ihn nur in einen Hinterhalt locken wollte. Dies Mißtrauen der Feinde rettete ihn zu Fontaine-Françoise, so wie ehemals zu Aumale. Das sonderbaste ist, daß er in einem so hitzigen Gefecht nur 6 Mann verlohr, da hingegen von den Spaniern 120 todt blieben, 200 verwundet und 60 zu Gefangnen gemacht wurden. Chronol. Nov. l. 7. p. 497.

47.

(p. 219. la Care'e, ꝛc.)

Er war bey dem Gefecht gewesen, aber ohne Küraß und schlecht beritten. Eine Stimme, die er für des Königs seine erkannte, rufte ihm zu: Vorgesehn, Care'e! er erblickte zugleich einen von den Feinden, der im Begrif war, ihn mit der Lanze zu durchbohren, und stieß ihn nieder. Vol. 8929. Mss. de la. B. d R.

48.

(p. 220. Seure, ꝛc.)

Seure, an der Saône, heißt jetzt Bellegarde.

49.

(p. 221. Ardes, ꝛc.)

Ardes wurde den Feinden fast ohne allen Widerstand von dem Grafen von Belin übergeben. Er fiel deswegen in Ungnade, verlohr seine Aemter und wurde auf seine Güter verwiesen. Bongars: ep. 75 ad Cames. — Marisot ap. 33.

50.

(p. 222. Daß der Pabst ihm endlich die Absolution ꝛc.)

Der Pabst zögerte so lange, die Absolution zu ertheilen, weil er allein das Recht zu haben behauptet, die Abtrünnigen wieder aufzunehmen. Er war sehr erzürnt, daß die französischen Prälaten sich unterstanden hatten, den König loszusprechen, ob sie es gleich nur mit dem Vorbehalt, wenn der Pabst es genehmigen würde, (ad cautelam) gethan hatten.

51.

(p. 222. Folgende Bedingungen dabey: ꝛc.)

Die ganze Lossprechungs-Akte Heinrichs des Vierten findet man italienisch in den Mss. de la B. d. R. Vol. 8778. Außer jenen Bedingungen legt der Pabst auch noch dem König als Buße auf: alle Sonn- und Festtage eine konventuelle Messe in der königlichen Kapelle, und alle Wochentage eine Privatmesse zu hören; alle Sonntage den Rosenkranz oder 150 Paternoster und Ave Maria, alle Sonnabende 50 Paternoster und Ave, und alle Mittwochen die Litaneyen herzusagen; alle Freytage zu fasten, und wenigstens vier-

viermal des Jahrs zu beichten und öffentlich zum Abendmahl zu gehn. Erst nachdem der Pabst in dieser Akte Heinrichen die absolution ertheilt hat, nennt er ihn darin König von Frankreich und Navarra. Bey jedem Verse des Miserere gab der heilige Vater mit einem kleinen Stabe einen leichten Schlag auf die Schultern der Herren du Perron und von Offat, welche in der Akte Procuratori di Navarra genannt werden.

Dies ist eine gewöhnliche Förmlichkeit, aber die Protestantischen Schriftsteller haben nicht unterlassen, boshafte Anmerkungen darüber zu machen, und sagt, Heinrich hätte sichs gefallen lassen, durch Prokuration Schläge zu empfangen.

Der Kardinal von Offat hat bey den Franzosen den Ruf eines geschickten Politikers und eines Patrioten, der Herzog von Sülly aber scheint gegen ihn eingenommen zu seyn. Aus allem, was man davon weiß, erhellet, daß D'Offat bey dieser Gelegenheit große Schwierigkeiten bey dem Pabst selbst, und mächtige Hindernisse von Seiten der Kardinäle zu überwinden hatte, an denen der Herzog von Nevers, der Kardinal von Retz, der Marquis von Pisany und Candne gescheitert waren; daß er weit entfernt war, die schlauen Winkelzüge zu billigen, zu denen der Römische Hof bey den Formalitäten oft seine Zuflucht nahm, und daß der Kardinal darüber und über den Betrug, dessen man sich bey der Absolutionsbulle bedient hatte, ungeduldig wurde. Bey all dem aber sieht man auch, daß es ihm nicht unangenehm war, daß die Bedingungen, über welche sich Sülly so bitter beklagt, bey der Absolution des Königs gemacht wurden, es sey nun, daß d'Offat dabei keine Beleidigung der Ehre der Krone und keinen Antheil für die Rechte der Gallikanischen Kirche sahe, oder daß er diese Bedingungen für nothwendig zum Nutzen der katholischen Religion hielt, oder endlich, daß er für die Grundsätze der Ligue eingenommen war.

Auch der Abt du Perron und Villeroy leisteten dem König bey diesem Geschäft wichtige Dienste. Matth. t. 2. l. 2. p. 210. u. s. w.

52.

(p. 223. Balagny sogleich zu ihm kam.)

Pe're'fixe sagt, Cambrai sey durch Hunger erobert worden; Matthieu und andre geben dem Mißverständniß zwi-

 schen

schen den Herzogen von Nevers und Bouillon, und noch andre Balagnys Feigheit die Schuld. Die Mem. de la Ligue t. 6. bemerken, daß drey Compagnien Schweitzer, denen er den Sold schuldig geblieben war, ihn nöthigten, die Stadt zu übergeben. Alle Geschichtschreiber sprechen von dem Muth seiner Gemahlin Renata von Clermont, einer Schwester des tapfern Buffy d'Amboise, welche, nachdem sie alles angewendet hatte, um ihren Mann und die Besatzung zu einem entschloßnen Betragen aufzumuntern, den Verlust ihres Fürstenthums nicht überleben wollte, und sich zu Tode hungerte oder grämte. Balogny sagte zu einem Spanischen Officier, der sich wunderte, daß er ein Mädchen in seinem eignen Schiffe mitnahm: Die Liebe mildert die Schläge des Schicksals. „Sie haben Recht, antwortete der Spanier, hauptsächlich jetzt, da Sie weniger Geschäfte haben werden, als vorher." Matth: t. 2. l. 2. p. 219.

D'Aubigne' sagt am Ende des 9ten Kapitels, des 4ten Buchs im dritten Bande seiner Geschichte, wo er den Verlust von Catelet, la Capelle, Ardes, Cambrai und Calais, und die Niederlage von Dourlens erzählt hat: Hier sieht man in einem Kapitel die kurze Geschichte der großen Mißhandlungen, welche Frankreich seit Menschengedenken von den Ausländern erlitten hat.

53.

(p. 224. in Calais hineindrang.)

Die Geschichtschreiber sind über diese Begebenheit nicht einig. De Thou und d'Aubigne' sagen gar nichts davon, Andre schreiben sie dem jüngern Herrn von Campagnole zu, so wie Davila und Sully dem Gouverneur von Foix, Matelet. Die Königin Elisabeth erbot sich, Calais gegen die Spanier zu vertheidigen, wenn man diesen Platz den Engländern überlassen wollte; aber Sancy, der damals Gesandter in London war, antwortete ihr, der König würde Calais noch lieber in den Händen der Spanier als in den ihrigen sehen. Heinrich selbst sagte: „Wenn ich gebissen werden muß, so ist es einerley, ob es von einem Löwen oder einer Löwin geschieht." — Dies war auch die Ursach, warum Elisabeth sich weigerte, diesen Ort anzugreifen, unterdeß der König Amiens belagerte, ob man sich gleich damals erbot, die Stadt zu verpfänden. Matth. l. c. p. 223.

54.

54.

(p. 226. ein einziges Wort zu antworten.)

„Wir sind alle Edelleute, sagte Heinrich oft vor den Prinzen vom Geblüt.

Anmerkungen
zu dem
achten Buche.

1.

(p. 234. Seneschall von Montelimart ꝛc.)

Er hieß Colas, die Spanier hatten ihm versprochen, ihn zum Grafen von la Fere zu machen.

2.

(p. 234. Beringhen, ꝛc.)

Peter von Beringhen war selbst ein Niederländer, und zu Brüssel gebohren.

3.

(p. 236. Der Tod des Herzogs von Nevers ꝛc.)

Ludwig von Gonzaga starb 1595 zu Nesle, aus Verdruß, sagt man, weil der König, dem er einen Rath wegen der Belagerung von Calais geben wollte, ihm antwortete: Sie sind der Rechte, mir darüber zu rathen, da Sie diesem Ort niemals näher als auf sieben Meilen gekommen sind. — Obgleich de Thou und Brantome viel zum Lobe des Herzogs sagen, so bestätigt sich doch das Urtheil Süll-y's, daß er ein Diener war, der seinem Herrn sehr zur Last gereichte. Seine eignen Briefe, welche in den Mem. de Nevers gesammlet sind, beweisen dieses. „Wenn Ew. „Majestät, schrieb er dem König, sich dieses wollen gefallen las„sen, so werde ich mich dergestalt zurück ziehen, daß man weiter „keine Hülfe von mir wird erwarten dürfen. In Wahrheit, „Sire, Sie behandeln mich nicht so, wie ich Ihnen diene, „und alle Welt glaubt, daß Sie sich nicht viel aus mir ma„chen. — — — Nie haben mich die Könige, Ihre Vor„gänger so behandelt, wie Sie thun; und doch hatte ich „von jenen einige Wohlthaten erhalten, die mich verban-

„den

„den, ihnen blindlings zu dienen, aber von Ew. Majestät „habe ich noch nichts empfangen, wenn nicht etwa blos „Aufträge, die mich zu Grunde richten, die Wohlthaten „und Gunstbezeugungen sind, die ich von Ihnen zu erwar„ten habe. Ich sage es frey heraus, ich habe noch keine „andern erhalten, seitdem es Ew. Majestät gefallen hat, „mich bald hier, bald dorthin zu schicken ꝛc.“ Mem. de Nev. t. 2. p. 207. 376. 348.; und in diesem Ton findet man eine ganze Menge solcher Briefe.

4.

(p. 238. Löcher an den Elnbogen, ꝛc.

„Ich habe ihn in einem Rock von schlichter weisser Lei„newand gesehn, der von dem Küraß ganz beschmutzt, und „am Aermel zerrissen war, und mit sehr abgetragnen Hosen, die „vom Degengehenk durchgescheuert waren;“ sagt le Grain l. 8.

5.

(p. 246. ich fand den König noch zu Amiens ꝛc.)

Die Abgeordneten der Stadt Amiens sprachen in ihrer Rede von der Gütigkeit Heinrichs des Dritten; „Ja, ja, ant„wortete der König, er war ein guter Fürst, aber er fürchtete „euch; ich aber fürchte euch nicht! und liebe euch nicht.“ le Grain decade de Henri le Grand l. 10.

6.

(p. 246. noch immer für den Grafen von Soissons hegte.)

Gewöhnlich antwortete sie denen, welche mit ihr im Namen des Königs davon redeten: „Vor allem andern will ich erst den Grafen sehn.“ Matth. t. 2. l. p. 628.

7.

(p. 264. mit dem Herzog von Rohan ꝛc.)

Heinrich II Herzog von Rohan ꝛc. war ein Enkel Renats des Ersten, Vikomte's von Rohan, und Isabellens von Albret, der Tochter des Königs Johann von Navarra. Er heirathete wirklich in der Folge Margarethen von Bethüne, wie man es in diesen Denkwürdigkeiten des Herzogs von Sully sehn wird.

8.

Digitized by Google

8.

(p. 264. eine Menge kleiner Gefechte ꝛc.)

Anna von Le'vis Herzog von Ventadour, Gouverneur von Limosin und königlicher Verweser in Languedoc; er starb 1622. — Franz von la Rochefoucault, Prinz von Marsillac. — Renat von Sainte Marthe, Herr von Chateauneuf. — Carl von Rochefort von Saint-Angel. — Ludwig Franz von Loffange. — Chambanet oder Chambert, Gouverneur von Limosin. — Ludwig, Vikomte von Pompadour. — Johann von Saint-Chamant, oder sein Bruder Anton; sie traten nachher auf die Seite des Königs. — Heinrich des Pre's von Montpezat. — Charbonniere Herr von la Chapelle Biron.

9.

(p. 264. die merkwürdigsten Begebenheiten ꝛc.)

Die meisten der hier angeführten Begebenheiten haben sich vor dem Jahre 1595 zugetragen. Der Herzog von la Rochefoucault war schon 1595 in dem Gefecht bey Saint-Yrier-la Pereche geblieben. — Auch der Vikomte von Pompadour war 1591 gestorben. — Die Eroberung von Agen geschah ebenfalls in diesem Jahre durch den Grafen von la Roche, einem Sohn des Marschalls von Matignon, welcher 1593 Blage belagerte, aber, ungeachtet die spanische Flotte geschlagen wurde, die Belagerung aufheben mußte. — Zu derselben Zeit wurden die Crocans, welche von dem Dorfe Croc in Limosin, wo sie zuerst zusammen kamen, ihren Namen hatten, von dem Gouverneur der Provinz, Chambaret, geschlagen, und nachher mehr durch Klugheit als durch Gewalt von dem Marschall von Matignon in Languedoc völlig zerstreuet. Man sehe darüber die oft angeführten Schriftstellen nach.

Bey diesen und in der besondern Geschichte des Connetable von Lesdiguieres wird man auch die Unternehmungen dieses durch die Siege bey Epernon, Pontcherra, Vinon, ꝛc. und die Eroberungen des Forts Exiles, Cahours, und vieler andern Orte, die ihn zum Meister von ganz Savoyen und einen Theil von Piemont machten, berühmten Mannes finden.

Außer

Außer dem Kriege wurde auch Frankreich im Jahr 1596 noch durch Pest und Hungersnoth heimgesucht, welche durch die ungewöhnliche Witterung entstanden. L'Etoile sagt, man habe im April den Sommer, im May den Herbst, und im Junius den Winter gehabt.

10.

(p. 272. Bis Amiens erlaubte.)

L'Etoile erzählt die Sache anders, aber Sülly verdient hier den meisten Glauben. Auch Péréfixe irrt, da er diese Zusammenkunft in das Jahr 1596 setzt. Man s. die Chronol. nov. p. 599.

11.

(p. 275. Die Herren Caumartin ꝛc.)

Ludwig le Fèvre, Herr von Caumartin wurde nach Lionnois, Berry und Auvergne geschickt. Er wird nachher noch vorkommen. 1622 wurde er Siegelbewahrer nach dem Tode des Herrn von Vic, starb aber des Jahr darauf, in einem Alter von 72 Jahren. Die Geschichtschreiber geben ihm dasselbe Lob, welches ihm der Herzog von Sülly weiter unten beylegt.

12.

(p. 284. auf 450,000 Thaler belief, ꝛc.)

In dieser Angabe rechnet Sully wahrscheinlich die Summe, welche Caumartin gebracht hatte, zu der Seinigen.

13.

(p. 288. Diesen Namen gegeben, ꝛc.)

Péréfixe sagt, es sey geschehen, weil der König nicht Zeit gehabt hätte, die ganzen Stände zu versammlen. — „Die Könige, sagt d'Aubigné, bedienen sich solcher Versammlungen, wenn eine Zusammenkunft der Stände ihnen „langweilig, schwer, oder gefährlich scheint. Da der Zweck „dieser kleinern Ständeversammlung war, Geld zu dem „Kriege mit Spanien anzuschaffen; so wurden verschiedne „Erfindungen deswegen in Vortrag gebracht und auch angenommen. ꝛc.“ t. 3. l. 4. Cap. 14. — De Thou (l. 117) und Davila schweigen fast ganz von diesem Landtage, und

und was man in Süllys Denkwürdigkeiten davon lieſt, findet sich sonſt nirgends.

14.

(p. 293. um ſich ihnen zu unterwerfen.)

„Wenn ich meinen Ruhm darin ſuchte, für einen gu„ten Redner zu gelten, ſagte er, ſo würde ich mehr ſchöne „Worte als guten Willen mit gebracht haben; aber mein „Ehrgeiz ſtrebt nach etwas erhabnern, als zierlich zu reden; „ich ſtrebe nach den glorreichen Namen, eines Befreiers „und Wiederherſtellers von Frankreich. — — — Ich ha„be euch nicht, ſo wie meine Vorgänger thaten, hier zu„ſammen berufen, um euch zu nöthigen, meinen Willen „blindlings zu befolgen. Ich habe euch verſammlet, um „euern Rath anzuhören, ihn zu glauben und zu befolgen; „mit einem Wort, um mich unter eure Vormundſchaft zu „begeben. Dies iſt eine Luſt, die einem König, einem „Graukopf, und einem Sieger, wie ich bin, ſelten on„kömmt, aber die Liebe für meine Unterthanen, und mein „heißes Verlangen, den Staat zu retten, machen, daß ich „alles leicht und alles ehrenvoll finde.“ Peref. part. 2.

15.

(p. 395. daß man davon abgehe.)

Auch der Gemüthscharakter der Franzoſen, ſagt man, trägt dazu bey, für ſie jede Veränderung, ſelbſt die nützlichſte und nothwendigſte, äuſſerſt gefährlich zu machen. Ein Syſtem, das, wie alle Welt jetzt überzeugt iſt, im Grunde vortreflich war, und doch die unangenehmſten Folgen hatte, macht dieſe Betrachtung jetzt wichtiger als jemals. Süllly lebte zu ſeiner Zeit, wo es ihm nicht an Beweiſen von den Fehlern, die man der Nation vorwirft, mangelte; aber er würde auf jenen Einwurf geantwortet haben, es ſeyn bey jeder Nation in der Welt zwey Dinge durchaus nothwendig, um ſolche Unternehmungen zu Stande zu bringen: ein hinlängliches Anſehen bey dem Geſetzgeber, damit er nicht aus Furcht, aus Rückſicht auf ſich ſelbſt oder aus Nachgiebigkeit genöthigt werden könne, etwas an ſeinem Plan zu ändern, oder ihn zu ſchwächen; und eine eben ſo große Weisheit, um ſich alle Mittel von weitem vorzubereiten. Man wird in dieſem Buche eine Menge wirklicher Veränderungen in der Staatsverfaſſung erzählt finden, aber noch weit mehr

unaus-

unausgeführte Plane, zu denen jedoch der Entwurf schon lange gemacht war. Warum das? Weil Heinrich der Große und sein Minister genau die Zeit und die Umstände kannten, wo ihre Entwürfe gelingen mußten, und den günstigen Augenblick abwarteten.

16.

(p. 297. Waaren und Lebensmittel ꝛc.)

Das Getraide allein wurde davon ausgenommen.

17.

(p. 301. Der Kardinal von Gondy ꝛc.)

Peter von Gondy, Bischoff von Paris, ein Bruder Alberts von Gondy, Herzogs von Rez, Pairs und Marschalls von Frankreich.

18.

(p. 303. und in den Papieren des königlichen Schatzes.)

„Ehe Rosny das Amt eines Oberaufsehers über die „Finanzen annahm, hatte er alle die nöthigen Kenntniſſe, „um es gut zu verwalten, sich eigen gemacht. Er kannte „genau alle Einkünfte des Königreichs und alle Ausgaben, „die dabey gemacht werden mußten. Alles, was er da„von wußte, theilte er dem König mit, der seiner Seits „auch alle diese Dinge mit Fleiß studirt hatte. ꝛc.“ Péréf. p. 225.

Fortgesetzte Einleitung

zu den

Denkwürdigkeiten

des

Herzogs von Sully.

Digitized by Google

Fortgesetzte Geschichte

der französischen Unruhen, welche der Regierung Heinrichs IV. vorangiengen.

Der Tod ihres Erstgebohrnen und Karls IX. zartes Alter führte die Königin Mutter, Katharina von Medicis, auf den politischen Schauplatz, eine neue Staatskunst und neue Scenen des Elends mit ihr. Diese Fürstin, geitzig nach Herrschaft, zur Intrigue gebohren, ausgelernt im Betrug, Meisterin in allen Künsten der Verstellung, hatte mit Ungeduld die Fesseln ertragen, welche der alles verdrängende Despotismus der Guisen ihrer herrschenden Leidenschaft anlegte. Unterwürfig und einschmeichelnd gegen sie, so lange sie des Beystands der Königin wider Montmorency und die Prinzen von Bourbon bedurften, vernachläßigten sie dieselbe, sobald sie sich nur in

ihrer usurpirten Würde befestigt sahen. Durch Fremdlinge sich aus dem Vertrauen ihres Sohnes verdrängt und die wichtigsten Staatsgeschäfte ohne sie verhandelt zu sehen, war eine zu empfindliche Kränkung ihrer Herrschbegierde, um mit Gelassenheit ertragen zu werden. Wichtig zu seyn war ihre herrschende Neigung, ihre Glückseligkeit, jeder Partey nothwendig sich zu wissen. Nichts gab es, was sie nicht dieser Neigung aufopferte, aber alle ihre Thätigkeit war auf das Feld der Intrigue eingeschränkt, wo sie ihre Talente glänzend entwickeln könnte. Die Intrigue allein war ihr wichtig, gleichgültig die Menschen. Als Regentin des Reichs und Mutter von drey Königen, mit der mißlichen Pflicht beladen, die angefochtene Autorität ihres Hauses gegen wüthende Parteyen zu behaupten, hatte sie dem Trotz der Grossen nur Verschlagenheit, der Gewalt nur List entgegen zu setzen. In der Mitte zwischen den streitenden Faktionen der Guisen und der Prinzen von Bourbon beobachtete sie lange Zeit eine unsichere Staatskunst, unfähig nach einem festen und unwiderruflichen Plane zu handeln. Heute, wenn der Verdruß über die Guisen ihr Gemüth beherrschte, der reformirten Partey hingegeben, erröthete sie morgen nicht, wenn ihr Vortheil es heischte, sich eben diesen Guisen, die ihrer Neigung zu schmeicheln gewußt hatten, zu einem Werkzeug dazu zu

borgen.

Digitized by Google

borgen. Dann ſtand ſie keinen Augenblick an, alle Geheimniſſe Preiß zu geben, die ein unvorſichtiges Vertrauen bey ihr niedergelegt hatte. Nur ein einziges Laſter beherrſchte ſie, aber welches die Mutter iſt von allen: zwiſchen Bös und Gut keinen Unterſchied zu kennen. Die Zeitumſtände ſpielten mit ihrer Moralität, und der Augenblick fand ſie gleich geneigt zur Unmenſchlichkeit und zur Milde, zur Demuth und zum Stolz, zur Wahrheit und zur Lüge. Unter der Herrſchaft ihres Eigennutzes ſtand jede andre Leidenſchaft, und ſelbſt die Rachſucht, wenn das Intereſſe es foderte, mußte ſchweigen. Ein fürchterlicher Karakter; nicht weniger empörend, als jene verrufenen Scheuſale der Geſchichte, welche ein plumper Pinſel ins Ungeheure mahlt.

Aber indem ihr alle ſittlichen Tugenden fehlten, vereinigte ſie alle Talente ihres Standes, alle Tugenden der Verhältniſſe, alle Vorzüge des Geiſtes, welche ſich mit einem ſolchen Karakter vertragen; aber ſie entweihte alle, indem ſie ſie zu Werkzeugen dieſes Karakters erniedrigte. Majeſtät und königlicher Anſtand ſprach aus ihr; glänzend und geſchmackvoll war alles, was ſie anordnete; hingeriſſen jeder Blick, der nur nicht in ihre Seele fiel, alles was ſich ihr nahte, von der Anmuth ihres Umgangs, von dem geiſtreichen Inhalt ihres Geſprächs, von ihrer zuvorkommenden

Güte bezaubert. Nie war der französische Hof so glanzvoll gewesen, als seitdem Katharina Königin dieses Hofes war. Alle verfeinerten Sitten Italiens verpflanzte sie auf französischen Boden, und ein fröhlicher Leichtsinn herrschte an ihrem Hofe, selbst unter den Schrecknissen des Fanatismus und mitten im Jammer des bürgerlichen Kriegs. Jede Kunst fand Aufmunterung bey ihr, jedes andre Verdienst, als um die gute Sache, Bewunderung. Aber im Gefolge der Wohlthaten, die sie ihrem neuen Vaterland brachte, verbargen sich gefährliche Gifte, welche die Sitten der Nation ansteckten und in den Köpfen einen unglücklichen Schwindel erregten. Die Jugend des Hofes, durch sie von dem Zwange der alten Sitte befreyt, und zur Ungebundenheit eingeweiht, überließ sich bald ohne Rückhalt ihrem Hange zum Vergnügen, mit dem Putze der Ahnen lernte man nur zu bald ihre Schamhaftigkeit und Tugend ablegen. Betrug und Falschheit verdrängten aus dem gesellschaftlichen Umgang die edle Wahrheit der Ritterzeiten, und das kostbarste Palladium des Staats, Treu und Glaube verlohr sich wie aus dem Innern der Familien, so aus dem öffentlichen Leben. Durch den Geschmack an astrologischen Träumereyen, welchen sie mit sich aus ihrem Vaterlande brachte, führte sie dem Aberglauben eine mächtige Verstärkung zu; diese Thorheit des

Hofes

Hofes stieg schnell zu den untersten Klassen herab, um zuletzt ein verderbliches Instrument in der Hand des Fanatismus zu werden. Aber das traurigste Geschenk, was sie Frankreich machte, waren drey Könige, ihre Söhne, die sie in ihrem Geiste erzog und mit ihren Grundsätzen auf den Thron setzte.

Die Gesetze der Natur und des Staates riefen die Königin Katharina, während der Minderjährigkeit ihres Sohns, zur Regentschaft, aber die Umstände, unter welchen sie davon Besitz nehmen sollte, schlugen ihren Muth sehr darnieder. Die Stände waren in Orleans versammelt, der Geist der Unabhängigkeit erwacht und zwey mächtige Parteyen gegen einander zum Kampfe gerüstet. Nach Herrschaft strebten die Häupter beyder Faktionen; keine königliche Gewalt war da, um dazwischen zu treten, und ihren Ehrgeitz zu beschränken; und die Anordnung der vormundschaftlichen Regierung, die jenen Mangel ersetzen sollte, konnte nun das Werk ihrer beiderseitiger Uebereinstimmung werden. Der König war noch nicht todt, als sich Katharina von beiden Theilen heftig angegangen und zu den entgegengesetztesten Maaßregeln aufgefordert sah. Die Guisen und ihr Anhang pochend auf die Hülfe der Stände, deren größter Theil von ihnen gewonnen war, gestützt auf den Beystand der ganzen katholischen

Partey, lägen ihr dringend an, die Sentenz gegen den Prinzen von Conde vollſtrecken zu laſſen, und mit dieſem einzigen Streiche das Bourboniſche Haus zu zerſchmettern, deſſen furchtbares Aufſtreben ihr eignes bedrohte. Auf der andern Seite beſtürmte ſie Anton von Navarra, die ihr zufallende Macht zur Rettung ſeines Bruders anzuwenden, und ſich dadurch der Unterwürfigkeit ſeiner ganzen Partey zu verſichern. Keinen von beyden Theilen fiel es ein, die Anſprüche der Königin auf die Regentſchaft anzufechten. Das nachtheilige Verhältniß, in welchem der Tod des Königs die Prinzen von Bourbon überraſchte, mochte ſie abſchrecken, für ſich ſelbſt, wie ſie ſonſt wohl gethan hätten, nach dieſem Ziele zu ſtreben; deswegen verhielten ſie ſich lieber ſtumm, um nicht durch die Zweifel, die ſie gegen die Rechte Katharinens erregt haben würden, dem Ehrgeiz der Guiſen eine Ermunterung zu geben. Auch die Guiſen wollten durch ihren Widerſpruch nicht gern Gefahr laufen, der Nation die nähern Rechte der Bourbons in Erinnerung zu bringen. Durch ſchweigende Anerkennung der Rechte Katharinens ſchloſſen beyde Parteyen einander gegenſeitig von der Competenz aus, und jede hoffte unter dem Nahmen der Königin, ihre ehrgeizigen Abſichten leichter erreichen zu können.

Katha-

Katharina, durch die weisen Rathschläge des Kanzlers von Hopital geleitet, erwählte den staatsklugen Ausweg, sich keiner von beyden Parteyen zum Werkzeug gegen die andre herzugeben, und durch ein wohlgewähltes Mittel zwischen beyden, den Meister über sie zu spielen. Indem sie den Prinzen von Conde der ungestümen Rachsucht seiner Gegner entriß, machte sie diesen wichtigen Dienst bey dem König von Navarra geltend, und versicherte die Lothringischen Prinzen ihres mächtigsten Beystands, wenn sich die Bourbons unter der neuen Regierung an die Mißhandlungen, welche sie unter der vorigen erlitten, thätlich erinnern sollten. Mit Hülfe dieser Staatskunst sah sie sich, unmittelbar nach dem Absterben des Monarchen, ohne Jemands Widerspruch, und selbst ohne Zuthun der in Orleans versammelten Stände, die unthätig dieser wichtigen Begebenheit zusahen, im Besitz der Regentschaft und der erste Gebrauch, den sie davon machte, war, durch Emporhebung der Bourbonne das Gleichgewicht zwischen beiden Parteyen wieder herzustellen. Conde verließ unter ehrenvollen Bedingungen sein Gefängniß, um auf den Gütern seines Bruders die Zeit seiner Rechtfertigung abzuwarten; dem König von Navarra wurde mit dem Posten eines Generallieutenant des Königreichs ein wichtiger Zweig der höchsten Gewalt übergeben. Die Guisen retteten we-

nigstens ihre künftigen Hofnungen, indem sie sich bey Hofe behaupteten, und konnten der Königin wider den Ehrgeiz der Bourbons zu einer mächtigen Stütze dienen.

Ein Schein von Ruhe kehrte jetzt zwar zurück, aber viel fehlte noch, ein aufrichtiges Vertrauen zwischen so schwer verwundeten Gemüthern zu begründen. Um dies zu bewerkstelligen, warf man die Augen auf den Connetable von Montmorency, den der Despotismus der Guisen unter der vorigen Regierung entfernt gehalten hatte, und die Thronveränderung jetzt auf seinen alten Schauplatz zurückführte. Voll redlichen Eifers für das Beste des Vaterlands, seinem König treu wie seinem Glauben, war Montmorency just der Mann, der zwischen die Regentin und ihren Minister in die Mitte treten, ihre Aussöhnung verbürgen, und die Privatzwecke beyder dem Besten des Staats unterwerfen konnte. Die Stadt Orleans, von Soldaten angefüllt, wodurch die Guisen ihre Gegner geschreckt und den Reichstag beherrscht hatten, zeigte überall noch Spuren des Kriegs, als der Connetable davor anlangte, und sogleich die Wache an den Thoren verabschiedete. „Mein Herr und König, sagte er, wird fortan in voller Sicherheit und ohne Leibwache in seinem ganzen Königreich hin und herwandeln.“ — Fürchten sie nichts Sire, redete er den jungen Monarchen

chen an, ein Knie vor ihm beugend und seine Hand küssend, auf die er Thränen fallen ließ. Lassen sie sich von den gegenwärtigen Unruhen nicht in Schrecken setzen. Mein Leben geb ich hin und alle ihre guten Unterthanen mit mir, Ihnen die Krone zu erhalten." — Auch hielt er in sofern unverzüglich Wort, daß er die künftige Reichsverwaltung auf einen gesetzmäßigen Fuß setzte und die Grenzen der Gewalt zwischen der Königin Mutter und dem König von Navarra bestimmen half. Der Reichstag von Orleans, in keiner andern Absicht zusammen berufen, als um die Prinzen von Bourbon in die Falle zu locken, und müßig sobald jene Absicht vereitelt war, wurde jetzt nach dem theatralischen Gepräng einiger unnützen Berathschlagungen aufgehoben, um sich im May desselben Jahrs aufs neue zu versammeln. Gerechtfertigt und im vollen Glanze seines vorigen Ansehns erschien der Prinz von Conde wieder am Hof, um über seine Feinde zu triumphieren. Seine Partey erhielt an dem Connetable eine mächtige Verstärkung. Jede Gelegenheit wurde nunmehr hervorgesucht um die alten Minister zu kränken, und alles schien sich zu ihrem Untergang vereinigen zu wollen. Ja, wenig fehlte daß die nun herrschende Partey die Regentin nicht in die Nothwendigkeit gesetzt hätte, zwischen Vertreibung der Lothringer und dem Verlust ihrer Regentschaft zu wählen. Die

Die Staatsklugheit der Königin hielt in dieſem Sturme zwar die Guiſen noch aufrecht, weil für ſie ſelbſt, für die Monarchie, vielleicht auch für die Religion alles zu fürchten war, ſobald ſie jene durch die Bourboniſche Faktion unterdrücken ließ. Aber eine ſo ſchwache und wandelbare Stütze konnte die Guiſen nicht beruhigen, und noch weniger konnte die untergeordnete Rolle, mit welcher ſie jetzt vorlieb nehmen mußten, ihre Ehrſucht befriedigen. Auch hatten ſie es nicht an Thätigkeit fehlen laſſen, die Protektion der Königin ſich künftig entbehrlich zu machen, und der voreilige Triumph ihrer Gegner mußte ihnen ſelbſt dazu helfen, ihre Partey zu verſtärken. Der Haß ihrer Feinde, nicht zufrieden, ſie vom Ruder der Regierung verdrängt zu haben, ſtreckte nun auch die Hand nach ihren Reichthümern aus, und foderte Rechenſchaft von den Geſchenken und Gnadengeldern, welche die Lothringiſchen Prinzen und ihre Anhänger unter den vorhergehenden Regierungen zu erpreſſen gewußt hatten. Durch dieſe Foderung war auſſer den Guiſen noch die Herzogin von Valentinois, der Marſchall von St. Andre, ein Günſtling Heinrichs II., und zum Unglück der Connetable ſelbſt angegriffen, welcher ſich die Freygebigkeit Heinrichs aufs beſte zu nutze gemacht hatte, und noch auſſerdem durch ſeinen Sohn mit dem Hauſe der Herzogin in Verwandſchaft ſtand. Religions-

gionseifer war die einzige Schwäche, und Habsucht das einzige Laster, welches die Tugenden des Montmorency befleckte und wodurch er den hinterlistigen Intriguen der Guisen eine Blöße gab. Die Guisen, mit dem Marschall und der Herzogin durch gemeinschaftliches Interesse verknüpft, benutzten diesen Umstand, um den Connetable zu ihrer Partey zu ziehen, und es gelang ihnen nach Wunsch, indem sie die doppelte Triebfeder des Geizes und des Religionseifers bey ihm in Bewegung setzten. Mit arglistiger Kunst schilderten sie ihm den Angriff der Kalvinisten auf ihre Besitzungen als einen Schritt ab, der zum Untergang des katholischen Glaubens abziele, und der bethörte Greis gieng um so leichter in diese Schlinge, je mehr ihm die Begünstigungen schon mißfallen hatten, welche die Regentin seit einiger Zeit den Kalvinisten öffentlich angedeihen ließ. Zu diesem Betragen der Königin, welches so wenig mit ihrer übrigen Denkungsart übereinstimmte, hatten die Guisen selbst durch ihr verdächtiges Einverständniß mit Philipp dem Zweyten, König von Spanien die Veranlassung gegeben. Dieser furchtbare Nachbar Frankreichs, dessen unersättliche Herrschsucht und Vergrösserungsbegierde fremde Staaten mit lüsternem Auge verschlang, indem er seine eignen Besitzungen nicht zu behaupten wußte, hatte auf die innern Angelegenheiten dieses

Reichs

Reichs schon längst seine Blicke geheftet, mit Wohlgefallen den Stürmen zugesehn, die es erschütterten, und durch die erkauften Werkzeuge seiner Absichten den Haß der Faktionen voll Argliſt unterhalten. Unter dem Titel eines Beschützers despotisirte er Frankreich. Ein spanischer Ambassadeur schrieb in den Mauern von Paris den Katholiken das Betragen vor, welches sie in Absicht ihrer Gegner zu beobachten hatten, verwarf oder billigte ihre Maaßregeln, je nachdem sie mit dem Vortheile seines Herrn übereinstimmten, und spielte öffentlich und ohne Scheu den Minister. Die Prinzen von Lothringen hielten sich aufs engste an denselben angeschlossen, und keine wichtige Entschließung wurde von ihnen gefaßt, an welcher der spanische Hof nicht Theil genommen hätte. Sobald die Verbindung der Guisen und des Marschalls von St. Andre mit Montmorency, welche unter dem Nahmen des Triumvirats bekannt ist, zu Stande gekommen war, so erkannten sie, wie man ihnen Schuld giebt, den König von Spanien als ihr Oberhaupt, der sie im Nothfall mit einer Armee unterstützen sollte. So erhub sich aus dem Zusammenflusse zweyer sonst streitenden Faktionen eine neue furchtbare Macht in dem Königreich, die, von dem ganzen katholischen Theil der Nation unterstützt, das Gleichgewicht in Gefahr setzte, welches zwischen

beyden

beyden Religionsparteyen hervor zu bringen Katharina so bemüht gewesen war. Sie nahm daher auch jetzt zu ihrem gewöhnlichen Mittel, zu Unterhandlungen ihre Zuflucht, um die getrennten Gemüther wenigstens in der Abhängigkeit von ihr selbst zu erhalten. Zu allen Streitigkeiten der Parteyen mußte die Religion gewöhnlich den Nahmen geben, weil diese allein es war, was die Katholiken des Königreichs an die Guisen, und die Reformirten an die Bourbons fesselte. Die Ueberlegenheit, welche das Triumvirat zu erlangen schien, bedrohte den reformirten Theil mit einer neuen Unterdrückung, die Widersetzlichkeit des letztern das ganze Königreich mit einem innerlichen Krieg, und einzelne kleine Gefechte zwischen beyden Religionsparteyen, einzelne Empörungen in der Hauptstadt wie in mehrern Provinzen, waren schon Vorläufer desselben. Katharina that alles um die ausbrechende Flamme zu ersticken, und es gelang endlich ihren fortgesetzten Bemühungen, ein Edikt zu Stande zu bringen, welches die Reformirten zwar von der Furcht befreyte, ihre Ueberzeugungen mit dem Tode zu büßen, aber ihnen nichts destoweniger jede Ausübung ihres Gottesdienstes und besonders die Versammlungen untersagte, um welche sie so dringend gebeten hatten. Dadurch ward freylich für die reformirte Partey nur sehr wenig gewonnen, aber doch fürs

erste

erſte der gefährliche Ausbruch ihrer Verzweiflung gehemmt, und zwiſchen den Häuptern der Parteyen am Hofe eine ſcheinbare Verſöhnung vorbereitet, welche freylich bewies, wie wenig das Schickſal ihrer Glaubensgenoſſen, welches ſie doch beſtändig im Munde führten, den Anführern der Hugenotten wirklich zu Herzen gieng. Die meiſte Mühe koſtete die Ausgleichung, welche zwiſchen dem Prinzen von Conde und dem Herzog von Guiſe unternommen ward, und der König ſelbſt wurde angewieſen, ſich ins Mittel zu ſchlagen. Nachdem man zuvor über Worte, Geberden und Handlungen übereingekommen war, wurde dieſe Comödie in Beyſeyn des Monarchen eröfnet. „Erzählt uns, ſagte dieſer zum Herzog von Guiſe, wie es in Orleans eigentlich zugegangen iſt? Und nun machte der Herzog von dem damaligen Verfahren gegen den Prinzen eine ſolche künſtliche Schilderung, welche ihn ſelbſt von jedem Antheil daran reinigte, und alle Schuld auf den verſtorbnen König wälzte. — " Wer es auch ſey, der mir dieſe Beſchimpfung zufügte, antwortete Conde, gegen den Herzog gewendet, ſo erkläre ich ihn für einen Frevler, und einen Niederträchtigen." — „Ich auch erwiederte der Herzog; aber mich trifft das nicht."

Die Regentſchaft der Königin Katharina war die Periode der Unterhandlungen. Was dieſe

nicht

nicht ausrichteten, sollte der Reichstag zu Pontoise und das Colloquium zu Poißy zu Stande bringen, beyde in der Absicht gehalten, um sowohl die politischen Beschwerden der Nation beyzulegen, als eine wechselseitige Annäherung der Religionen zu versuchen. Der Reichstag zu Pontoise war nur die Fortsetzung dessen, der zu Orleans ohne Wirkung gewesen und auf den May dieses Jahres 1561. ausgesetzt worden war. Auch dieser Reichstag ist bloß durch einen heftigen Angriff der Stände auf die Geistlichkeit merkwürdig, welche sich zu einem freywilligen Geschenke (Don gratuit) entschloß, um nicht zwey Drittheile ihrer Güter zu verliehren.

Das gütliche Religionsgespräch, welches zu Poißy, einen kleinen Städtgen ohnweit St. Germain, zwischen den Lehrern der drey Kirchen gehalten wurde, erregte eben so vergebliche Erwartungen. In Frankreich sowohl als in Deutschland hatte man schon längst, um die Spaltungen in der Kirche beyzulegen, ein allgemeines Concilium gefodert, welches sich mit Abstellung der Mißbräuche, mit der Sittenverbesserung des Klerus und mit Festsetzung der bestrittenen Dogmen beschäftigen sollte. Diese Kirchenversammlung war auch wirklich im J. 1542. nach Trient zusammen berufen und mehrere Jahre fortgesetzt, aber, ohne die Hofnung, welche man von ihr

geschöpft hatte, zu erfüllen, durch die Kriegsunruhen in Deutschland im J. 1552. auseinander gescheucht worden. Seit dieser Zeit war kein Papst mehr zu bewegen gewesen, sie, dem allgemeinen Wunsch gemäß, zu erneuern, bis endlich das Uebermaaß des Elendes, welches die fortdaurenden Irrungen in der Religion auf die Völker Europens häuften, Frankreich besonders vermochte, nachdrücklich darauf zu dringen, und die Wiederherstellung desselben dem Papst Pius IV. durch Drohungen abzunöthigen. Die Zögerungen des Papstes hatten indessen dem französischen Ministerium den Gedanken eingegeben, durch eine gütliche Besprechung zwischen den Lehrern der drey Religionen über die bestrittenen Punkte die Gemüther einander näher zu bringen, und in Wiederlegung der ketzerischen Behauptungen die Kraft der Wahrheit zu zeigen. Eine Hauptabsicht dabey war, die große Verschiedenheit bey dieser Gelegenheit an den Tag zu bringen, welche zwischen dem Lutherthum und Kalvinismus obwaltete, und dadurch den Anhängern des letztern den Schutz der Deutschen Lutheraner zu entreissen, durch den sie so furchtbar waren. Diesem Beweggrunde vorzüglich schreibt man es zu, daß sich der Kardinal von Lothringen mit dem größten Nachdruck des Colloquiums annahm, bey welchem er zugleich durch seine Theologische Wissenschaft und seine

Bered-

Beredsamkeit schimmern wollte. Um den Triumph der wahren Kirche über die falsche desto glänzender zu machen, sollten die Sitzungen öffentlich vor sich gehen. Die Regentin erschien selbst mit ihrem Sohne, mit den Prinzen des Geblüts, den Staatsministern und allen großen Bedienten der Krone, um die Sitzung zu eröfnen. Fünf Kardinäle, vierzig Bischöfe, mehrere Doktoren unter welchen Claude D. Espensa durch seine Gelehrsamkeit und Scharfsinn hervorragte, stellten sich für die römische Kirche; zwölf auserlesene Theologen führten das Wort für die Protestantische. Der ausgezeichnetste unter diesen war Theodor Beza, Prediger aus Genf, ein eben so feiner als feuriger Kopf, ein mächtiger Redner, furchtbarer Dialektiker und der geschickteste Kämpfer in diesem Streite.

Aufgefodert, die Lehrsätze seiner Partey zuerst vorzutragen, erhub sich Beza in der Mitte des Saals, kniete hier nieder und sprach mit aufgehabnen Händen ein Gebet. Auf dieses ließ er sein Glaubensbekenntniß folgen, mit allen Gründen unterstützt, welche die Kürze der Zeit ihm erlaubte, und endigte mit einem rührenden Blick auf die strenge Begegnung, welche man seinen Glaubensbrüdern bis jetzt in dem Königreich widerfahren ließ. Schweigend hörte man ihm zu, nur als er auf die Gegenwart des Leibes Christi im

Abendmahl zu reden kam, entstand ein unwilliges Gemurmel in der Versammlung. Nachdem Beza geendigt, fragte man bey einander erst herum, ob man ihn einer Antwort würdigen sollte, und es kostete dem Kardinal von Lothringen nicht wenig Mühe, die Einwilligung der Bischöffe dazu zu erlangen. Endlich trat er auf, und widerlegte in einer Rede voll Kunst und Beredsamkeit die wichtigsten Lehrsätze seines Gegners, diejenigen besonders, wodurch die Autorität der Kirche und die katholische Lehre vom Abendmahl angegriffen war. Man hatte es schon bereut, den jungen König zum Zeugen einer Unterredung gemacht zu haben, wobey die heiligsten Artikel der Kirche mit so viel Freyheit behandelt wurden. Sobald daher der Kardinal seinen Vortrag geendigt hatte, standen alle Bischöffe auf, umringten den König und riefen: „Sire! das ist der wahre Glaube! das ist die reine Lehre der Kirche! diese sind wir bereit mit unserm Blute zu versiegeln.“

In den darauf folgenden Sitzungen von denen man aber rathsamer gefunden, den König wegzulassen, wurden die übrigen Streitpunkte der Reihe nach vorgenommen, und die Artikel vom Abendmahl besonders in Bewegung gebracht, um dem Genfischen Prediger seine eigentliche und positive Meinung davon zu entreissen. Da das Dogma der Lutheraner über diesen Punkt sich von dem

der

der Reformirten bekanntlich noch weiter als von der Lehrmeinung der katholischen Kirche entfernt, so hofte man, jene beyden Kirchen dadurch mit einander in Streit zu bringen. Aber nun wurde aus einem ernsthaften Gespräche, welches Ueberzeugung zum Zweck haben sollte, ein spitzfindiges Wortgefechte, wobey man sich mehr der Schlingen und Fechterkünste als der Waffen der Vernunft bediente. Ein engerer Ausschuß von fünf Doktoren auf jeder Seite, dem man zuletzt die Vollendung der ganzen Streitigkeit übergab, ließ sie eben so unentschieden, und jeder Theil erklärte sich, als man auseinander gieng, für den Sieger.

So erfüllte also auch dieses Colloquium in Frankreich die Erwartung nicht besser, als ein ähnliches in Deutschland, und man kam wieder zu den alten politischen Intriguen zurück, welche sich bisher immer am wirksamsten bewiesen. Besonders zeigte sich der römische Hof durch seine Legaten sehr geschäftig, die Macht des Triumvirats zu erheben, als auf welchem das Heil der katholischen Kirche zu beruhen schien. Zu diesem Ende suchte man den König von Navarra für dasselbe zu gewinnen, und der reformierten Partey ungetreu zu machen; ein Entwurf, der auf den unstäten Karakter dieses Prinzen sehr gut berechnet war. Anton von Navarra, merkwürdiger durch seinen

großen Sohn Heinrich IV. als durch eigne Thaten, verkündigte durch nichts als durch seine Galanterien, und seine kriegerische Tapferkeit den Vater Heinrichs des Vierten. Ungewiß, ohne Selbstständigkeit wie sein kleiner Erbthron zwischen zwey furchtbaren Nachbarn erzitterte, schwankte seine verzagte Politik von einer Partey zur andern, sein Glaube von einer Kirche zur andern, sein Karakter zwischen Laster und Tugend umher. Sein ganzes Lebenlang das Spiel fremder Leidenschaften, verfolgte er mit stets betrogner Hofnung ein lügnerisches Phantom, welches ihm die Arglist seiner Nebenbuhler vorzuhalten wußte. Spanien durch päpstliche Ränke unterstützt hatte dem Hause Navarra einen beträchtlichen Theil dieses Königreichs entrissen, und Philipp II., nicht dazu gemacht, eine Ungerechtigkeit, die ihm Nutzen brachte, wieder gut zu machen, fuhr fort, diesen Raub seiner Ahnen dem rechtmäßigen Erben zurück zu halten. Einem so mächtigen Feinde hatte Anton von Navarra nichts als die Waffen der Unmacht entgegen zu setzen. Bald schmeichelte er sich der Billigkeit und Großmuth seines Gegners durch Geschmeidigkeit abzugewinnen, was er von der Furcht desselben zu ertrotzen aufgab; bald, wenn diese Hofnung ihn betrog, nahm er zu Frankreich seine Zuflucht, und hofte, mit Hülfe dieser Macht in den Besitz seines Eigenthums wieder

wieder eingesetzt zu werden. Von beiden Erwartungen getäuscht widmete er sich im Unmuth seines Herzens der protestantischen Sache, die er kein Bedenken trug zu verlassen, sobald nur ein Strahl von Hofnung ihm leuchtete, daß derselbe Zweck durch ihre Gegner zu erreichen sey. Sklave seiner eigennützigen furchtsamen Staatskunst, in seinen Entschlüssen wie in seinen Hofnungen wandelbar, gehörte er nie ganz der Partey, deren Nahmen er führte, und erkaufte sich, mit seinem Blute selbst, den Dank keiner einzigen, weil er es für beide versprützte.

Auf diesen Fürsten richteten jetzt die Guisen ihr Augenmerk, um durch seinen Beytritt die Macht des Triumvirats zu verstärken; aber das Versprechen einer Zurückgabe von Navarra war bereits zu verbraucht, um bey dem oft getäuschten Fürsten noch einigen Eindruck machen zu können. Sie nahmen deßfalls ihre Zuflucht zu einer neuen Erfindung, welche, obgleich nicht weniger grundlos als die vorigen, die Absicht ihrer Urheber aufs vollkommenste erfüllte. Nachdem es ihnen fehlgeschlagen war, den mißtrauischen Prinzen durch das Anerbieten einer Vermählung mit der verwittweten Königin, Maria Stuart und der daran haftenden Aussicht auf die Königreiche Schottland und England, zu blenden, mußte ihm Philipp II. von Spanien zum Ersatz für das entrissene

Navarra die Insel Sardinien anbieten. Zugleich unterließ man nicht, um sein Verlangen darnach zu reitzen, die prächtigsten Schilderungen von den Vorzügen dieses Königreichs auszubreiten. Man zeigte ihm die nicht sehr entfernten Aussichten auf den französischen Thron, wenn der regierende Stamm, in den schwächlichen Söhnen Heinrichs II. erlöschen sollte; eine Aussicht, die er sich durch sein längeres Beharren auf protestantischer Seite unausbleiblich verschließen würde. Endlich reitzte man seine Eitelkeit durch die Betrachtung, daß er durch Aufopferung so großer Vortheile nicht einmal gewinne, die erste Rolle bey einer Partey zu spielen, die der Geist des Prinzen von Conde unumschränkt leite. So nachdrücklichen Vorstellungen konnte das schwache Gemüth des Königs von Navarra nicht lange widerstehen. Um bey der reformierten Partey nicht der zweyte zu seyn, überließ er sich unbedingt der Katholischen, um dort noch viel weniger zu bedeuten; und an dem Prinzen von Conde keinen Nebenbuhler zu haben, gab er sich an dem Herzog von Guise einen Herrn und Gebieter. Die Pomeranzenwälder von Sardinien, in deren Schatten er sich schon im voraus ein paradiesisches Leben träumte, umgaukelten seine Einbildungskraft, und blind warf er sich in die ihm gelegte Schlinge. Die Königin Katharina selbst wurde von ihm verlassen, um sich

ganz

ganz dem Triumvirat hinzugeben, und die reformierte Partey sah einen Freund, der ihr nicht viel genutzt hatte, in einen offenbaren Feind verwandelt, der ihr noch weniger schadete.

Zwischen den Anführern beyder Religionsparteyen hatten die Bemühungen der Königin Katharina einen Schein des Friedens bewirkt, aber nicht eben so bey den Parteyen, welche fortfuhren einander mit dem grimmigsten Hasse zu verfolgen. Jede unterdrückte, oder neckte, wo sie die mächtigere war, die andre, und die beiderseitigen Oberhäupter sahen, ohne sich selbst einzumischen, diesem Schauspiele zu, zufrieden wann nur der Eifer nicht verglimmte, und der Parteygeist dadurch in der Uebung blieb. Obgleich das letztere Edikt der Königin Katharina den Reformirten alle öffentlichen Versammlungen untersagte, so kehrte man sich dennoch nirgends daran, wo man sich stark genug fühlte, ihm zu trotzen. In Paris sowohl als in den Provinzstädten wurden, dieses Edikts ungeachtet, öffentlich Predigten gehalten, und die Versuche sich zu stören, liefen nicht immer glücklich ab. Die Königin bemerkte diesen Zustand der Anarchie mit Furcht, indem sie voraussah, daß durch diesen Krieg im kleinen nur die Schwerter zu einem größern geschliffen würden. Es war daher dem staatsklugen und

duldſamen Kanzler von Hopital, ihrem vornehmſten Rathgeber, nicht ſchwer, ſie zu Aufhebung eines Edikts geneigt zu machen, welches, da es nicht konnte behauptet werden, nur das Anſehen der geſetzgebenden Macht entkräftete, die reformierte Partey mit Ungehorſam und Widerſetzlichkeit vertraut machte, und durch die Beſtrebungen der katholiſchen es geltend zu machen, einen unglücklichen Verfolgungsgeiſt zwiſchen beyden Theilen unterhielt. Auf Veranlaſſung dieſes weiſen Patrioten ließ die Regentin einen Ausſchuß von allen Parlamentern ſich in St. Germain verſammeln, welcher berathſchlagen ſollte: „Was in Abſicht der Reformierten und ihrer Verſammlungen (den innern Werth oder Unwerth ihrer Religion durchaus bey Seite gelegt) zum Beſten des Staats zu verfügen ſey?“ — Die Antwort war in der Frage ſchon enthalten, und ein den Reformierten ſehr günſtiges Edikt die Folge dieſer Berathſchlagung. In demſelben geſtattete man ihnen förmlich, ſich, wiewohl auſſerhalb der Mauern und unbewaffnet, zu gottesdienſtlichen Handlungen zu verſammeln, und legte allen Obrigkeiten auf, dieſe Zuſammenkünfte in ihren Schutz zu nehmen. Dagegen ſollten ſie gehalten ſeyn, den Katholiſchen alle denſelben entzogene Kirchen und Kirchengeräthe zurückzuſtellen, der katholiſchen Geiſtlichkeit gleich den Katholiken ſelbſt die Gebühren zu entrichten, übrigens

gens die Fest und Feiertage und die Verwandschaftsgrade bey ihren Heirathen nach den Vorschriften der herrschenden Kirche zu beobachten. Nicht ohne großen Widerspruch des Pariser Parlements wurde dieses Edikt, vom Jänner 1562. wo es bekannt gemacht wurde, das Edikt des Jänners genannt, registrirt, und von den strengen Katholiken und der spanischen Partey mit eben so viel Unwillen als von den Reformierten mit triumphierender Freude aufgenommen. Der schlimme Wille ihrer Feinde schien durch dasselbe entwaffnet, und fürs erste zu einer gesetzmäßigen Existenz in dem Königreich ein wichtiger Schritt gethan. Auch die Regentin schmeichelte sich durch dieses Edikt zwischen beyden Kirchen eine unüberschreitbare Grenze gezogen, dem Ehrgeitz der Großen heilsame Fesseln angelegt und den Zunder des Bürgerkriegs auf lange erstickt zu haben. Doch war es eben dieses Edikt, des Friedens, welches durch die Verletzung, die es erlitt, die Reformierten zu den gewaltsamsten Entschließungen brachte, und den Krieg herbey führte, welchen zu verhüten es gegeben war.

Dieses Edikt vom Jänner 1562. also, weit entfernt, die Absichten seiner Urheberin zu erfüllen und beide Religionsparteyen in den Schranken der Ordnung zu halten, ermunterte die Feinde der Letztern nur, desto verdecktere und schlimmere Pla-

ne

ne zu entwerfen. Die Begünstigungen, welche dieses Edikt den Reformierten ertheilt hatte, und der bedeutende Vorzug, den ihre Anführer, Conde und die Chatillons, bey der Königin genossen, verwundete tief den bigotten Geist und die Ehrsucht des alten Montmorency, der beyden Guisen und der mit ihnen verbundenen Spanier. Schweigend zwar, aber nicht müßig, beobachteten sich die Anführer wechselsweise unter einander, und schienen nur das Moment zu erwarten, das dem Ausbruch ihrer verhaltenen Leidenschaft günstig war. Jeder Theil, fest entschlossen, Feindseligkeit mit Feindseligkeit zu erwiedern, vermied sorgfältig, sie zu eröfnen, um in den Augen der Welt nicht als der Schuldige zu erscheinen. Ein Zufall leistete endlich, was beide in gleichem Grade wünschten und fürchteten.

Der Herzog von Guise und der Kardinal von Lothringen hatten seit einiger Zeit den Hof der Regentin verlassen, und sich nach den deutschen Grenzen gezogen, wo sie den gefürchteten Eintritt der deutschen Protestanten in das Königreich desto leichter verhindern konnten. Bald aber fieng die katholische Partey an ihre Anführer zu vermissen, und der zunehmende Kredit der Reformierten bey der Königin machte den Wunsch nach ihrer Wiederkunft dringend. Der Herzog trat also den Weg nach Paris an, begleitet von einem starken Gefolge,

Digitized by Google

folge, welches sich, so wie er fortschritt, vergröſserte. Der Weg führte ihn durch Vaſſy, an der Grenze von Champagne, wo zufälliger weise die reformirte Gemeine bey einer öffentlichen Predigt versammelt war. Das Gefolge des Herzogs, trotzig wie sein Gebieter, gerieth mit dieser schwärmerischen Menge in Streit, welcher sich bald in Gewaltthätigkeiten endigte; im unordentlichen Gewühl dieses Kampfes wurde der Herzog selbst, der herbey geeilt war, Frieden zu stiften, mit einem Steinwurf im Gesichte verwundet. Der Anblick seiner blutigen Wange setzte seine Begleiter in Wuth, die jetzt gleich rasenden Thieren über die Wehrlosen herstürzen, ohne Ansehen des Geschlechts noch des Alters, was ihnen vorkommt, erwürgen und an den gottesdienstlichen Geräthschaften, die sie finden, die gröſsten Entweihungen begehen. Das ganze reformierte Frankreich gerieth über diese Gewaltthätigkeit in Bewegung, und an dem Thron der Regentin wurden durch den Mund des Prinzen von Conde und einer eigenen Deputation die heftigsten Klagen dagegen erhoben. Katharina that alles, um den Frieden zu erhalten, und weil sie überzeugt war, daß es nur auf die Häupter ankäme, um die Parteyen zu beruhigen, so rief sie den Herzog von Guiſe dringend an den Hof, der sich damals zu Monceaux auf-

aufhielt, wo ſie die Sache zwiſchen ihm und dem Prinzen von Conde zu vermitteln hoffte.

Aber ihre Bemühungen waren vergebens. Der Herzog wagte es, ihr ungehorſam zu ſeyn und ſeine Reiſe nach Paris fortzuſetzen, wo er, von einem zahlreichen Anhang begleitet, und von einer ihm ganz ergebenen Menge tumultuariſch empfangen, einen triumphirenden Einzug hielt. Umſonſt ſuchte Conde, der ſich kurz zuvor in Paris geworfen, das Volk auf ſeine Seite zu neigen. Die fanatiſchen Pariſer ſahen in ihm nichts als den Hugenotten, den ſie verabſcheuten, und in dem Herzog nur den heldenmüthigen Verfechter ihrer Kirche. Der Prinz mußte ſich zurückziehn, und den Schauplatz dem Ueberwinder einräumen. Nunmehr galt es, welcher von beiden Theilen es dem andern an Geſchwindigkeit, an Macht, an Kühnheit zuvor thäte. Indeß der Prinz in aller Eile zu Meaux, wohin er entwichen war, Truppen zuſammenzog, und mit den Chatillons ſich vereinigte, um den Triumvirn die Spitze zu bieten, waren dieſe ſchon mit einer ſtarken Reiterey nach Fontainebleau aufgebrochen, um durch Beſitznehmung von des jungen Königs Perſon ihre Gegner in die Nothwendigkeit zu ſetzen, als Rebellen gegen ihren Monarchen zu erſcheinen.

Schre-

Schrecken und Verwirrung hatten sich gleich auf die erste Nachricht von dem Einzug des Herzogs in Paris der Regentin bemächtigt; in seiner steigenden Gewalt sah sie den Umsturz der ihrigen voraus. Das Gleichgewicht der Faktionen, wodurch allein sie bisher geherrscht hatte, war zerstört, und nur ihr offenbarer Beytritt konnte die reformierte Partey in den Stand setzen, es wieder herzustellen. Die Furcht, unter die Tyranney der Guisen und ihres Anhangs zu gerathen, Furcht für das Leben des Königs, für ihr eigenes Leben siegte über jede Bedenklichkeit. Jetzt unbesorgt vor dem sonst so gefürchteten Ehrgeitz der Protestantischen Häupter suchte sie sich nur vor dem Ehrgeitz der Guisen in Sicherheit zu setzen. Die Macht der Protestanten, welche allein ihr diese Sicherheit verschaffen konnte, bot sich ihrer ersten Bestürzung dar; vor der drohenden Gefahr mußte jetzt jede andere Rücksicht schweigen. Bereitwillig nahm sie den Beystand an, der ihr von dieser Partey angeboten wurde, und der Prinz von Conde ward, welche Folgen auch dieser Schritt haben mochte, aufs dringendste aufgefordert, Sohn und Mutter zu vertheidigen. Zugleich flüchtete sie sich, um von ihren Gegnern nicht überfallen zu werden, mit dem Könige nach Melün und von da nach Fontainebleau, welche Vorsicht aber die Schnelligkeit der Triumvirn vereitelte.

Sogleich

Sogleich bemächtigen sich diese des Königs, und der Mutter wird freygestellt, ihn zu begleiten, oder sich nach Belieben einen andern Aufenthalt zu wählen. Ehe sie Zeit hat, einen Entschluß zu fassen, setzt man sich in Marsch und unwillkührlich wird sie mit fortgerissen. Schrecknisse zeigen sich ihr, wohin sie blickt, überall gleiche Gefahr, auf welche Seite sie sich neige. Sie erwählt endlich die gewisse, um sich nicht in den größern Bedrängnissen einer ungewissen zu verstricken, und ist entschlossen, sich an das Glück der Guisen anzuschließen. Man führt den König im Triumphe nach Paris, wo seine Gegenwart dem fanatischen Eifer der Katholicken die Losung giebt, sich gegen die Reformierten alles zu erlauben. Alle ihre Versammlungsplätze werden von dem wüthenden Pöbel gestürmt, die Thüren eingesprengt, Kanzeln und Kirchenstühle zerbrochen, und in Asche gelegt; der Kronfeldherr von Frankreich, der ehrwürdige Greis Montmorency war es, der diese Heldenthat vollführte. Aber diese lächerliche Schlacht war das Vorspiel eines desto ernsthaftern Krieges.

Nur um wenige Stunden hatte der Prinz von Conde den König in Fontainebleau verfehlt. Mit einem zahlreichen Gefolge war er, dem Wunsch der Regentin gemäß, sogleich aufgebrochen, sie und ihren Sohn unter seine Obhut zu

nehmen,

nehmen, aber er langte nur an, um zu erfahren, daß die Gegenpartey ihm zuvorgekommen, und der große Augenblick verloren sey. Dieser erste Fehlstreich schlug jedoch seinen Muth nicht nieder. Da wir einmal so weit sind, sagte er zu dem Admiral Coligny, so müssen wir durchwaten oder wir sinken unter. Er flog mit seinen Truppen nach Orleans, wo er eben noch recht kam, dem Obristen von Andelot, der hier mit großem Nachtheil gegen die Katholischen focht, den Sieg zu verschaffen. Aus dieser Stadt beschloß er seinen Waffenplatz zu machen, seine Partey in derselben zu versammeln, und seiner Familie, so wie ihm selbst nach einem Unglücksfall eine Zuflucht darin offen zu halten.

Von beiden Seiten fieng nun der Krieg mit Manifesten und Gegenmanifesten an, worin alle Bitterkeit des Parteyhasses ausgegossen war, und nichts als die Aufrichtigkeit vermißt wurde. Der Prinz von Conde foderte in den seinigen alle redlichdenkenden Franzosen auf, ihren König und ihres Königs Mutter aus der Gefangenschaft befreyen zu helfen, in welcher sie von den Guisen und deren Anhang gehalten würden. Durch eben diesen Besitz von des Königs Person suchten Letztere die Gerechtigkeit ihrer Sache zu erweisen, und alle getreuen Unterthanen zu bewegen, sich unter die Fahnen ihres Königs zu versammeln. Er selbst, der minderjährige Monarch, mußte in sei-

nem Staatsrath erklären, daß er frey ſey, ſo wie auch ſeine Mutter, und das Edickt des Jänners beſtätigen. Dieſelbe Vorſtellung wurde von beiden Seiten auch gegen auswärtige Mächte gebraucht. Um die deutſchen Proteſtanten einzuſchläfern, erklärten die Guiſen, daß die Religion nicht im Spiele ſey, und der Krieg bloß den Aufrührern gelte. Der nehmliche Kunſtgriff ward auch von dem Prinzen von Conde angewendet, um die auswärtigen katholiſchen Mächte von dem Intereſſe ſeiner Feinde abzuziehen. In dieſem Wettſtreit des Betruges verläugnete Katharina ihren Karakter und ihre Staatskunſt nicht, und von den Umſtänden gezwungen, eine doppelte Perſon zu ſpielen, verſtand ſie es meiſterlich, die widerſprechendſten Rollen in ſich zu vereinigen. Sie läugnete öffentlich die Bewilligungen welche ſie dem Prinzen von Conde ertheilt hatte, und empfahl ihm ernſtlich den Frieden, während daß ſie im Stillen, wie man ſagt, ſeine Werbungen begünſtigte und ihn zu lebhafter Führung des Kriegs ermunterte. Wenn die Ordres des Herzogs von Guiſe an die Befehlshaber der Provinzen alles, was reformiert ſey, zu erwürgen befahlen, ſo enthielten die Briefe der Regentin ganz entgegengeſetzte Befehle zur Schonung.

Bey dieſen Maaßregeln der Politik verlor man die Hauptſache, den Krieg ſelbſt, nicht aus

den

den Augen, und diese scheinbaren Bemühungen zu Erhaltung des Friedens verschaften dem Prinzen von Conde nur desto mehr Zeit, sich in wehrhaften Stand zu setzen. Alle reformierten Kirchen wurden von ihm aufgefordert, zu einem Kriege, der sie so nahe betraf, die nöthigen Kosten herzuschiessen, und der Religionseifer dieser Partey öfnete ihm ihre Schätze. Die Werbungen wurden aufs fleißigste betrieben, ein tapfrer getreuer Adel bewaffnete sich für den Prinzen, und eine solenne ausführliche Akte ward aufgesetzt, die ganze zerstreute Partey in Eins zu verbinden und den Zweck dieser Konföderation zu bestimmen. Man erklärte in derselben, daß man die Waffen ergriffen habe, um die Gesetze des Reichs, das Ansehen und selbst die Person des Königs gegen die gewaltthätigen Anschläge gewisser Ehrsüchtiger Köpfe in Schutz zu nehmen, die den ganzen Staat in Verwirrung stürzten. Man verpflichtete sich durch ein heiliges Gelübde, allen Gotteslästerungen, allen Entweyhungen der Religion, allen abergläubischen Meinungen und Gebräuchen, allen Ausschweifungen u. d. gl. nach Vermögen sich zu widersetzen, welches eben so viel war, als der katholischen Kirche förmlich den Krieg ankündigen. Endlich und schließlich erkannte man den Prinzen von Conde als das Haupt der ganzen Verbindung und versprach ihm Gut und Blut und den streng-

sten Gehorsam. Die Rebellion bekam von jetzt an eine mehr regelmäßige Gestalt, die einzelnen Unternehmungen mehr Beziehung aufs Ganze, mehr Zusammenhang; jetzt erst wurde die Partey zu einem organischen Körper, den ein denkender Geist beseelte. Zwar hatten sich Katholische und Reformierte schon lange vorher in einzelnen kleinen Kämpfen gegen einander versucht, einzelne Edelleute hatten in verschiedenen Provinzen zu den Waffen gegriffen, Soldaten geworben, Städte durch Ueberfall gewonnen, das platte Land verheert, kleine Schlachten geliefert, aber diese einzelnen Operationen, soviel Drangsale sie auch auf die Gegenden häuften, die der Schauplatz derselben waren, blieben für das Ganze ohne Folgen, weil es sowohl an einem bedeutenden Platz als an einer Hauptarmee fehlte, die nach einer Niederlage den flüchtigen Truppen eine Zuflucht gewähren konnte.

Im ganzen Königreiche waffnete man sich jetzt, hier zum Angriffe und dort zur Gegenwehr; besonders erklärten sich die vornehmsten Städte der Normandie, und Rouen zuerst, zu Gunsten der Reformierten. Ein schrecklicher Geist der Zwietracht, der auch die heiligsten Bande der Natur und der politischen Gesellschaft auflößte, durchlief die Provinzen. Raub, Mord und mördrische Gefechte bezeichneten jeden Tag; der grausenvolle

Anblick

Anblick rauchender Städte verkündigte das allgemeine Elend. Brüder trennten sich von Brüdern, Väter von ihren Söhnen, Freunde von Freunden, um sich zu verschiedenen Führern zu schlagen, und im blutigen Gemenge der Bürgerschaft sich schrecklich wieder zu finden. Unterdessen zog sich eine regelmäßige Armee unter den Augen des Prinzen von Conde in Orleans, eine andre in Paris unter Anführung des Connetable von Montmorency und die Guisen zusammen, beide gleich ungeduldig, das große Schicksal der Religion und des Vaterlands zu entscheiden.

Ehe es dazu kam, versuchte Katharina, gleich verlegen über jeden möglichen Ausschlag des Krieges, der ihr, welchen von beiden Theilen er auch begünstige, einen Herrn zu geben drohte, noch einmal den Weg der Vermittlung. Auf ihre Veranstaltung unterhandelten die Anführer zu Toury in Person, und als dadurch nichts ausgerichtet ward, wurde zu Talsy zwischen Chateaudün und Orleans eine neue Conferenz angefangen. Der Prinz von Conde drang auf Entfernung des Herzogs von Guise, des Marschalls von Saint-Andre und des Konnetable, und die Königin hatte auch wirklich soviel von diesen erhalten, daß sie sich, während der Conferenz auf einige Meilen von dem königlichen Lager entfernten. Nachdem auf diese Art der hauptsächlichste Grund des Miß-

trauens aus dem Wege geräumt war, wußte diese verschlagene Fürstin, der es eigentlich nur darum zu thun war, sich der Tyranney sowohl des Einen, als des andern Theils zu entledigen, den Prinzen von Conde, durch den Bischoff von Valence ihren Unterhändler, mit arglistiger Kunst dahin zu vermögen, daß er sich erbot, mit seinem ganzen Anhange das Königreich zu verlassen, wenn nur seine Gegner das nehmliche thäten. Sie nahm ihn sogleich beym Worte, und war im Begriff, über seine Unbesonnenheit zu triumphiren, als die allgemeine Unzufriedenheit der Protestantischen Armee und eine reifere Erwägung des übereilten Schrittes, den Prinzen bestimmte, die Conferenz schleunig abzubrechen, und der Königin Betrug mit Betrug zu bezahlen. So mißlang auch der letzte Versuch zu einer gütlichen Beylegung, und der Ausschlag beruhte nun auf den Waffen.

Die Geschichtschreiber sind unerschöpflich in Beschreibung der Grausamkeiten, welche diesen Krieg bezeichneten. Ein einziger Blick in das Menschenherz und in die Geschichte wird hinreichen, uns alle diese Unthaten begreiflich zu machen. Die Bemerkung ist nichts weniger als neu, daß keine Kriege zugleich so ehrlos und so unmenschlich geführt werden, als die, welche Religionsfanatismus und Parteyhaß im Innern eines Staats entzünden. Antriebe, welche in Ertödung

alles

alles dessen, was den Menschen sonst das heiligste ist, bereits ihre Kraft bewiesen, welche das ehrwürdige Verhältniß zwischen dem Souverain und dem Unterthan und den noch stärkern Trieb der Natur übermeisterten, finden an den Pflichten der Menschlichkeit keinen Zügel mehr; und die Gewalt selbst, welche Menschen anwenden müssen, um jene starken Bande zu sprengen, reißt sie blindlings und unaufhaltsam zu jedem Aeussersten fort. Die Gefühle für Gerechtigkeit, Anständigkeit und Treue, welche sich auf anerkannte Gleichheit der Rechte gründen, verlieren in Bürgerkriegen ihre Kraft, wo jeder Theil in dem andern einen Verbrecher sieht, und sich selbst das Strafamt über ihn zueignet. Wenn ein Staat mit dem andern kriegt, und nur der Wille des Souverains seine Völker bewaffnet, nur der Antrieb der Ehre sie zur Tapferkeit spornt, so bleibt sie ihnen auch heilig gegen den Feind, und eine edelmüthige Tapferkeit weiß selbst ihre Opfer zu schonen. Hier ist der Gegenstand der Begierden des Kriegers etwas ganz verschiedenes von dem Gegenstande seiner Tapferkeit, und es ist fremde Leidenschaft, die durch seinen Arm streitet. In Bürgerkriegen streitet die Leidenschaft des Volks und der Feind ist der Gegenstand derselben. Jeder einzelne Mann ist hier Beleidiger, weil jeder einzelne aus freyer Wahl die Partey ergriff, für die er

streitet. Jeder einzelne Mann ist hier Beleidigter, weil man verachtet, was er schätzt, weil man anfeindet, was er liebt, weil man verdammt, was er erwählte. Hier, wo Leidenschaft und Noth dem friedlichen Ackermann, dem Handwerker, dem Künstler das ungewohnte Schwert in die Hände zwingen, kann nur Erbitterung und Wuth den Mangel an Kriegskunst nur Verzweiflung den Mangel wahrer Tapferkeit ersetzen. Hier, wo man Heerd, Heimat, Familie, Eigenthum verließ, wirft man mit schadenfrohen Wohlgefallen den Feuerbrand in fremdes, und achtet nicht auf fremden Lippen die Stimme der Natur, die zu Hause vergeblich erschallte. Hier endlich, wo die Quellen selbst sich trüben, aus denen dem gemeinen Volk alle Sittlichkeit fließt, wo das ehrwürdige geschändet, das heilige entweyht, das unwandelbare aus seinen Fugen gerückt ist, wo die Lebensorgane der allgemeinen Ordnung erkranken, steckt das verderbliche Beispiel des Ganzen jeden einzelnen Busen an, und in jedem Gehirne tobt der Sturm, der die Grundfesten des Staats erschüttert. Dreymal schrecklicheres Loos, wo sich religiöse Schwärmerey mit Parteyhaß gattet, und die Fackel des Bürgerkrieges sich an der unreinen Flamme des priesterlichen Eifers entzündet.

Und

Und dies war der Karakter dieses Kriegs, der jetzt Frankreich verwüstete. Aus dem Schooße der reformierten Religion gieng der finstre grausame Geist hervor, der ihm diese unglückliche Richtung gab, der alle diese Unthaten erzeugte. Im Lager dieser Partey erblickte man nichts lachendes, nichts erfreuliches; alle Spiele, alle geselligen Lieder hatte der finstre Eifer verbannt. Psalmen und Gebete ertönten an deren Stelle, und die Prediger waren ohne Aufhören beschäftigt, dem Soldaten die Pflichten gegen seine Religion einzuschärfen, und seinen fanatischen Eifer zu schüren. Eine Religion, welche den Sinnlichkeit solche Martern auflegte, konnte die Gemüther nicht zur Menschlichkeit einladen; der Karakter der ganzen Partey mußte mit diesem düstern und knechtischen Glauben verwildern. Jede Spur des Papstthums setzte den Schwärmergeist des Kalviniſten in Wuth; Altäre und Menschen wurden ohne Unterschied seinem unduldsamen Stolz aufgeopfert. Wohin ihn der Fanatismus allein nicht gebracht hatte, dazu zwangen ihn Mangel und Noth. Der Prinz von Conde selbst gab das Beyspiel einer Plünderung, welches bald durch das ganze Königreich nachgeahmt wurde. Von den Hülfsmitteln verlassen, womit er die Unkosten des Kriegs bisher bestritten hatte, legte er seine Hand an die katholischen Kirchengeräthe, deren er habhaft werden konnte,

und ließ die heiligen Gefäße und Zierrathen einschmelzen. Der Reichthum der Kirchen war eine zu große Lockung für die Habsucht der Protestanten und die Entweyhung der Heiligthümer für ihre Rachbegierde ein viel zu süßer Genuß, um der Versuchung zu widerstehen. Alle Kirchen, deren sie sich bemeistern konnten, die Klöster besonders, mußten den doppelten Ausbruch ihres Geizes und ihres frommen Eifers erfahren. Mit dem Raub allein nicht zufrieden, entweihten sie die Heiligthümer ihrer Feinde durch den bittersten Spott, und beflissen sich mit absichtlicher Grausamkeit die Gegenstände ihrer Anbetung durch einen barbarischen Muthwillen zu entehren. Sie rissen die Kirchen ein, schleiften die Altäre, verstümmelten die Bilder der Heiligen, traten die Reliquien mit Füßen, oder schändeten sie durch den niedrigsten Gebrauch, durchwühlten sogar die Gräber, und ließen die Gebeine der Todten den Glauben der Lebenden entgelten. Kein Wunder, daß so empfindliche Kränkungen zu der schrecklichsten Widervergeltung reitzten, daß alle katholische Kanzeln von Verwünschungen gegen die ruchlosen Schänder des

Glau-

Glaubens ertönten, daß der ergriffene Hugenotte bei dem Papisten keine Barmherzigkeit fand, daß Greuelthaten gegen die vermeyntliche Gottheit durch Greuelthaten gegen Natur und Menschheit geahndet wurden!

Von den Anführern selbst gieng das Beyspiel dieser barbarischen Thaten aus, aber die Ausschweifungen, zu welchen der Pöbel beider Parteyen dadurch hingerissen ward, ließen sie bald ihre leidenschaftliche Uebereilung bereuen. Jede Partey wetteiferte, es der andern an erfinderischer Grausamkeit zuvor zu thun. Nicht zufrieden mit der blutig befriedigten Rache suchte man noch durch neue Künste der Tortur diese schreckliche Lust zu verlängern. Menschenleben war zu einem Spiel geworden, und das Hohnlachen des Mörders schärfte noch die Stacheln eines schmerzhaften Todes. Keine Freystätte, kein beschworner Vertrag, kein Menschen- und Völkerrecht schützte gegen die blinde thierische Wuth; Treu und Glaube war dahin, und durch Eidschwüre lockte man nur die Opfer. Ein Schluß

des

des Pariser Parlements, welcher der reformierten Lehre förmlich und feierlich das Verdammungsurtheil sprach, und alle Anhänger derselben dem Tode weyhte, ein andrer nachdrücklicherer Urtheilsspruch, der aus dem Conseil des Königs ausgieng, und alle Anhänger des Prinzen von Conde, ihn selbst ausgenommen, als Beleidiger der Majestät in die Acht erklärte, konnte nicht wohl dazu beytragen, die erbitterten Gemüther zu besänftigen, denn nun feuerte der Nahme ihres Königs und die gewisse Absicht der Beute den Verfolgungseifer der Papisten an und den Muth der Hugenotten stärkte Verzweiflung.

Die Fortsetzung im nächsten Bande.

Inhalt.

Inhalt des
fünften Buchs.

Von 1592 bis 1593. Angelegenheiten der Provinzen von 1591 und 92. Ränke des Grafen von Soissons; sein Karakter. Kurze Geschichte und Karakter des Herzogs von Epernon. Parteyen und Vorfälle in den südlichen Provinzen. Tod des Marschall von Biron, des Prinzen von Parma. Rosny's zweite Heirath. Ursachen seines Misvergnügens mit dem Hofe, von dem er sich zurück zieht. Er fängt die Aufsätze der Unterhandlungen zwischen Spanien und der Ligue auf. Auszüge daraus. Die dritte Partey in Frankreich; ihre Absichten. Heinrich erholt sich Raths bey Rosny; ihre Vorsicht und kluge Aufführung; ihre Unterredungen, wo Rosny ihn zu der Religionsveränderung beredet. Seine Zusammenkünfte mit Bellozane, den beiden Durets und du Perron. Vorschläge der Ligue, welche Heinrich verwirft. Generalstaaten zu Paris. Uneinigkeit der vornehmsten Katholiken daselbst, und ihre Kunstgriffe sich einander zu verdrängen. Parlementsschluß und Eifer desselben für die Ehre der Krone. Waffenstillstand. Heinrichs Geschicklichkeit, sich die Uneinigkeit der Häupter der Ligue zu Nutzen zu machen. Heinrich hebt alle Schwierigkeiten gegen seine Religionsveränderung. Einzelne Umstände seiner Abschwörung.

Inhalt

Inhalt des sechsten Buchs.

Von 1593 — 1594. Heinrichs Betragen gegen den Papst, gegen Spanien, die Ligue und die Hugenotten, nach seiner Abschwörung. Barrieres Versuch auf das Leben des Königs. Rosny's Unterhandlungen mit dem Admiral von Villars. Sonderbare Eroberung von Fescamp Rosny's Reise nach Rouen. Villars Karakter. Heinrich trägt Rosny auf, den Herzog von Montpensier mit dem Grafen von Soissons auszusöhnen, und die Verbindung des letztern mit der Prinzessin von Navarra zu hintertreiben. Der Vergleich mit Villars wird nach manchem Hinderniß geschlossen. Heinrich wird in Paris aufgenommen. Züge von seiner Großmuth. Rosny's letzte Reise nach Rouen, welches sich dem König feierlich ergiebt. Rosnys Bedingung bey den Geschenken die er von dem König erhält. Villars kömmt zu dem König, Züge von seiner Großmuth. Lion unterwirft sich; Flucht des Herzogs von Nemours. Belagerung von Laon. Rosny's Geschäfte zu Paris. Seine Unterredungen mit dem Kardinal von Bourbon. Er unterstützt die Jesuiten gegen die Universität und die Pfarrherren von Paris; geht zur Armee zurück. Vorfälle bey der Belagerung von Laon, welches die Spanier vergebens zu entsetzen suchen.

Inhalt des siebenten Buchs.

Von 1594 — 1596. Heinrichs Misvergnügen über den Herzog von Bouillon; Rosny's Reise zu ihm. Eroberung von Laon. Kriegsbegebenheiten in verschiednen Gegen-

Gegenden von Frankreich. Absichten des Herzogs von Mayenne auf Bourgogne. Tod des Kardinals von Bourbon und des Oberaufsehers von O. Der Herzog von Guise schließt seinen Vergleich mit dem König. Dienste, die er ihm leistet. Sancy's Karakter. Veränderungen im Finanzrath. Grundsätze und Betrachtungen über die Finanzen. Heinrich erklärt Spanien den Krieg; wird durch Jean Chatel verwundet. Verbannung der Jesuiten. Der König marschirt nach Bourgogne. Rosny vereinigt sich mit dem Finanzrath. Abfall des Grafen von Soissons. Unglücklicher Feldzug in Picardie; Niederlage bey Dourleus; Tod des Admirals von Villars. Rühmlicher Feldzug in Bourgogne; Gefecht bey Fontaine-Françoise. Bedingungen unter welchen der Papst Heinrichen die Absolution ertheilt. Komplot der Großen des Reichs, worüber der Herzog von Montpensier mit dem König spricht. Bouillon wird nach London gesandt. Haß und Eifersucht des Finanzraths gegen Rosny.

Inhalt des achten Buchs.

Von 1596 — 1597. Belagerung von la Fere; Krankheit des Königs. Tod der Herzoge von Nemours und Nevers. Treulose Verwaltung der Finanzen. Rosny geht zu dem König nach Amiens; Gefahr der Frau von Liencourt auf dieser Reise. Rosny's Reise nach Rouen. Er wird zu der Prinzeßin von Navarra geschickt, um sie zu der Heirath mit dem Herzog von Montpensier zu bewegen. Er läuft Gefahr, bey dieser Gelegenheit in Ungnade zu fallen. Söhnt sich mit der Prinzeßin aus. Widersetzung der Finanzräthe, Rosny nicht unter sich aufzunehmen.

Unschlüs-

Unschlüßigkeit des Königs, der aber doch endlich durchdringt. Vergleich mit dem Herzog von Mayenne, welcher nach Monceaux zu dem König kömmt. Rosny's Reise in die Generalämter. Verläumdungen seiner Feinde bey dieser Gelegenheit. Nutzbarkeit dieser Reise mit dem König. Rosny's Zweck mit Sancy. Er entdeckt die Betrügereyen des Finanzraths. Versammlung der Notablen zu Rouen. Guter Rath, den Rosny dem König giebt. Einrichtung des Vernunft-Raths, den man bald wieder abschaffen muß. Rosny's Arbeiten in den Finanzen.

Fünftes

Digitized by Google

Fünftes Buch.

Unterdeß der König mit einer kleinen Anzahl Proteſtanten den Weg nach der Picardie nahm, verlohr der Prinz von Parma keinen Augenblick, um nach Paris zu kommen; von wo er ohne die geringſte Schwierigkeit, aber ſchlecht zufrieden mit ſeinem Feldzuge, äußerſt mißvergnügt über die Ligue und ihre Häupter, und ſehr verdrießlich über ſeine Wunde, von der er nie ganz geheilt zu werden fürchtete, nach Flandern zurück kehrte. 1592.

Die umſtändliche Erzählung von allen den Begebenheiten, die ſich in dieſem und dem vorigen Jahre in den verſchiednen Gegenden des Königreichs zugetragen haben, muß man in den Geſchichten dieſer Zeit ſuchen. Der Angrif auf Saint-Denis, wo der Ritter von Aumale ums Leben kam; die Eroberung von Stenay und von Dun in Lothringen, die Niederlage des Herrn von Ambliſe und die andern Thaten des Herzogs von Bouillon, vor und nach ſeiner Vermählung; der Verluſt der Schlacht bey Craon; die Niederlage des Herrn von Guerche und die Blokade von Poitiers ſind die vornehmſten Begebenheiten, zu welchen man noch eine Menge andrer rechnen kann, die in Provence, Dauphine und Poitou vorgiengen. Man würde auch noch nach dem Rückzuge des Prinzen von Parma, bis zu den Unterhandlungen, die vor der Krö-

nung des Königs voraus giengen, manchen merkwürdigen Vorfall antreffen. Ich habe schon weiter oben mein Stillschweigen über alle diese Punkte gerechtfertiget; und überdem bediene ich mich der hergebrachten Freiheit, in Memoiren nur das anzuführen, was uns am auffallendsten geschienen hat. Dahin gehören die Begebenheiten des Grafen von Soissons und des Herzogs von Epernon, die ich bisher noch nicht habe berühren können.

Der Graf von Soissons, ob er gleich die Parten des Königs verlassen, und sich mit ihm in Bearn verzürnt hatte, wie wir schon gesehn haben, gab deswegen doch die Hofnung nicht auf, die Prinzessin von Navarra, deren ganze Zärtlichkeit er besaß, noch zu heirathen. Nach dem Tod Heinrichs des III. dessen Anhänger er zuletzt gewesen war, war er in der Armee des Königs zurück geblieben, und diente ihm, wie so viele andre, ohne Zuneigung, und nur so lange, bis er neue Entwürfe gemacht haben würde, oder bis sich eine Gelegenheit darböthe, die seiner Liebe günstig wäre. Bey der Belagerung von Rouen glaubte er diese gefunden zu haben. Er hielt diese Unternehmung für zu wichtig, als daß der König noch an etwas anders denken könnte, gab eine Reise nach Nogent vor, schlich sich aus dem Lager, und gieng in größter Eil heimlich nach Bearn, um seine Heirath ohne Vorwissen des Königs zu vollziehen. Aber er war einer von denen, deren geringste Bewegung Heinrich beobachtete; er errieth daher auch gleich seine Absicht und nahm die besten Maasregeln, so, daß der Graf bey seiner Ankunft in Bearn zwar die Prinzessin in den günstigsten Gesinnungen gegen ihn fand (ja man hat gar behaupten wollen, daß sie ihn zu dieser Reise vermocht hätte); aber der Staatsrath, dem der König in dieser Provinz

die

die Regierung während seiner Abwesenheit übertragen hatte, war andrer Meinung. Der Herr von Pangeas, der ihn dirigirte, both dem Grafen die Spitze, zeigte die Befehle des Königs vor, empörte das Land gegen ihn, und zwang ihn endlich, mit dem Schimpf, vergebens solch Aufsehn gemacht zu haben, nach Frankreich zurück zu kehren. Die einzige Rache, die der Graf von Soissons dafür nehmen konnte, war, daß er ihn die Treppe hinunter stieß, da er ihm eines Tages bey dem König zu Pontoise begegnete.

Aus allen diesen Zügen lernt man den Charakter des Grafen von Soissons kennen. Um ihn völlig so zu schildern wie er war, setzen wir hinzu, nie gab es einen grenzenlosern und dabey blindern Ehrgeitz, als den seinigen. Jede Begebenheit schien ihm blos eine Stufe, um darüber weg, nach seinen Zwecken zu steigen, und schleuderte ihn immer wieder auf neue Wege, die ihn immer mehr von seinem Ziel entfernten, je mehr er sich demselben zu nähern glaubte. Er wußte selbst niemals, was genau seine Absicht war. Unruhig, verdrießlich, eifersüchtig, nährte er alles durch seinen Ehrgeitz, und aus nichts zog er Vortheil. Die Natur hatte ihn nicht geschaffen, um mit dem Könige übereinstimmend zu denken und zu handeln. Sie waren sich in nichts ähnlich, weder in der Gemüthsart, noch in dem äußern Betragen. Der König war freimüthig und offen; der Graf von Soissons von Natur kalt und wenig zuvorkommend, damit verband er nun noch ein angenommnes Phlegma, und die Kunst der niedrigsten Verstellung. In einer erkünstelten Ernsthaftigkeit suchte er jenes Ansehn von Größe, welches Ehrfurcht einprägt. Er befliß sich darauf, nicht gekannt zu seyn, und nahm die eiskalte Mine, womit wir die falsche Gravität beantworten, für Ehrfurcht. Pracht und

Pomp waren ganz nach seinem Geschmack. Mit einem Wort, der Ehrgeitz hatte von seinem Herzen Besitz genommen, und sein ganzes Betragen war nichts als Ceremonial und Förmlichkeit; die Aehnlichkeit dieses Charakters mit dem Spanischen National-Charakter war vielleicht mit Schuld an dem unbezwinglichen Widerwillen des Königs gegen ihn.

Der Herzog von Epernon besaß nicht nur Ehrgeitz; sondern auch einen ungezähmten Hochmuth und einen natürlichen Stolz, oder vielmehr eine Rauhigkeit, die man beym ersten Anblick fühlte. Der Ehrgeitz, sagt man, bedient sich aller Wege, um zu seinem Ziel zu kommen. Auf diese Art wäre d'Epernon nicht ehrgeitzig gewesen; er kannte nur Einen Weg, die hochfahrende Art, womit er alles fortreißen wollte. Der Ehrgeitz war bey ihm nur angebohrne Liebe zur Unabhängigkeit, die aus Härte des Herzens, Menschenfeindschaft und einer Einbildung von sich selbst entsprang, nach welcher er alle Achtung und alle Belohnungen noch zu schlecht für sich hielt. Er haßte den König, weil er alle Menschen haßte, und sicher gab es oft Augenblicke, wo er nicht gar zu gut mit sich selbst eins war. Ein steter Ungehorsam gegen Obere, ein rauher Umgang mit seines Gleichen, und ein grausames und unausstehliches Betragen gegen Geringere, sind die natürlichen Wirkungen eines solchen Charakters.

Da indessen der Erfolg seiner Unternehmungen nicht immer der war, den sein Stolz sich versprochen hatte, so mußte er sein Betragen ändern, und zuweilen, jedoch sehr selten, war er artig gegen die, die er nöthig hatte. Aber selbst seine Schmeicheleien, wenn man sich dieses Worts bey ihm bedienen kann, behielten immer einen Anstrich von Galle und Verachtung, woher es denn kam, daß, wenn Er Niemanden liebte, alle

Welt

Welt es ihm auch redlich vergalt. Mit ziemlich großen Anlagen zum Kriege, und in einer Lage, wo er sie hätte geltend machen können, verdarb er selbst seine Angelegenheiten, weil ihm Niemand anders als aus Furcht diente. Durch sich selbst und durch seinen Bruder la Valette war er Meister von Provence und Dauphine'. Die Provenzalen, die vor ihm den Groß-Prior, einen natürlichen Bruder der lezten drey Könige zum Gouverneur gehabt hatten, verachteten ihn wegen seiner niedrigen Abkunft, und haßten ihn bald auch wegen seiner Grausamkeit. Deswegen waren sie sehr froh, daß er bey Heinrichs des dritten Lebzeiten sich nicht vom Hofe entfernen wollte, und ihnen la Valette an seiner Stelle schickte, der sich in der Provinz beliebt machte, und dem König gut diente. Heinrich III. lernte endlich d'Epernons wahren Charakter kennen, und fieng nun selbst an, ihn zu fürchten; er ließ seinen bisherigen Günstling in Ungnade fallen, und hätte ihn beynahe zu Angouleme in Arrest nehmen lassen. La Valette verlohr bey dieser Gelegenheit seine Stadthalterschaft; sie bekamen aber alles nach der Ermordung des Herzogs von Guise wieder, durch welche Heinrich III. sich in die Nothwendigkeit versetzt hatte, sich auf alle, die er, um welchen Preis es auch seyn mögte, auf seine Seite ziehen konnte, zu stützen. Nachdem Tode dieses Fürsten beleidigte es d'Epernon's Eitelkeit, dem König von Navarra zu gehorchen, und er verließ ihn zu Pontoise ungeachtet alles Zuredens und aller Bitten, die Heinrich durch die Herren von Bellegarde und Roquelaure, und auch persönlich an ihn verschwendete. Es war ihm viel zu schmeichelhaft, einem König Widerstand zu thun, und er versäumte dazu nichts in seiner Stadthalterschaft Provence. Er war der erste, die Acte zu unterzeichnen, wodurch die Großen des Reichs den König von Navarra von der

Krone ausschlossen. Man wird nichts dabey wagen, wenn man von dem Herzog von Epernon auf die Aufrichtigkeit jenes Religions Grundes schließt, den man damals gewöhnlich immer zum Vorwand nahm, um sich der rechtmäßigen Gewalt zu entziehen.

Seine Geschichte wird uns in der Folge zugleich einen kurzen Abriß von den Begebenheiten in den mittäglichen Provinzen Frankreichs geben. Es trafen ihn große Unglücksfälle. Beide Brüder, die sich wechselseitig unterstützten, zogen oft den kürzern, und konnten nicht verhindern, daß in Dauphine und Provence drey oder vier Hauptparteien entstanden, die ihnen die Spitze bothen, ohne noch beinahe alle große Städte zu rechnen, welche ihren eignen Plan hatten, sich unabhängig zu machen. Der Herzog von Savoyen und sein Bruder, der Herzog von Nemours, hatten einen starken Anhang daselbst, und gaben sich viel Mühe. Ihre Partey wurde sehr mächtig, nachdem der König von Spanien eingewilligt hatte, daß der Erste, der sein Schwiegersohn war und den er mit Truppen unterstützte, Graf von Provence werden, und dieß Land von ihm zur Lehn nehmen sollte. Aber mitten in ihrem Glück stießen diese beiden Fürsten auf einen furchtbaren Gegner, der sie in ihrem Lauf aufhielt, und ihre Partey zu Grunde richtete; Lesdiguieres war es, der durch seine Tapferkeit und sein Glück gegen den Herzog von Savoyen so bekannt ist. Er blieb stets ein treuer Anhänger des Königs, und man kann ihm nicht vorwerfen, daß er sein Glück für sich selbst zu nützen gesucht, oder nach der Souverainität von Dauphine gestrebt habe. Vielleicht wünschte er blos, daß der König seiner Hülfe lange möchte nöthig haben, und nie selbst in diese Provinz käme. Die Herren von Montmorency und Ornano verstärkten diese Partey

an-

ansehnlich. Der Herzog von Joyeuse, die Gräfin von Sault, und der Graf von Carees mit dem Herrn von Vins hatten die andern Parteien formirt. Ludwig von Aix, Casaux, Ligny, Martinengue und verschiedne Andre thaten sich dabey hervor, und erfüllten das Land mit Uneinigkeit und Blutvergießen; selten aber erstreckte sich eine Faction weiter als auf eine einzige Stadt. La Valette konnte sich schon kaum mehr in Dauphine halten, als er bey der Belagerung eines unbedeutenden Orts blieb. So gleich suchte der Herzog von Epernon sich dieser Stadthalterschaft zu bemächtigen. Zum Schein bath er den König um das Patent dazu, welches dieser auch nicht wagte, ihm abzuschlagen. Aber anstatt über alle diese Parteien das Uebergewicht zu erlangen, brachte er blos nur noch eine neue zu Stande, auf welche der König nicht mehr rechnen konnte, als auf die andern. Man kann davon nach den Begebenheiten bey der Belagerung von Villemur urtheilen. Diese einzige Handlung will ich aus Nachrichten, für deren Wahrheit ich bürge, umständlicher erzählen.

Der Herzog von Joyeuse, ein eifriger Anhänger der Ligue, hatte 5 bis 6,000 Mann zu Fuß und 8 bis 900 Pferde in der Gegend von Toulouse versammelt. Mit diesen rückte er am 15. Junius dieses Jahrs 1592 gegen Montauban vor, plünderte die Flecken und das Land, und belagerte endlich Villemur, nachdem er alle die Grausamkeiten ausgeübt hatte, die in jener unglücklichen Zeit zur Gewohnheit geworden waren. Der Herr von Ariat, von dem ich diese Nachrichten habe, und die Bürger von Villemur wendeten sich an Thémines, der an der Spitze der königlichen Partey in Languedoc stand, und bothen ihm um eine schleunige und mächtige Hülfe. Thémines, der sich nicht stark genug fühlte, schickte an den Herzog von

Epernon, und bis die Unterstützung, die dieser ihm versprach, ankommen würde, sandte er verschiedne kleine Haufen Fußvolk und Reiteren ab, welche mit großer Mühe in die Stadt kamen, die Reiter zu Fuß, denn der Ort war so enge eingeschlossen, daß sie sich ihrer Pferde nicht bedienen konnten. Joyeuse hatte einen Fehler gemacht, wofür er, wie wir sehen werden, hart bestraft wurde. Er hatte Villemur von Seiten der Stadt angegriffen, statt daß er hätte bey dem Schloß anfangen sollen, welches in der That weit weniger bevestigt war, ob es gleich sehr stark aussah. Ohne Zweifel kannte er den Ort nicht genug, oder er wollte sich die Magazine von Getraide und andrer Munition zu Nutze machen, wovon die Stadt voll war.

D' Epernon schickte ein ganz ansehnliches Korps ab; aber weil er ihnen befohlen hatte, nicht mit Nachdruck zu handeln, und besonders kein Treffen zu wagen, so giengen diese Truppen, die anfangs großen Lerm gemacht hatten, aus einander, verließen ihren Posten, und schadeten den königlichen Soldaten mehr durch ihr übles Beyspiel, als sie ihnen halfen. Joyeuse, dem es nicht an Muth fehlte, besonders wo es auf schnelle Ausführung ankam, hielt die Gelegenheit für günstig, — vielleicht hatte er auch einigen Verdacht von der Absicht des Herzogs, — grif seine Truppen an, überraschte sie, und würde sie alle niedergehauen haben, wenn Themines nicht noch zu rechter Zeit herbey geeilt wäre, um den Ueberrest zu retten. Dennoch waren 7 bis 800 Mann auf dem Platze geblieben, und das war genug für d' Epernon, um die Uebrigen ganz und gar zurück zu rufen Vergebens plagte Themines nachher sowohl ihn als den Marschall von Matignon, keiner von beiden wollte ihn anhören, und es blieb ihm weiter nichts übrig, als sich selbst mit

d' Ar-

d'Arcat, und 250 Büchsenschützen und etwa 100 bis 120 Pferden in Villemur zu werfen, um den Belagerten beyzustehen, denen Joyeuse jezt stärker als vorher zusetzte. Er schickte Renier, der durch einen Vertrag Herr in Villemur war, hinaus, weil er zu kränklich geworden war, um bey dieser Gelegenheit das Amt eines Gouverneurs zu verwalten, und beschloß, sich bis aufs äußerste zu wehren, indem er darauf rechnete, daß der König, dem er seine Lage hatte wissen lassen, ihn nicht umkommen lassen würde.

In der That schrieb dieser auch gleich an die Herzoge von Montmorency und Epernon, daß sie Truppen nach Villemur schicken sollten. Der leztere, der nie gehorchte, achtete auch diesen Befehl nicht; Montmorency aber schickte Lecques und Chambaut mit sehr guten protestantischen Hülfsvölkern ab. Sie waren indessen noch zu schwach gegen Joyeuse, dessen Armee kürzlich durch die Einwohner von Toulouse verstärkt worden war. Lecques und Chambaut wendeten sich nun an Messilac, den Lieutenant du Roi in Auvergne, und an den Vikomte von Gonedon, der durch seine Tapferkeit und Treue eben so bekannt war, als durch seine Häßlichkeit. Diese beiden Offiziere bedachten sich keinen Augenblick, mit 800 Büchsenschützen und 280 Pferden Villemur zu Hülfe zu kommen. Joyeuse schickte zu ihnen, und ließ ihnen ein Treffen anbiethen, sie schlugen es aber aus, weil sie sich an dem Unglück der Epernonschen Truppen spiegelten, und blos mit ihrem Hauptzweck beschäftigt waren. Nach dieser Weigerung bath die Kavallerie der Belagerer, die in den Linien zu enge eingeschlossen war, den Herzog von Joyeuse um Erlaubniß, sich in den umliegenden Dörfern ausbreiten zu dürfen. Er erlaubte es ungern, und gegen den Rath der Herren von Onous und Mont-

berauf, nachdem er sich von den Offizieren ihr Wort hatte geben lassen, daß sie auf das erste Zeichen ohne Zeitverlust in sein Lager eilen wollten.

Messillac, Lecques und Chambaut, da sie sahen, daß die Belagerer durch die Entfernung ihrer Reiterey sehr geschwächt waren, theilten ihre ganze Infanterie in vier Haufen, deren jedem sie 50 Gensd'armes zugaben, welche bey dieser Gelegenheit absitzen mußten. Ein Regiment von 800 Mann ließen sie in Schlachtordnung den Verschanzungen gegen über, mit Befehl, auf ein gewisses Zeichen den Angrif zu thun. 400 Mann griffen die erste Verschanzung an, und wurden von den vier Haufen unterstützt. Gewöhnlich war diese Verschanzung nur mit 200 Mann besetzt; aber Joyeuse, der durch die Spione, die er bey unsrer Armee hatte, wenige Augenblicke vorher gewarnt worden war, schickte noch 400 Mann zur Verstärkung dahin, und ließ zugleich drey Kanonenschüsse thun, welches das abgeredete Zeichen für seine Kavallerie war. Diese aber kam erst, da das Gefecht schon angegangen war, es sey nun, daß sie den Befehl zu träge befolgte, oder daß die Protestanten zu schnell waren. Die Unsrigen rückten mit Aufgang der Sonne aus, hielten sich an die erste Schanze, und streckten 100 von denen, die sie vertheidigten, zu Boden. Die Uebrigen nahmen die Flucht nach der zweiten Schanze; weil sie aber nichts als ihre Furcht mit dahin brachten, so wurde auch diese, obgleich in weit besserm Stande als die erste, mit einem ansehnlichen Verlust erobert.

Themines, der dieß alles aus der Stadt sahe, unterstützte die Angreifenden, und that einen Ausfall so zur rechten Zeit, daß die Belagerer völlig den Kopf verlohren. In diesem Augenblick erschien ihre Kavallerie an der Spitze des Lagers; aber anstatt der Unord-

nung

nung Einhalt zu thun, sah sie nicht so bald, daß die 800 Mann vom Korps de Reserve sich mit 300 Pferden in Bewegung setzten, um auf sie loszukommen, so folgte sie dem Beyspiel des ganzen übrigen Heers, und suchte ihr Heil in der Flucht. Die Furcht wuchs mit jedem Augenblick, und bald wurde die Flucht so allgemein, daß Joyeuse nicht mehr im Stande war, ihr Einhalt zu thun. Von den Flüchtigen selbst mit fortgerissen, erreichte er eine Brücke von Brettern und Seilen, die er über den Tarn hatte schlagen lassen. Weil aber die Menge derer, die sich nach dieser Seite hinstürzten, der Brücke zu schwer wurde, so brach sie unter Joyeuse ein, und er wurde von dem Wasser verschlungen, ohne daß einer von denen, die bey ihm waren, davon gekommen wäre. Der Schrecken verblendete die Folgenden so sehr, daß sie noch immer glaubten eine Brücke zu sehen, wo keine mehr war, und sich wie unsinnig in den Fluß stürzten. Es kamen an diesem Tage in dem Gefecht und im Wasser über 3,000 Mann Infanterie und über 400 Pferde um; ein ungeheurer Verlust für eine so kleine Armee, stat daß die Königlichen nicht 30 Mann verlohren. Die Bürger von Villemur sahen von ihren Wällen mit einer Freude, die mit Erstaunen und Schauder vermischt war, diesem Schauspiel zu, und verglichen eine Wirkung der Furcht, die einem Wunder ähnlich sah, mit dem, was uns die heilige Geschichte von den Egyptern beym Uebergang über das rothe Meer erzählt. — Doch es ist Zeit zu dem König zurück zu kommen.

Er war nach Picardie gegangen, um aber seinen Truppen Beschäftigung zu geben, hatte er den Marschall von Biron in Champagne abgeschickt Epernai zu belagern. Diese Belagerung war langwierig und hartnäckig; Biron verlohr dabey sein Leben durch eine Kanonkugel, und wenn der König, der diese Zeit über sich zu Com-

pieg-

piegne aufhielt, sich nicht entschlossen hätte, selbst vor der Stadt zu erscheinen, so würde man sie schwerlich erobert haben. Er schlug ein ansehnliches Hülfskorps, welches sich hinein werfen wollte, und zwang am Ende den Ort zur Uebergabe.

Da es ihm völlig an Gelde fehlte, so sah er sich genöthigt, nach dieser Unternehmung alle die fremden Truppen, die er noch behalten hatte, abzudanken. Auf das Gerücht, daß der Prinz von Parma zum dritten mal nach Frankreich kommen wollte, um die großen Entwürfe, die er gegen den König gemacht hatte, auszuführen, blieb er noch einige Zeit in den lezten Quartieren. Der Tod dieses großen Generals erfolgte sehr zur rechten Zeit, um Heinrichen aus der Unruhe zu reißen, da er sich jezt nicht im Stande sah, einem solchen Gegner zu widerstehen. Die Spanische Armee zerstreute sich, da sie ihren Anführer verlohren hatte; bis man ihm einen Nachfolger ernannte, hatte der König Zeit, sich zu erholen. Er näherte sich jezt seiner Hauptstadt, und suchte aus der Entfernung der Spanier Vortheil zu ziehen. Ich begleitete ihn nicht bey dieser ganzen Reise in die Picardie. Ich war nach Mante gegangen, und da ich die Frau von Chateaupers mit sehr günstigen Gesinnungen für meine Liebe wiederfand, so vermählte ich mich mit ihr zu Mante denselben Tag, da der Prinz von Parma mit seiner Armee durch Houdan marschirte.

Um alles zu sagen, die Politik des Königs gefiel mir nicht. Ich sah mit Verdruß, daß die Nothwendigkeit dieser Zeitläufe ihn dem Willen aller Katholiken von seiner Partey unterwarf, und daß alle Protestanten unbelohnt blieben und für nichts gerechnet wurden, vorzüglich seitdem der Abmarsch der fremden Truppen ihren Gegnern alle mögliche Vortheile über

sie

sie gegeben hatte. Ich insbesondre hatte so oft die Wirkungen ihres Hasses und ihrer Eifersucht empfunden, daß ich mir einbildete, alle Wege zum Glück würden mir auf immer verschlossen seyn. Außerdem hatte mich auch das Betragen des Königs gegen mich verdrießlich gemacht. Zwar wußte ich, daß seine Kälte nur Verstellung war, aber sie sah einer gänzlichen Vernachläßigung so ähnlich, daß ich mich entschloß, den Krieg zu verlassen, und fern vom Geräusch und den öffentlichen Angelegenheiten auf meinen Gütern zu leben.

Der Erfolg hat die Weisheit des Königs gerechtfertigt, und ich bin in der Folge einer von den ersten gewesen, der seine Meinung annahm, und ihm Rathschläge gab, die meinen frühern Begriffen völlig zuwider waren. Aber damals sah ich alles noch mit ganz andern Augen an. Das Gefühl von allem, was ich und andre Protestanten auszustehen hatten, das geringe Ansehn, worin ich mir zu stehen schien, etwas weniges von dem allgemeinen Geiste, den das Religions Interesse stets eingiebt; darauf gründete ich meine Entschlüsse, darauf bauete ich ein System für den König, welches mir zu der Zeit das einzige vernünftige schien. Ich wünschte, daß er denen, die ihm mit Eifer und Zuneigung dienten, Gerechtigkeit wiederfahren lassen, allen andern Beystand verschmähen, und sich blos in ihre Arme werfen möchte. Ich war fast überzeugt, daß nach einem so auffallenden Schritt England, Holland und alle protestantische Mächte Europas zu seinem Vortheil so große Dinge thun würden, daß dieß allein zureichen müßte, ihn auf den Thron zu erheben, ohne daß er den Katholiken die geringste Verbindlichkeit hätte. Hierin, so wie in allen andern Dingen waren die Einsichten des Königs den meinigen weit überlegen.

Er

Er begrif gleich im ersten Augenblick, daß man ein Königreich wie Frankreich nicht mit fremden Händen erobert; hätte er es aber auch für möglich gehalten, so war es doch mehr das Herz der Franzosen als ihre Krone, nach dessen Eroberung dieser gute Fürst strebte, und er sah alle die Belohnungen, die er auf diesen Fall zu ihrem Nachtheil denen, die ihn erhöht hätten, würde geben müssen, für das rechtmäßige Gut seiner Unterthanen an.

Der lezte Grund, der mich völlig bewog mich zurück zu ziehen, war, daß kurze Zeit nach meiner Ankunft zu Mante meine Wunde am Munde, welche ich bey dem unglücklichen Vorfall bey Chartres empfangen hatte, wieder aufbrach. Dieß nöthigte mich, mich nach Roßny bringen zu lassen, um dort eine gründliche Kur auszuhalten und dadurch den beinahe immer gefährlichen Folgen der Wunden dieser Art vorzubeugen. Ich hielt mich einige Zeit daselbst auf. Nach einem so geräuschvollen Leben, als ich bisher geführt hatte, schmeckte ich hier das reine Vergnügen, welches ein eingezognes Leben denen gewährt, die ihr Herz vom Ehrgeitz losgerissen haben. Eine meiner Beschäftigungen diese Zeit hindurch war, daß ich die verschiednen Begebenheiten des guten und bösen Glücks aufzeichnete, denen mich das Schicksal zwanzig Jahre hindurch ausgesetzt hatte.

Eines Tages kam Bußy, der Lieutenant du Roi in Vexin nach Roßny mich zu besuchen. Er erzählte mir, der König habe an alle Gouverneurs geschrieben, sie sollten so viel Truppen zusammen raffen, als sie könnten, und ihm schleunig zu Hülfe kommen. Dieß war in der Zeit, wo man am gewissesten glaubte, daß der Prinz von Parma wieder nach Frankreich kommen würde, und Bußy fragte mich, ob ich bey dieser Gele-

gen-

genheit nicht auch thun würde, wie die andern. Diese Frage erweckte in mir die Erinnerung an so manches Gouvernement, welches mir verweigert worden war, und an die Stelle eines Lieutenant du Roi, die noch vor kurzem der Herzog von Nevers und die Katholiken auf eine stolze und beleidigende Art stat meiner zu erhalten gewußt hatten. Ich antwortete also mit einiger Empfindlichkeit, daß wenn der König meine Dienste bedürfte, so würde er mir die Ehre gethan haben, an mich zu schreiben. Bußy fand meine Antwort stolz, und als er sie dem König hinterbrachte, ermangelte er nicht ihr eine üble Wendung, zu geben, wie jeder gute Hofmann es macht, und gab ihm zu verstehen, er dürfe ferner nicht mehr auf mich rechnen, weil ich den Entschluß gefaßt hätte, den Rest meiner Tage auf dem Lande zu zu bringen. Dieser Zusatz war ganz sein Werk; ich schätzte ihn nicht genug, um ihn zum Vertrauten meiner Geheimnisse zu machen. „Er muß sich „also sehr verändert haben," gab der König schnell zur Antwort, „denn sonst hat er nie bey Gelegenheiten ge„fehlt wie die, welche uns jezt bevorsteht. Ob er sich „gleich mit seinen Wunden entschuldigt, so weiß ich „doch besser was ihn abhält; er ist bös auf mich, und „er hat nicht ganz Unrecht. Künftig wird er den Phi„losophen machen wollen, aber wenn ich ihn zu sehen „kriege, werde ich das schon alles beyzulegen wissen, „denn ich kenne ihn." Diese Unterredung fiel in Gegenwart des Presidenten Seguier vor, der sie mir wieder erzählte, als er einige Zeit nachher bey mir speisete. Da ich mein Herz in dem Busen dieser treflichen Magistratsperson ausschüttete, denn ich kannte ihn als einen gleich rechtschafnen Freund, redlichen Mann und vortreflichen Politiker, so sagte er mir diese Worte darauf; die ich nicht vergessen habe, weil sie anfiengen mir die Augen zu öfnen, und mich von meiner ersten

Art

Art zu denken zurück zu bringen: „Es scheint, daß „Sie noch ein wenig aufgebracht sind. Jezt ist eine „Zeit, wo die Ruhe ein schwer zu erlangendes Gut „ist. Die Klügsten schweigen, und haben Geduld in „der Hofnung auf eine bessere Zukunft, und der König „ist so gut und so weise, daß ihn Gott bestimmt haben „muß, alles wieder herzustellen.

Da mir jezt von meiner Wunde keine weitere Unbequemlichkeit geblieben war, als daß ich noch nicht deutlich sprechen konnte, so fieng ich von diesem Augenblick wieder an auszureiten, und mit etwa 50 Pferden Streifereien auf den Landstraßen von Verneuil und Dreux nach Paris zu machen, um mein altes Handwerk wieder gewohnt zu werden, weil ich wohl sah, daß ich es von neuem wieder anfangen würde. Eines Tages, es war bey meiner zweiten Streiferey, da ich in der Gegend von Dreux, zwischen den Dorfern Maroles und Goussainville spazieren ritt, begegnete ich 10 bis 12 Leuten zu Fuß, die, so bald sie uns erblickten, sich in das Gehölz warfen, womit dieß ganz Land bedeckt ist. Ich eilte auf sie zu, und ließ ihrer zween auffangen, die Einzigen, die die Landstraße nicht verlassen hatten. Es waren zwey Bauren, die von Paris kamen, wo sie Geflügel verkauft hatten. Ich befragte sie, und sie antworteten mir sehr freimüthig, sie giengen gewöhnlich die ganze Nacht, um die unangenehmen Begegnungen zu vermeiden, denen man den Tag über auf diesem Wege ausgesetzt wäre, diesmal aber seyen sie dreuster gewesen, weil sie sich in Gesellschaft von 9 bis 10 Personen befunden hätten, wovon drey Bedienten bey den Herren von Mercoeur, Medavy und Vieuxpont wären.

Mehr brauchte ich nicht, um diesen drey Leuten nachsetzen zu lassen, deren geheimnisvolle Reise meine

nach-

Neugier erregte. Es war aber unmöglich, sie einzuholen; doch erhaschten meine Leute zwey Andre von dieser Gesellschaft, von denen aber durch Drohungen nichts heraus zu bringen war. Ich schlug nun einen andern Weg ein, gab einem jeden vier Goldthaler, und versprach ihnen noch mehr, wenn sie mir alles sagen wollten, was sie von den drey Bedienten wüßten. Sie hießen mich nun ihnen folgen; und führten mich an eine große hohle Eiche, die mit dichtem Gebüsch umgeben war. Hier, sagten sie, hätten die Bedienten still gestanden, und ihre Papiere in den hohlen Stamm geworfen. In der That fand ich darin zwey blecherne Schachteln und einen Sack, die davon ganz voll zu seyn schienen. Jezt tröstete ich mich, daß die Bothen mir entwischt waren, beschenkte die beiden Leute und kehrte nach Roßny zurück, voller Ungeduld, meine Pakete zu öffnen.

Sie waren so, wie ich es gewünscht hatte. Gleich zuerst fand ich eine Menge Patente von dem Herzog von Mayenne, um Soldaten anzuwerben, und zwey eigenhändige Briefe von ihm an den Herzog von Mercoeur, aber in Chiffern. Wichtigere Stücke zogen von diesen bald meine Aufmerksamkeit ab. Sie betrafen eine dritte Partey, von der man damals anfieng Lerm zu machen; und unter diesen fand ich zwey Aufsätze, die mir von der äußersten Wichtigkeit schienen. Der erste enthielt die Forderungen, welche der President Jeannin im Namen des Herzogs von Mayenne an den Spanischen Hof gethan; der andre die Antwort, welche der Erzherzog Ernst im Namen des Königs von Spanien darauf gegeben hatte. Die weitläuftigste Abhandlung würde nicht so gut über die Absichten des Herzogs von Mayenne, den Geist der Ligue und die Spanische Politik, Licht verbreiten, als der Inhalt

dieser beiden Stücke. Man wird einen Auszug daraus nicht ungern lesen.

Der Herzog von Mayenne unterwarf die Ligue dem Pabst, und erkannte den König von Spanien als Schutzherrn derselben mit folgenden Bedingungen. Der König von Spanien giebt und unterhält zum Dienst der Ligue eine Armee von 16,000 Mann Infanterie und 3,000 zu Pferde, unter welchen 2,000 zu Fuß und 500 Reiter blos aus Franzosen bestehen, über die der Herzog von Mayenne nach Willkühr gebiethen kann. Außerdem besoldet Spanien noch andre 4,000 Mann Fusvolk und 500 Reiter, auch alle Franzosen, welche blos zum Dienst für die Person des Herzogs von Mayenne bestimmt sind. Die Anzahl dieser Truppen soll nach Bedürfniß vermehrt werden, doch wird hierüber nichts festgesetzt, und kommt es allein auf den guten Willen des Königs von Spanien an. Der Herzog von Mayenne hat das höchste Commando über diese Truppen sowohl, als über alle Truppen der Ligue mit dem Titel eines Verwesers der Krone, bis daß die Königswahl zu Stande kömmt. Diese Wahl soll in einer allgemeinen Berathschlagung geschehen — (wahrscheinlich soll dieser Ausdruck die General Staaten des Landes anzeigen). Bis daß diese Wahl zu Stande gebracht und angenommen worden ist, verdoppelt Spanien die Pension, welche es bis jezt dem General der Ligue gegeben hat, so, daß er, statt 30,000 Livres des Monaths, künftig ihrer 60,000 erhält. Ueberdies bekömmt er 100,000 Thaler, welche ihm sogleich, und 10 ,000 Livres, die ihm nach Genehmigung dieses Vertrags ausgezahlt werden, und unterdessen wird man ihn sogleich in den wirklichen Besitz von Bourgogne setzen. Nach der Ernennung des künftigen Königs wird dem Herzog von Mayenne die Verwaltung des

Staats

Staats mit dem Titel eines Verwesers (Lieutenant General) auch noch ferner bestätigt, und erst alsdann wird er den Spaniern die Stadt Soissons übergeben; es kann dieses nicht eher geschehen, weil es der einzige Sicherheitsort ist, den er selbst in Frankreich besitzt. Sollten sich — vielleicht von Seiten des Königs von Navarra — unübersteigliche Hindernisse gegen die Wahl eines künftigen Königs, oder gegen die Einnahme und Erhaltung der Provinz Bourgogne für den Herzog von Mayenne finden, so wird der König von Spanien diesem Leztern zur Entschädigung eine jährliche Pension von 300,000 Livres geben, welche ihm die Güter ersetzt, die er in Frankreich zu verliehren Gefahr läuft; und diese Pension kann weder eingezogen noch vermindert werden, sondern erbt auf ewig bis auf die spätsten Nachkommen des Herzogs fort, was auch zwischen dem König von Spanien und dem alsdann erkannten König von Frankreich für Vergleiche möchten geschlossen werden. Es wird ferner noch festgesetzt, daß Spanien alle Schulden des Herzogs von Mayenne, oder des mit Genehmigung dieser Krone erwählten Königs, wenn er ein Franzose ist, tilgt, und gleichfalls den vornehmsten Offiziers der Ligue angemeßne Belohnungen giebt. — — Hierüber war nichts deutlich bestimmt, vielleicht, weil der Herzog von Mayenne nicht so thätig für die andern besorgt war, als für sich, oder auch, weil er glaubte, dieser Artikel werde keine Schwierigkeit machen, indem es leicht wäre, diese Herren, auch wenn es an Gelde fehlte, durch Pensionen, Würden und Stadthalterschaften zu vergnügen.

Dieß waren die Forderungen des Hauptes der Ligue, wobey er wenigstens sich nicht vergessen hatte, wie man sieht. Für das alles both er dem König von Spanien, außer der Krone, die, obgleich nichts davon

gesagt war, doch nur einem Oestreichischen Prinzen bestimmt seyn konnte, weil der Herzog von Mayenne sich selbst davon auszuschließen schien; — dafür also both er eine gewisse Anzahl Städte an, zu deren Namen sowohl als zu dem Namen des künftigen Königs Platz gelassen war. Diejenigen, welche Spanien im Kriege erobern würde, sollten unter dem Schutz Philips des zweiten und des Herzogs von Mayenne den Französischen Katholiken übergeben werden; das alles, um Spanien bis zur Wahl des Königs zur Sicherheit und Bürgschaft zu dienen, und ohne sich weitläuftiger darüber zu erklären. Dieß scheint ein Beweis mehr zu seyn, daß man darauf rechnete, diese Wahl würde für Spanien hinreichender Ersatz aller seiner Mühen seyn; es sey denn, daß man durch diesen günstigen Doppelsinn gesucht habe, dem Spanischen Hofe blos damit zu schmeicheln, um desto schnellere und thätigere Unterstützung von ihm zu erhalten. Was zu diesem Verdacht Anlaß giebt ist, die Vorsicht auf folgender Klausel zu bestehen und stets darauf zurück zu kommen; Spanien möchte doch unterdeß, daß man sich in Madrid wegen aller dieser Artikel entschiede, (und dazu gab man vier Wochen Zeit) immer ein starkes Hülfskorps nach Bourgogne schicken, welches, wie man vorgab, in großer Gefahr wäre. Um diesen Hof noch schneller zu einem Entschluß zu bringen, versicherte der Herzog von Mayenne, der bey diesem ganzen Vertrage sich als ein treuer, obgleich etwas eigennütziger Diener des Oestreichschen Hauses zeigt, ganz kalt, daß wenn Spanien diese Bedingungen nicht vortheilhaft genug fände, es sich an einen Andern wenden möchte, und daß er für seine Person, müde diese Last länger zu tragen, es sehr gern zufrieden wäre, sie von sich abzuwälzen.

Aber

Digitized by Google

Aber seine Verstellung half ihm nichts, er hatte mit einem Kabinet zu thun, das sich so leicht nicht betrügen ließ, und das seine Vortheile noch besser verstand. Der Erzherzog Ernst antwortete ihm im Namen des Königs; Seine Majestät nähme den Titel eines Beschützers der Ligue an, und wolle selbst zugeben, daß man sie als das Haupt dieser ganzen Partey ansähe. Man würde den König stets bereit finden, alle die Unterstützung an Truppen zu geben, welche man gegen den König von Navarra forderte, und selbst noch mehr, als man begehrt hätte, denn er wolle allein in die Picardie die oben erwehnten 19,000 Mann schicken, — (man sieht leicht aus welcher Absicht, da diese Provinz an die Niederlande gränzt) — ohne die, welche er nach verschiednen andern Gegenden des Reichs marschiren zu lassen sich erböthe. Wegen Bourgogne schien er nicht so viel zu besorgen, als der Herzog von Mayenne; — wahrscheinlich, weil man zu Madrid einsah, daß dieser General gern die ganzen Kriegsvölker in dieser Provinz, die er für sich verlangte, gebraucht hätte. Auf diesen Artikel gestand man blos eine Summe zu, welche hinreichen sollte, um 1,000 Mann Deutsche Infanterie zu werben, und 300 Reiter zu besolden. Doch setzte man hinzu, daß wenn diese Provinz, der Hauptschauplatz des Krieges werden sollte, so sey Ihro Katholische Majestät nicht abgeneigt, eine ansehnliche Kriegsmacht dahin zu schicken; — und ohne Zweifel war dieses auch völliger Ernst.

In Ansehung des Herzogs von Mayenne selbst zeigte sich der König von Spanien auch bey weitem nicht so sehr freigebig; von allen Artikeln war dieser am meisten beschnitten. Man wollte zu der monathlichen Pension von 30,000 Livres nichts hinzu thun; und gestand ihm für seine Person, und zwar nur so lange,

als er selbst bey der Armee seyn würde, 2,000 Mann Infanterie und 500 zu Pferde zu. Alles übrige wurde mit Stillschweigen übergangen. In Ansehung der Plätze, welche man erobern würde, war der König es zufrieden, daß der Herzog diejenigen behielte, deren er sich selbst bemächtigte; von Spanischer Seite sollte es aber dagegen eben so gehalten werden. Von der Forderung wegen Soissons gieng man nicht ab, sondern wollte diese Stadt durchaus haben, als Sicherheit wegen der Vorschüsse, die Spanien in diesem Kriege thäte; man versprach blos, sie nach der Erwählung eines Königs zurück zu geben. Dem Spanischen Hofe schien diese Wahl noch zweifelhaft zu seyn, und er gab zu verstehen, wenn sie so ausfiele, daß er damit zufrieden seyn könne, so würde man alles von seiner Erkenntlichkeit erwarten können; bis dahin aber wollte man nichts aufs Spiel setzen. Aus dieser Ursach ließ man auch alle andern Artikel unbeantwortet, und setzte noch einen neuen hinzu; daß nehmlich der Herzog von Mayenne gewisse Leute von sich entfernen sollte, wahrscheinlich, weil sie die Vortheile von Spanien nicht genug bey ihm unterstützten. Diese Namen aber könnten dem Papier nicht anvertraut werden; man hätte sie, so hieß es, dem Vermittler dieses Traktats mündlich bezeichnet. — Dieß waren die Gesinnungen seiner Katholischen Majestät, die dem Herzog von Mayenne darin recht gut nachahmte, daß sie mehr für sich als für ihn sorgte, und ihm ihre Dienste ziemlich theuer verkaufte.

Alle meine Empfindlichkeit verschwand, indem ich diese Schriften las. Sie waren zu wichtig für den König, als daß ich hätte einen Augenblick verweilen sollen, um nach Compiegne zu eilen. Hier fand ich, daß weder Zeit noch Entfernung Heinrichs Gesinnungen

gegen

Digitized by Google

gegen mich hatten ändern können. Ich hatte eine geheime Unterredung von einer halben Stunde mit ihm, wo ich ihm nur im allgemeinen die Ursache meiner Reise sagte; die Durchlesung der Papiere wurde bis auf den Abend verschoben. Nachdem Jedermann das Zimmer des Königs verlassen hatte, wurde ich wieder hineingeführt, er schloß sich mit mir ein, rufte Beringhen und Choirin, um die Charaktere der meisten dieser Stücke zu entziffern.

Wir erfuhren nun, was eigentlich diese dritte Partey wäre, von der man immer schon unter der Hand sprach. Sie entstand am Hofe selbst unter den Flügeln und nach den Ideen des Abts von Bellozane, der beiden Durets und, ich glaube, des Abts du Perron, alles Kreaturen des Grafen von Soissons und des Kardinals von Bourbon, und besonders Anhänger des lezten. Wenigstens ist aller Anschein da, daß diese Personen die Urheber, und selbst im Anfang die einzigen Beförderer derselben waren. In der Folge aber vereinigten sich mit dieser Partey die Herren von Nevers, Longueville, Villeroy, O, und alle Katholiken, die sich am Hofe befanden, und zu gute Franzosen seyn wollten, um das Spanische Joch zu leiden, und doch auch zu eifrige Katholiken, um einen protestantischen König anzunehmen. Seit einiger Zeit hatte sich der Graf von Soissons mit diesen Herren vereinigt. Man sagte selbst, daß er, seiner vorigen Geliebten ungetreu, verschiedne male im Begrif war, sich mit Mademoiselle von Longueville zu verbinden. Sie hatten den Namen, Politiker, angenommen, um sich von den Royalisten und von den Ligeurs zu unterscheiden, und anzudeuten, daß über jede andre Betrachtung das Wohl des Staats und die Erhaltung der Rechte der Krone ihr Zweck sey. Ihre Hauptabsicht war, sowohl jeden fremden Fürsten,

als auch den Herzog von Mayenne und den König von Navarra von dem Thron auszuschließen. Weiter wußte der große Haufen dieser Partey nichts, die Häupter aber, die das Geheimniß besaßen, suchten mit dem Schwert oder durch Gift die beiden Leztern aus dem Wege zu räumen, und nachher, weil sie nun nichts mehr hinderten, den Kardinal von Bourbon zum König zu machen, und ihm Dispensation zu verschaffen, sich mit der Infantin zu vermählen, um doch den Spanischen Hof nicht ganz vor den Kopf zu stoßen.

Wenn man diesen Entwurf mit Jeannins Plan vergleicht, den wir den Lesern im Auszuge vorgelegt haben, so wird man sich wundern, wie zwey einander so grade entgegen laufende Stücke sich in demselben Paket befinden konnten. Ohne die Ursach davon in der geheimen Fügung der Vorsehung zu suchen, die dem König die wahren Maasregeln anzeigen zu wollen schien, die er gegen diese beiden Projecte, die wider ihn geschmiedet wurden, nehmen sollte, indem sie sie ihm alle auf Einmal vorlegte; so glaube ich, man kann sie in dem verschiednen Interesse aller dieser Personen finden, die ohne eine andre gemeinschaftliche Ursache, als ihren Haß gegen den König, sich mit einander berathschlagten, wovon einige, so wie der Herzog von Mercoeur, sehr weit entfernt waren, und dabey eine Menge chimärischer Ideen an den Tag brachten, und sich jedem Irrlicht überließen, das in ihren Köpfen glänzte, ohne einen andern gewissen und entschiednen Zweck zu haben, als den, den König von Navarra auszuschließen. In dieser Verwirrung der Gesinnungen ist es kein Wunder, daß sich so entgegengesetzte Meinungen in Ansehung der Mittel fanden.

Ich blieb drey Tage zu Compiegne und hatte öftere Unterredungen mit dem Könige, der sich von der Bos-

Bosheit, die man gegen ihn im Sinne führte empfindlich betroffen zeigte, weil er sich geschmeichelt hatte, daß sein Betragen auch die Gedanken daran hätte ersticken sollen. Er schickte mich nach Mante zurück, weil er bemerkte, daß durch die Mühe, die ich mir bey unsern Gesprächen gab zu reden, meine Wunden wieder aufbrechen könnten. Aber ich erhielt von diesem guten Fürsten die deutlichsten Beweise eines gänzlichen und liebevollen Zutrauens. Das lezte, was er mir bey meiner Abreise sagte, war, alle Bewegungen seiner Feinde genau zu beobachten, und mich unterdessen, bis er selbst nach Mante käme, vorzubereiten, ihm guten Rath zu geben, denn er wollte nach meiner Anweisung das Betragen einrichten, welches er in einer so kitzlichen Lage annehmen müßte. Er blieb nur so lange in der Picardie, als nöthig war, um einige Einrichtungen zu Stande zu bringen, und nahm dann seinen Weg nach Mante. Diesen Ort hatte er vorzüglich vor allen andern erwählt, weil er durch seine Lage ihm der bequemste Aufenthalt zu seyn schien, um zu einer Zeit, wo es wahrscheinlich war, daß die Schleichwege des Kabinets auf die kriegerischen Beschäftigungen folgen würden, die verschiednen Kabalen seiner Gegner zu entdecken und zu zerstöhren. Sein Staatsrath hielt sich schon daselbst auf, und er hatte auch seine Schwester dahin kommen lassen. Nach der Entdeckung der Anschläge, die man gegen sein Leben machte, wäre es äußerst unbesonnen gewesen, irgend eine Vorsicht zu seiner Sicherheit zu versäumen. Er verstärkte seine Leibwache, legte ein Korps Englischer Truppen, die ihm sehr zugethan waren, nach Limay, welches gleichsam eine Vorstadt von Mante ist, und ergrif nun die Partey, Jedermann für verdächtig zu halten, weil er in der That beinahe Niemanden sah, dem er nicht hätte mißtrauen müssen, seitdem er sich überzeugt hatte, daß Leute, die er zu seinen

Berathschlagungen, an seine Tafel und zu seinen Vergnügungen zog, im Stande waren, die heftigsten Entschließungen gegen ihn zu fassen.

Wenn von allen Gunstbezeugungen, die ein Fürst uns erzeigen kann, der durch die Eigenschaften seines Geistes eben so achtungswürdig ist, als durch seine großen Thaten, keine einen Mann von Ehre so sehr rühren kann, als die Gesinnungen des Herzens, was bin ich denn nicht diesem Fürsten schuldig, der mich ganz besonders mit seinem Vertrauen beehrte, zu einer Zeit, wo Treulosigkeit, Bosheit, Verrätherey und alles, was der Eigennutz Unterthanen eingeben kann, die diesen Götzen an die Stelle der Liebe zu ihrem König gesetzt haben, ihm beinahe keinen andern Weg übrig ließen, als sich mit allgemeiner Zurückhaltung und Mißtrauen zu waffnen? Ich muß noch mehr sagen, denn warum sollte ich verschweigen, was mir in meinem ganzen Leben grade der Fleck zu seyn scheint, der mir am sichersten die Achtung wirklich tugendhafter Personen zuziehen kann? Das nehmlich, daß in diesem gefährlichen Verhältniß der König sich mir ganz überließ, und mir das Schicksal seiner Krone und sein Eignes anvertraute, (denn es kam hier auf nichts geringers an) weil er ohne Zweifel überzeugt war, daß der Rath eines Menschen voll von aufrichtiger Anhänglichkeit, und — wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf — von wahrer Freundschaft, hier mehr als Scharfsinn des Geistes und Geschicklichkeit, wenn sie nur von zweifelhafter Treue begleitet sind, gelten müsse. Nie hat mir je etwas eine so reine und so edle Freude gewährt, als die Ehre, die mir durch diese Wahl wiederfuhr. Aber kaum hatte ich mich dieser Freude einige Augenblicke überlassen, so fühlte ich auch die ganze Schwere der Last, die ich auf mich genommen hatte, und mitten in meinem

nem Vergnügen zitterte ich, daß meine Schwäche oder meine Unfähigkeit mich zu einem Schritt verleiten möchten, der — nicht mir, denn bey solchen Gelegenheiten, glaube ich, denkt man wohl am wenigsten an sich selbst, sondern dem Fürsten, der sich auf mich verließ, Schaden bringen könnte.

Von diesem Augenblick an gebrauchte ich eben so große Vorsicht bey meinen Rathschlägen, als der König für seine Person anwendete. Ich bereitete mich durch das tiefste Nachdenken über den Zustand der benachbarten Königreiche im allgemeinen, über Frankreichs Lage, über die Parteien, welche es zertheilten und über das Verhältniß des Königs insbesondre, dazu vor. Ich bedachte, daß wenn man bey Aufträgen, wie der Meinige nie, selbst ohne seine Schuld, einen Fehler begehen kann, ohne einen Vorwurf deswegen zu verdienen, man hingegen jeden Tadel sich zuzieht, wenn die Irrthümer, in die man verfällt, daher kommen, daß man sich mit Leidenschaft betragen hat. Diese Betrachtung bewog mich, zuerst meine eignen Neigungen und Gesinnungen mit Fleiß zu studiren, und überführte mich von der Nothwendigkeit, daß ich damit anfangen müsse, mein eignes Herz zu zwingen, sich zu überwinden und sich selbst zu vergessen. Ein ernsthafter Rückblick auf meine vorige Aufführung ließ mich die Ungerechtigkeit der häufigen Klagen einsehen, die ich mir gegen das Betragen des Königs gegen mich und gegen die Protestanten erlaubt hatte. Ich suchte die Ursache davon, und fand sie bald in dem gewöhnlichen Vorurtheil, daß man sich nur dadurch der Religion, die man bekennt, würdig mache, wenn man Grausamkeit, Treulosigkeit und Meineid für nichts rechnete, so bald es darauf ankäme, ihr den Sieg zu verschaffen. Ich legte diese Idee ab, die für den Urheber der Religion eben so beleidigend,

als

als der Religion selbst, die sich so unwürdiger Mittel bedient, nachtheilig ist, und man wird mir leicht glauben, wenn ich versichre, daß ich gegen nichts so sehr auf meiner Hut war, als gegen trügerischen Religionseifer, wenn man über den Rath nachdenkt, den ich wagte, dem König zu geben.

Nachdem ich so mich meiner selbst versichert hatte, blickte ich dreister in dieß undurchdringliche Chaos der verschiednen Vortheile hinaus, und versuchte es, eine Zukunft zu prüfen, die von allen Seiten die fürchterlichsten Abgründe zeigte. Sollten Frankreichs Drangsale bis auf die Ewigkeit ausgedehnt werden, indem man zwey damals ziemlich gleiche Religionsparteien gegen einander bewaffnete? Sollte ein Fürst, der so sehr verdiente, glücklich zu seyn, sein ganzes Leben in den Greueln des Krieges hinbringen, der ihn bis jezt noch keinen Augenblick hatte zu Athem kommen lassen, und der ihm, wenn ich ihn auf diese Seite lenkte, noch unendlich größere Beschwerden vorbereitete, als alles, was er bisher ausgestanden hatte? Sollte ich auf der andern Seite die ganze Partey der Reformirten in Frankreich, die den Frieden und was billig war wünschten, der Gefahr aussetzen, die Schlachtopfer einer blos menschlichen Politik und unter die Füße ihrer grausamsten Feinde getreten zu werden? Sollte ich, in der Ungewißheit des Schicksals der Waffen, und in der Furcht eines Augenblickes, der schnell dem Leben des Königs hätte ein Ziel setzen können, die Sachen dahin bringen, daß Frankreich, vielleicht eine Beute Spaniens und aller seiner Nachbarn, oder von tausend kleinen Tyrannen zerrissen, in einem Augenblick den Ruhm seines Namens, den Glanz seiner Monarchie und die Erbfolge seiner Könige verlöhre? Welche Gefahren im Kriege! Welche Schlingen im Frieden! Welche Ursachen

zur

zur Furcht von allen Seiten! Und wie einen Entschluß fassen, da so viele fast unvermeidliche Uebel überall droheten!

Und doch war Unentschlossenheit von allen das gefährlichste. Ich glaubte am Ende, daß, alles genau erwogen, der Weg der beste wäre, der dem Bürgerkriege Einhalt thäte, Frankreich die Ruhe wiedergäbe, es einem guten König unterwürfe und es in den Stand setzte, sich an seinen auswärtigen Feinden zu rächen; das heißt, derjenige Weg, der die meisten der gegenwärtigen Uebel abwendete, und denen, welche noch zu fürchten waren, abzuhelfen, der Zeit über ließe. Mit einem Worte, ich entschloß mich, den König zu bewegen, die katholische Religion anzunehmen, und ihn nach und nach dazu vorzubereiten. Ich wußte wohl, daß ich dadurch zwey Parteien unzufrieden machen würde, die Protestanten unter Frankreichs Nachbarn und die Französischen Calviniſten. Aber in Ansehung der Ersten, kann Frankreich, wenn es Einmal vereinigt ist, nicht jeder fremden Hülfe entbehren? Und den Andern konnte man ja Vortheile einräumen, welche sie diese Veränderung ohne Murren ertragen ließen. Und in Ansehung beider rechnete ich auf die Dankbarkeit, die ein Fürst wie Heinrich unfehlbar gegen Leute hegen mußte, denen er die größte Erkenntlichkeit schuldig war.

Dieß war es, was mich seit dem Augenblick meiner Abreise von Compiegne einzig und allein beschäftigte; und ich war noch ganz in diese Betrachtungen vertieft, als der König zu Mante ankam. Das erste, was er that, war, mir sagen zu lassen, ich sollte mit der gewöhnlichen Vorsicht zu ihm kommen. Jacquinot führte mich noch vor Tage in sein Zimmer, und wir kamen sogleich auf die Hauptsache. Heinrich, der

seiner

seiner Seits auch tausend Betrachtungen über seine verwirrte Lage angestellt hatte, fieng damit an, mir ein natürliches Gemählde davon zu machen. Nicht zu vereinigendes Interesse unter den Prinzen und den Grosen des Reichs, Haß zwischen ihnen selbst und Meuterey und Ungehorsam gegen den König in aller Herzen, Trägheit bey den auswärtigen Bundsgenossen, Erbitterung und Streben nach Gewalt von Seiten der Feinde, Verrätherey im Innern, Gewaltthätigkeiten von außen, Abgründe und Klippen von allen Seiten! Er beschloß diese pathetische Rede, indem er mich fragte, welch Mittel ich gegen das alles wüßte?

Ich antwortete ihm, daß, ohne es wagen zu wollen, ihm zu irgend etwas zu rathen, ich schlechthin nur drey Wege sähe, unter welchen er sich einen wählen möchte. Der erste wäre, aller Welt auf seine eigne Unkosten, oder vielmehr auf Unkosten des Staats ihren Willen zu thun; der andre, sich an keinen Menschen zu kehren, und alles mit offenbahrer Gewalt zu erringen zu suchen; der dritte hielte das Mittel zwischen diesen beiden, alle Hindernisse nehmlich, die man seiner Thronbesteigung entgegensetzte, dadurch weg zu räumen, daß er katholisch würde. Hier nahm der König das Wort, und rief, was ich ihm da sagte, wäre noch gar kein Rath. Er befahl mir, ihm grade zu sagen, was ich an seiner Stelle thun würde. Ich suchte es ihm zu verstehn zu geben, indem ich die drey Vorschläge, die ich ihm gethan hatte, nach einander wieder durchgieng. Ich zeigte ihm, daß, wenn er den ersten befolgte, er sich selbst bis auf nichts herab bringen würde, und daß, wenn er die Habsucht der Spanier und der Französischen Ligisten befriedigen wollte, so würden ihm von ein m so großen Königreiche kaum einige wenige Provinzen übrig bleiben. In Ansehung des zweiten stellte

ich

ich ihm vor, daß, so bald er würde Gelegenheit gegeben haben zu glauben, daß er blos seinem Geburtsrecht die Krone danken wolle, so würde der Abfall aller Katholiken und die Wuth eines Heers von Feinden innerhalb und außerhalb des Reichs ihm ein fürchterliches Ungewitter zuziehen. Der Unbestand des Glücks und die so gewöhnlichen Unfälle des Kriegs, ob gleich er sie noch nicht erfahren hatte, fanden ihre Stelle bey dieser Betrachtung. Den dritten Vorschlag berührte ich nur, um dem König zu versichern, ich könnte ihm, weil ich elbst Protestant wäre, hierüber nichts sagen.

So wie ich fortredete, sah ich, wie der Geist des Königs immer mehr von der Verlegenheit, worin ihn seine jetzige Lage stürzte, betroffen wurde, und ich hofte, daß der Anblick aller dieser Hinderniſſe ihn endlich auf den Fleck führen würde, wo ich ihn gern haben wollte. Ich war gewiß, daß Heinrich den ersten meiner drey Vorschläge gar nicht einmal in Betrachtung zog. Ich kannte ihn zu gut, um ihn fähig zu glauben, sich je zu einem Vergleich zu verstehen, der ihm nur die Gestalt eines Königs lassen und ihn entweder von Spanien abhängig machen, oder nur auf den kleinsten Theil von Frankreich einschränken würde. Auch war er nur wegen der beiden leztern zweifelhaft. Von der einen Seite, sagte er, wenn er bey seiner Religion bliebe, sähe er alle Prinzen von seinem Geblüt, alle Großen des Reichs, und die, welche an der Spitze der Staatsverwaltung und der Finanzen stünden, gegen sich verbündet, als die Herren von Epernon, Nevers, Longueville, Biron, O, Rieux, Villeroy, Manou, Chateauvieux, Vitri, Entragues, Sourdis, und andre, deren Herrechnung zu weitläuftig seyn würde. Er sah voraus, daß sie entweder eine von der Ligue unabhängige Partey gegen ihn machen, oder, was wahrschein-

scheinlicher und auch gefährlicher war, sich mit den Eigisten vereinigen und mit ihnen die sichersten Maasregeln nehmen würden, ihm alle Wege zum Throne zu versperren. Auf der andern Seite warf er sich die Klagen der Herzoge von Bouillon und la Trimouille vor, und das Geschrey so vieler Protestanten, die er verlassen sollte, die er so sehr geliebt hatte, und die so lange Zeit seine einzige Stütze gewesen waren. Er dachte sie sich, wie sie von der Unzufriedenheit zu Entschlüssen übergiengen, die nur die Verzweiflung, von einem undankbaren Fürsten aufgeopfert zu seyn, eingeben kann, wie sie sich ein Oberhaupt erwählten, sich in einem Theil von Frankreich in Vertheidigungs-Stand setzten und ihn zwängen, seine Waffen gegen sie zu kehren. „Nein," rief er zulezt, nein, ich könnte sie nicht hart behandeln, noch ihnen den Krieg erklären; ich werde sie immer lieben.

Ich fühlte mich von diesen Worten gerührt, die eine bey Fürsten so seltne Gutherzigkeit und Erkenntlichkeit zeigten. Ich dankte ihm dafür im Namen aller Protestanten, indem ich mich auf ein Knie niederwarf und ihm die Hand küßte. Was er seiner Religionsveränderung entgegensetzte, und die Art, wie ers that, trugen grade am meisten dazu bey, meine Furcht zu zerstreuen, und mich in der Meinung zu bestärken, daß für die gegenwärtigen Uebel es kein anders Mittel gäbe. Ich nahm das Wort wieder, und sagte ihm, die Herren von Bouillon und la Trimouille, und alle Personen von Verdienst und Vorzügen unter den Calvinisten, würden nicht so unklug seyn, wegen eines Schritts, zu dem die Nothwendigkeit allein ihn gezwungen hätte die Waffen gegen ihn zu ergreifen, wenn man fortführe, ihnen mit aller der Auszeichnung zu begegnen, die man ihrer Person und ihren Diensten

schul-

ſchuldig wäre. Indem ich fortfuhr dem König alles, was ich darüber gedacht hatte, zu erklären, ſetzte ich hinzu, da das Weſentliche aller Religionen, die an Chriſtum glauben, doch im Grunde daſſelbe ſey, nehmlich der Glaube an dieſelben Geheimniſſe und derſelbe Lehrbegriff von der Gottheit, ſo ſchiene mirs, daß der Uebergang vom Proteſtantismus zum Katholicismus, oder umgekehrt, weniger eine Religionsveränderung heißen könne, als vielmehr, um des Vortheils der Religion ſelber willen den Unterſchied befolgen, den die Politik für gut befunden habe, hinein zu bringen. Sollte ich mich aber auch in dieſer Idee irren, ſo wäre es doch unſtreitig gewiß, daß die Annehmung der katholiſchen Religion keinesweges die Nothwendigkeit auflegte, die andern alle zu verfolgen; daß im Gegentheil vielleicht Gott den König zu dieſer Veränderung brächte, um dadurch dem ganzen Europa ein neues und der ganzen Religion ſelbſt würdigeres Schauſpiel zu geben. Lange genug habe die Verſchiedenheit der Secten in Frankreich die traurigſten Scenen hervorgebracht; ſie ſey eine Quelle des Elends und der Unordnungen, wegen des Abſcheus, den man dem Volk gegen alle, die von einer verſchiednen Glaubensweiſe wären, beybrächte; dieß geſchehe ſo wohl von Seiten der Proteſtanten als der Katholiken; Er allein würde einem ſo gefährlichen Uebel abhelfen können, indem er die Bekenner beider Religionen durch die Bande der Freundſchaft und der chriſtlichen Liebe vereinigte, oder, wenn dieß ein unmögliches Unternehmen ſeyn ſollte, indem er ihnen wenigſtens ſo richtige Vorſchriften gäbe, daß beide Parteien mit dem, was ihnen zugeſtanden wäre, zufrieden ſeyn müßten. Er wurde gerührt durch den Gedanken, ſein Andenken dadurch zu verewigen, daß er in einem zerrütteten Lande Ruhe, Sicherheit und Ueberfluß wieder herſtellte; und durch die Anwendung der

Talente, die er vom Himmel erhalten den Ruhm zu verdienen, Frankreich glücklich gemacht zu haben, nachdem man an der Rettung dieses Landes verzweifelt und seine Wunden für unheilbar gehalten hatte. Ich bin gewiß, daß dieser Grund ihm mehr am Herzen lag, als der, seiner eignen Ruhe. Dennoch vergaß ich auch diesen nicht; und Heinrich mußte mir stillschweigend zugeben, daß, nachdem er so zu sagen den Krieg erschöpft hatte, sein Herz nun von selbst eine weniger geräuschvolle und ruhigere Lage wieder forderte.

Der stärkste Beweis, daß ich bey dieser Gelegenheit für die Sache der Vernunft und der Gerechtigkeit sprach, ist, daß der König, der durch eine glückliche Eigenheit seines Geistes schnell das wahre und falsche von dem, was man ihm sagte, begrif, mir gestand daß alle meine Worte ihn im Innern seines Herzens träfen. Er setzte hinzu, er wolle es noch Einmal ganz durchdenken, aber er glaubte, er würde keinen andern Rath befolgen. In der That war auch in drey Tagen sein Entschluß gefaßt, und er bemühte sich, die noch übrigen Schwierigkeiten beyzulegen. Einige betrafen ihn selbst, denn da Offenheit und Aufrichtigkeit im Grunde seines Herzens so wie in allen seinen Reden waren, so bin ich überzeugt, es wäre nichts im Stande gewesen ihn zu Annehmung einer Religion zu bewegen, die er innerlich verachtet oder an der er nur gezweifelt hätte. Ein Fürst, der nie die Menschen betrogen hatte, war weit entfernt, Gott betrügen zu wollen.

Die andern Hindernisse betrafen die vornehmsten Häupter der protestantischen Partey, die unfehlbar so wohl aus Furcht, als weil sie es als eine Kränkung ihrer Ehre ansahen, durch diesen bloßen Vorschlag würden aufgebracht werden. Er ließ sie alle zusammen kommen und richtete seine Worte an die Angesehensten

unter

unter ihnen, die Herren von Bouillon, Sancy, du Plessis, Salignac, Morlas, Constans und Salettes; ich war auch gegenwärtig. Er sagte ihnen, in der Absicht, sie von weitem zu prüfen, er hätte sie versammlet, um ihre Meinung über etwas, das er ihnen mittheilen wollte, zu vernehmen. Er hätte sichre Nachrichten erhalten, daß Bellozane und die beiden Durets, die Agenten der dritten Partey eine Unterredung mit Villeroy und Jeannin gehabt und daß sie beschlossen hätten, gegen ihn die ganze Macht der Ligue und der andern Katholiken zu vereinigen. Er sey dem Augenblick nahe, womit ihm die Katholischen so oft bedrohet hätten; sie wollten ihn jezt alle mit einander verlassen. Der gemeinschaftliche Plan sey, den Kardinal von Bourbon auf den Thron zu setzen, ihm die Infantin von Spanien zur Gemahlin zu geben, und ihn selbst, Heinrichen, auf alle Art aus dem Wege zu räumen zu suchen. In der That habe sich zwar der Kardinal von diesem lezten Vorschlag sehr abgeneigt bewiesen, es sey aber aller Anschein da, daß er endlich die Hände dazu würde bieten müssen, wenn man ihm würde begreiflich gemacht haben, daß dieß das einzige Mittel sey, sich der Krone zu versichern. Er ersuchte sie daher, ihm frey heraus zu sagen, was sie dächten, daß bey dem allen, und besonders bey dem Abfall der Katholiken, der seine Partey in den elendesten Zustand bringen würde, zu thun sey.

Aus dem Geräusch und der Unruhe, welche diese Erklärung in der Versammlung verbreitete, sah man wohl, daß alle, aus denen sie bestand, bisher ohne an die Zukunft zu denken, noch für etwas zu sorgen, ohne einen festen Zweck, und selbst ohne wahre Zuneigung zu dem König nur so in den Tag hinein gelebt, und nur die Zeit hin zu bringen und sich die kriegerischen Talente ihres Herrn zu Nutze zu machen gesucht hat-

ten. Sie konnten durchaus nicht mit einander eins werden, noch einen zusammenhängenden Entschluß fassen. Man wußte nicht, sollte man den Frieden wünschen, oder den Krieg fortsetzen. Der eine sagte, es sey nichts zu thun, als wieder in das Feld zu rücken, und alles um alles zu wagen. Ein andrer glaubte, man könnte den ganzen Anschlag vernichten, wenn man acht oder zehn der vornehmsten Katholiken, die noch nicht auf ihrer Hut wären, und besonders die Urheber des Komplots gefangen nähme. Andre, etwas gemäßigter oder vielleicht nur ihrer Sachen weniger gewiß, sagten blos, man müsse unterhandeln und einen Vergleich suchen; ohne dabey angeben zu können, wie das geschehen sollte. Ich ergrif diese Aeußerung, und indem ich sie an etwas vernünftigeres kettete, machte ich, daß der Rath zur Unterhandlung die Oberhand behielt. Man wußte, daß ich einigen Einfluß auf den Grafen von Soissons, und freien Zutritt bey dem Kardinal von Bourbon hatte. Dieser lezte sagte mehrmals öffentlich, ob ich gleich ein Hugenot wäre, so kennte er doch Niemanden, zu dem er so viel Zuneigung hätte, als zu mir. Ich both mich zur Mittelsperson bey diesen beiden Prinzen an, um sie dahin zu bringen, den Ueberredungen der Feinde des Königs kein Gehör zu geben. Um noch sichrer zu gehen, versprach ich, mir Mühe zu geben, ihre Kreaturen und Rathgeber zu gewinnen, vorzüglich den Abt von Bellozane und die Durets, die Vertrauten des Grafen von Soissons, und Madame des Rosieres, eine gute Freundin des Kardinals.

Niemand widersprach dieser Meinung; ohne Zweifel, weil die Versammlung, die die Erklärung gehört hatte, sich jezt zu schwach fühlte, um sogleich die Feindseligkeiten wieder anzufangen, und also in dem Augen-

genblick Niemand etwas beſſers zu thun wußte. Der König ſeiner Seits ſah es ganz gerne, daß er nach dem einmüthigen Rath der Proteſtanten den Prinzen vom Geblüt entgegen kommen, und mit den Katholiken von der Ligue in Unterhandlung treten ſollte. Ich begann ſogleich, nach meinem Plan zu arbeiten, und machte den Anfang mit dem Abt von Bellozane. Ich wußte, daß Eiferſucht ihn zum heimlichen Feinde der Durets machte. Wenn ich ihn von dieſer Seite faßte, ſeinen Haß beſtärkte, und ihm mit einer erſten Rolle in Staatsſachen ſchmeichelte, hofte ich am erſten mit ihm fertig zu werden. Ich fieng damit an, daß ich ihm ſagte, ich käme im Namen des Königs ihm Dank zu ſagen, daß er ſich zum Vortheil deſſelben ſo großmüthig den Unternehmungen der Durets widerſetzt hätte. Da dieß nichts anders als die Frucht eines graden und mit gutem Willen für den König erfüllten Herzens ſeyn könne, ſo würde Seine Majeſtät, ob ſie ihn gleich nur wenig kennte, ſich doch wie billig ſo lange für ſeinen Schuldner halten, bis ſie im Stande wäre, ihm merklichere Proben ihrer Zuneigung zu geben. Der König werde dieß gewiß thun, indem er ihm den Kardinalshut, oder doch eine der reichſten Pfründen des Königreichs verſchaffte, ſo bald nur durch ſeine jezt ganz nahe Religionsveränderung die Austheilung dieſer Gnaden in ſeiner Gewalt ſeyn würde.

Dieſer Anfang, der der Eitelkeit des Abts nicht wenig ſchmeichelte, gab mir Gelegenheit, gleichſam ohne Abſicht auf die geheimen Unternehmungen der Durets zu kommen, welche ich mich ſehr genau zu wiſſen ſtellte, um ſie von ihm zu erfahren, und ihn zu bewegen, ſich ihnen noch ſtärker zu widerſetzen. Kaum hatte ich auch nur einige Worte darüber fallen laſſen, ſo ließ er ſeiner Neigung freien Lauf, ſchimpfte auf die Durets

und sagte so viel böses von ihnen, daß ich jezt ganz das Gegentheil denken, und glauben mußte, sein Haß mache, daß er sie falsch beschuldige. Der Kardinalshut und das Bißthum thaten ihre Wirkung, Bellozane stellte sich nun wirklich, für den König allen den Eifer zu fühlen, den ich ihm vorher angedichtet hatte. Es war nicht seine Schuld, wenn ich nicht glaubte, er habe sich immer den heftigen Entschließungen der Katholiken widersetzt, deren Zweck und ihre ganze Intrigue ich beyläufig von ihm erfuhr. Ich schmeichelte mir einige Zeit, diesen Menschen für den König gewonnen zu haben; aber Betrüger kommen bald zu ihrem Character zurück. Kaum hatte er mir seine Versicherung gegeben, so lief er hin, um dem Kardinal von Bourbon und nachher Villeroy und Jeannin das Gegentheil zu versichern, denen er zugleich die ganze Unterredung, die er mit mir gehabt hatte, von einem Ende bis zum andern erzählte. Wenn ihm seine Verrätherey durch den höhern Grad von Gunst, den sie ihm verschafte, Vortheil brachte, so fand ich auf der andern Seite, daß dem König vielleicht dadurch besser gedient wurde, als wenn Bellozane verschwiegen gewesen wäre. Außerdem, daß ich dadurch Mittel gefunden hatte, diesen Herren von der Neigung des Königs, ihre Religion anzunehmen, einen Wink zu geben, welches sie im Herzen ihm näher brachte, besonders den Kardinal, der die Religion noch mehr als die Krone liebte, so hatte Bellozanens Plauderhaftigkeit noch eine andre Wirkung, daß nehmlich die Begierde bey ihnen erregt wurde, einer den andern in Erlangung der Gnade des Königs auszustechen. Ich verzieh daher dem Abt seine Falschheit sehr gern, und zog in Rücksicht auf die Durets noch einen dritten Vortheil daraus.

Diese, da sie sahen, daß Bellozane durch die Geheimnisse, die er seinen Gönnern entdeckt hatte, in der

Gunst

Gunst derselben gestiegen war, waren deshalb nur desto geneigter, die Vorschläge anzuhören, die ich ihnen nachher machte. Ich sagte ihnen, daß der König, durch Bellozanens Betrügerey aufgebracht, (dieß war die Wahrheit, denn er hatte es so weit getrieben, daß schon die Protestanten anfiengen Verdacht zu schöpfen) gar nichts mehr mit einem solchen Menschen ohne Treu und Glauben zu thun haben wollte, und entschlossen sey, bey allen seinen künftigen Schriften sich blos ihrer Vermittlung zu bedienen. Ich hatte für sie noch ein Stück aufgehoben, von dessen Mittheilung ich der besten Wirkung ganz gewiß war; dieß war der Entwurf des Vertrags zwischen der Ligue und Spanien, und die Antwort darauf, wovon sie noch gar nichts wußten, und die ich ihnen jezt zeigte. Dieser Zug warf sie zu Boden. Sie glaubten sich verachtet. Sie fanden den Entwurf vernünftig genug, um zu fürchten daß er zu Stande kommen, und die Entscheidung der ganzen Angelegenheiten nach sich ziehen könnte, ohne daß sie etwas dazu beygetragen hätten; welches für solche Leute immer das Schlimmste von allem ist. Sie bedachten sich daher keinen Augenblick, mir mit Wärme ihre Dienste für den König anzubiethen. Die Religionsveränderung, wovon ich ihnen auch etwas hatte merken lassen, schien ihnen hinlänglich, allen Chikanen, die man ihm entgegen setzte, ein Ende zu machen, und sie waren froh, die Vermittler eines Entwurfs zu werden, dessen ganze Anlage sie glücklicher fanden, als die Vorschläge des Herzogs von Mayenne an den König von Spanien. Im Grunde blieb ihnen nach dem Siege, den Bellozane über sie davon getragen hatte, weiter nichts übrig, deswegen waren sie auch verschwiegner, und ihre Verwendung war nicht ohne Nutzen.

Ich wendete mich nunmehr an den Abt du Perron, der durch seinen Charakter, seinen Ruf und seine

Beredtsamkeit, wenn es darauf ankam, einen Entschluß zu fassen oder aufzugeben, mehr über den Kardinal von Bourbon vermochte, als Bellozane und die Durets mit aller ihrer List. Wir kannten uns schon seit langer Zeit, und er war mir einige Verbindlichkeit schuldig. Ich überdachte meine Anrede vorher, weil ich mit einem Mann zu thun hatte, für den Beredtsamkeit, große Ideen und tiefe Schlüße einen großen Reitz hatten. Ich mischte eben so viel und noch mehr Staatskunst und menschliche Aussichten, als Religion hinein. Mein Bruder, der Gouverneur von Mante, war bey unsrer Unterredung gegenwärtig, worin, nachdem ich wie gewöhnlich ihm Winke von der künftigen Religionsveränderung des Königs gegeben hatte, ich es unternahm ihm zu beweisen, daß, Spanien und einige unruhige Köpfe in Frankreich ausgenommen, es der Vortheil und das Interesse nicht nur allen Franzosen sondern auch des ganzen Europa wäre, daß der König von Navarra auf den Thron erhoben würde, und das Königreich in demselben Umfang und mit derselben Macht besäße, die seine Vorgänger gehabt hätten.

Ich fieng bey dem Pabst an. Ich sagte zu du Perron, Er, der eine so vollkommne Kenntniß des Römischen Hofes besäße, wisse besser als Jemand, daß Clemens VIII. der jezt regierte, weder so ungestüm als Sixtus V. noch so veränderlich als Gregor XIV. sey. Dieser Pabst würde mit unbefangnem und unparteiischem Geiste die gegenwärtigen Angelegenheiten Europas und der Christenheit betrachten; seine Absicht wäre nicht, Frankreich von Spanien abhängig werden zu lassen, indem er das nothwendige Gleichgewicht zwischen den Häusern Bourbon und Oestreich vernichtete, da ihm keine der Absichten des leztern auf die Universalmonarchie unbekannt sey; daß der Pabst hierin, außer seinem

Inter-

Intereſſe als allgemeiner Vater der Katholiken, auch noch insbeſondre ſeinen zeitlichen Vortheil fände, weil Italien und das Erbtheil Petrus ſehr geſchwind dem Schickſal Frankreichs und der übrigen Königreiche folgen würden; und daß der Heilige Vater Gefahr liefe, ſich eines Tages blos zu der Würde eines Kapellans der Könige von Spanien herabgebracht zu ſehen. Seine Heiligkeit dächte auch überdem zu weiſe, um ſich an den mächtigen Ausdruck: der Abtrünnige, zu kehren, womit man die Schwachen zu verblenden ſuchte, und nicht dem König ihre Arme zu öfnen, ſo bald er das Verlangen, ſich ihr zu nähern, an den Tag legen würde.

In Anſehung der andern gekrönten Häupter in Europa litt mein Vortrag weit weniger Schwierigkeiten; auch hielt ich mich dabey nur wenig auf, um die Rede auf Spanien zu bringen. Ich fragte den Abt du Perron, ob er nicht ſo gut als ich glaubte, daß dieſe ſeinen Politiker, die die einzigen Urheber der Unruhen in Frankreich wären, jezt an dem glücklichen Erfolg ihres glänzenden Plans, ganz Frankreich zu erobern, zu verzweifeln anfiengen? und das, weil ſie jezt ſo wohl den König und die ihm ergebnen Proteſtanten, als auch die Katholiken in Frankreich kennten. Hatte der König von Spanien es je ſich ernſtlich in den Kopf ſetzen können, aus Frankreich eine Spaniſche Provinz zu machen? Hatte er je ſich ſchmeicheln können, daß Sein Joch nach dem Geſchmack eines Volks ſeyn würde, daß von jeher der Nebenbuhler und der Feind von Spanien geweſen war? Ueber dieß alles hatte man jezt mehr, als bloßen Verdacht. Philip II. handelte deutlich, als ob er vollkommen wüßte, daß die Herzoge von Mayenne, Guiſe und Mercoeur ihn betrügen und blos zu Beförderung ihrer Privatabſichten gebrauchen wollten. Er dachte nichts anders von den Herzogen

von Savoyen und Lothringen, die er sich seines Geldes und seiner Truppen bedienen sah, ohne deshalb mehr Achtung für ihn zu bezeigen. Ein überzeugender Beweis, daß Philipp in allen Stücken diese Gesinnungen hegte, wovon die geheimen Vorschläge, die er durch Don Bernardin von Mendoza, den Kommenthur Moreau, und den Grafen von Taxis dem König so oft hatte thun, und wieder erneuern lassen. Im Grunde sah er sehr gut, daß aller Vortheil, den er aus den Französischen Unruhen schöpfen könnte, höchstens auf zwey oder drey Provinzen hinaus laufen würde, und es war ihm einerley, ob er sie durch den König oder durch die Ligue erhielte. Es ist wahr, daß wenn er Frankreich mit den Häuptern der Ligue theilte, ihm alsdann große Hofnung blieb, eines Tages alles an sich zu ziehen, indem er diese kleinen Könige einzeln und einen nach dem andern angriffe. Aber er kaufte gegenwärtig diese Hofnung schon sehr theuer, indem die Habsucht der Ligue seine Truppen und sein Geld erschöpfte, so, daß wenn Heinrich nur den Krieg in die Länge zu ziehen vermöchte, der König von Spanien vorausſähe, daß er bald alle seine Hülfstruppen von Frankreich würde abziehen müssen, weil er selbst in Flandern deren nicht zu viel hätte, wo der Krieg von Tage zu Tage heftiger zu wüthen anfienge.

Da ich bemerkte, daß du Perron mir aufmerksam zuhörte, und innerlich mit allem was ich sagte eins zu seyn schien, so hielt ich mich noch länger bey dem Kapitel von Spanien auf. Ich sagte ihm, es sey gar nicht wahrscheinlich, daß so viel tapfre Leute, die ihre Freiheit, ihre Regierungsform, ihre Gesetze und ihre Gewohnheiten so sehr liebten, jemals sich unter ein fremdes Joch würden bequemen, und sich entschliessen können, zum Preis für ihre schönsten Handlungen wei-

weiter nichts davon zu tragen, als die Ehre, Untergebene der Spanischen Granden zu seyn, oder höchstens ihren Sold von einem König zu erwarten, der, ob er gleich gegen Niemanden so große Verbindlichkeiten gehabt hätte, als gegen den Prinz von Parma, ihm dennoch bis an sein Ende den Lohn seiner Dienste vergebens habe erwarten lassen. Daß der ganze Zweck der Französischen Großen, indem sie sich zu Anhängern des Königs von Spanien zu machen schienen, nur der sey, dadurch größere Belohnungen von Heinrichen zu erpressen, so lange er noch bey der Protestantischen Religion bliebe. Alsdann würden sie den so abgedroschnen Vorwurf, daß der König ein Abtrünniger sey, so wohl als den Plan, Einen von ihnen zum König zu machen, die Heirath der Infantin, und alle die andern eben so unsichern Entwürfe sehr leicht aufgeben.

Zum Beweise dessen, was ich ihm gesagt hatte, zeigte ich dem Abt den Tractat, den die Ligue gleich nach Aufhebung der Belagerung von Rouen dem König durch Villeroy und Jeannin hatte vorschlagen lassen, und von dem ich hier im kurzen Nachricht geben will, weil ich, zu jener Zeit noch nicht gründlich davon reden konnte. Nachdem er ihn gelesen hatte, wendete ich mich lebhaft gegen du Perron und fragte ihn, ob es nicht der Vortheil aller guten Franzosen, und sein eigner am ersten wäre, zu verhindern, das solche Entwürfe nicht zu Stande kämen? Ob das wahre Wohl des Staats es erfordere, daß man ein Gebäude, welches den Königen von Frankreich so viel gekostet und welches einige von ihnen mit ihrem Blut besiegelt hätten, in einem Augenblick zertrümmerte, und das ganze Land wieder von jenen kleinern, aber grausamen und ehrgeitzigen Tyrannen erfüllt sähe, die ihrem Fürsten Gesetze vorzuschreiben wagten, und das Reich der immer-

merwährenden Gefahr aussetzten, von dem ersten Feind, der es angriffe, über den Haufen geworfen zu werden? Ob er nicht selbst zugäbe, daß die monarchische Regierungsform, wodurch alle Glieder vereinigt und einem einzigen Oberhaupt unterworfen werden, die rühmlichste und vortheilhafteste von allen, besonders für die Französische Nation sey?

Bey der dritten Partey, der Politiker, hielt ich mich nur sehr kurz auf. Ich stellte ihm vor, daß nothwendig einer von diesen zween Fällen eintreffen müßte: entweder, daß die dritte Partey sich mit der Ligue vereinigte, und dadurch würde diese den Beystand Spaniens verliehren; oder daß sie von der Ligue getrennt handle, welches sie aber mit dieser in Streit verwickeln und dahin bringen würde, entweder von ihr zu Grunde gerichtet zu werden, oder sie zu Grunde zu richten. Aus allen diesen Fällen könne nichts entstehen, was nicht zum Vortheil des Königs gereichen müsse.

Um mit dem, was die Person des Königs selbst betraf, zu schließen, so war es mir gar nicht schwer, den Abt zu dem Geständniß zu bringen, daß dieser Fürst grade so wäre, wie er seyn müsse, um über die Franzosen zu herrschen. Ich ließ ihn bemerken, daß der Ruf desselben allenthalben so gut und sicher sey, daß es für die Ligue und noch mehr für diese noch so wenig beglaubigte dritte Partey sehr zu befürchten sey, daß die Provinzen, wo man sich nicht so blindlings als in Paris dem Eigensinn der Ligisten überließe, sich ganz und gar in die Arme des Königs werfen möchten, so bald nur der Schwindel verraucht seyn würde, und der Liebe zur Ruhe, die allen denen welche gelitten haben, so natürlich ist, Platz gemacht hätte. Die Provinzen fiengen schon an, öffentlich ihre Unzufriedenheit zu zeigen. Und über das alles, wie lange könnte der König,

bey

bey seiner Tapferkeit und Erfahrung, und wenn er vor häuslicher Bosheit auf seiner Huth wäre, nicht blos mit Hülfe der Protestanten in Frankreich und im Auslande noch den Krieg aushalten? Man hätte ihn zu einer Zeit, da weniger als zehn Städte auf seiner Seite wären, mit einer Handvoll Truppen der ganzen Macht des Königreichs Widerstand leisten sehen. Ich schloß damit, daß, anstat den Feinden Frankreichs das Vergnügen zu machen, daß sie es sich selbst verzehren und zu Grunde richten sähen, es der Vortheil Aller wäre, einen Fürsten zu begünstigen, der sich so fähig zeigte, ihm seine erste Ruhe wieder zu geben, und es auf eine neue Stufe des Glanzes zu erheben.

Auf alle diese Gründe wußte der Abt du Perrot nichts zu antworten. Er war von ihrer Stärke überzeugt, und wie ich es erwartet hatte, wußte er den Kardinal von Bourbon davon zu überführen, indem er alle die noch hinzusetzte, welche sein Scharfsinn ihm eingab, und nicht unterließ, sie mit allem glänzenden Schmuck seiner Beredsamkeit auszuzieren. Der Rest dieses Jahrs und der Anfang des folgenden verflossen ihm und mir mit Gehen und Kommen und vorläufigen Abreden über diese Materie. So bald es zur Unterhandlung kam, fanden sich mehr Mittelspersonen, als man haben wollte.

Es ist wahr, daß Villeroy und Jeannin dem König schon vor langer Zeit den Entwurf eines Vergleichs mit der Ligue vorgelegt hatten, und daß sie sich erboth, den König auf verschiedne Bedingungen anzuerkennen. Das Stück ist sonderbar genug, um den Inhalt desselben anzuzeigen. Der wahre Geist, der die Ligue beseelte, zeigt sich darin ganz. Die Abschwörung des Königs stand an der Spitze, als die erste und vornehmste Bedingung. Er sollte sich verbinden, die katholische Religion binnen drey Monathen öffentlich

lich zu bekennen. Er sollte sie in allen Städten wieder einführen, woraus die Uebermacht der Reformirten sie verbannet hatte; sich von aller Verbindung mit diesen losmachen; sie von allen Würden, Aemtern, Gesandschaften und Staatsbedienungen, welchen Namen sie auch haben möchten, ausschließen, so, daß sie in Frankreich blos unter dem Namen einer geduldeten Religion, und zwar nur auf eine gewisse Zeit, bleiben könnten, doch dürfte, wenn es die Noth erforderte, der Termin verlängert werden. Verschiedne andre Artikel schienen blos hinein gesetzt zu seyn, um das Volk zu überreden, daß der Dienst des Staats und der Religion der einzige Zweck der Ligue bey ihrer Unterhandlung mit dem Könige wären. Dahin gehörte die Klausel, blos nach Vorschrift der Kanons bey Besetzung der Pfründen zu verfahren, alle sechs Jahre die Stände zusammen zu berufen, und andre mehr.

Alle diese Bedingungen hatten einen guten Schein, aber man setzte hinzu, und dieß war der Hauptpunkt für die Urheber dieses Projects, der König sollte nach allen seinen Kräften die Ligue bestätigen und unterstützen; eine gewisse Anzahl Städte in ihrer Gewalt lassen, worin er nicht einmal Besatzung legen könnte, — oder mit einem Worte, blos unter ihr herrschen; — er sollte alle Statthalterschaften in Frankreich unter die vornehmsten Offiziere derselben, welche man ihm anzeigen würde, vertheilen; noch mehr, er sollte in jeder dieser Statthalterschaften hinlängliche Truppen unterhalten, um darin die Römische Religion zu beschützen. Er solle darin nicht über die Steuern, Auflagen und andre königliche Einkünfte gebiethen können, welche alle, in Folge einer richtigen Vertheidigung nach Verhältniß der Beschaffenheit und der Bedürfnisse dieser Statthalterschaften zu diesem Zweck angewendet werden

den sollten. Eben so solle es mit allen Besatzungen, welche man in die verschiednen Plätze des Reichs legen würde, gehalten werden. Alsdann folgte die Bestimmung dieser Statthalterschaften: Provence dem Herzog von Nemours; Languedoc dem Herzog von Joyeuse; Bourbonnais und la Marche dem Herzog von Elboeuf; Bretagne dem Herzog von Mercoeur; die beiden Vexins als eine Statthalterschaft dem Herrn von Alincourt; ein Theil der Normandie dem Herrn von Villars; Isle de France dem Baron von Rosne; Orleannois und Berry dem la Châtre; Picardie dem Herzog von Aumale; Champagne dem Herzog von Guise nebst der Würde des Grand-Maitre und allen geistlichen und weltlichen Ehrenämtern, welche vorher bey seinem Hause gewesen waren.

Der Herzog von Mayenne war, wie billig, am reichsten versorgt. Mit der Statthalterschaft von Bourgogne vereinigte man für ihn noch die von Lionnois, Forez und Beaujolois; und in allen diesen Provinzen gab man ihm eine Gewalt, die die Macht des Königs vernichtet haben würde; das Recht, nach seinem Gutbefinden die Stellen der Gouverneurs und königlichen Verweser und alle andern Aemter, nicht nur beym Kriegsstande, sondern auch bey den Finanzen und den Gerichten, ja noch mehr, alle Pfründen und geistlichen Würden und Plätze zu vergeben. Um diesen so außerordentlichen Vortheilen die Krone aufzusetzen, fügte man noch das Amt eines Konnétable, oder eines höchsten Verwesers der Krone hinzu; denn nur dieses allein schien des Herzogs von Mayenne würdig. Ueberdem behielt man noch vier Marschallsstäbe von Frankreich in petto, wozu die Ligue zur gehörigen Zeit die Personen nennen wollte, und ansehnliche Pensionen für die vornehmsten unter ihnen. Man hatte sich so weit ver-

vergessen, dem König vorzuschreiben, die Schulden von zwanzig der angesehnsten Personen von der Ligue, welche man ihm nennen würde, zu bezahlen. Am Ende, um ihm völlig die Hände zu binden, war noch hinzugesetzt, er müsse sich gefallen lassen, daß fremde Fürsten, nach der Wahl der Katholiken, dem Vergleich beiträten, und sich zu Bürgen desselben machten. Der Pabst allein war genannt; ohne Zweifel sollte der Name des Königs von Spanien einen Platz auf der weisgelaßnen Stelle erhalten. — Man sieht hier nur zu deutlich die Absicht Spaniens. Karl V. wünschte weiter nichts; er sagte, man habe Unrecht ihn zu beschuldigen, daß er den König von Frankreich hasse, er wollte, daß, statt Eines, es ihrer zwanzig gäbe.

Niemand wird glauben, daß die Ligue, da sie dem König so beleidigende Vorschläge that, sich einbilden konnte, daß er sie sich würde gefallen lassen. Es ist also höchst wahrscheinlich, daß sie sie blos that, um ihm durch seine Weigerung in den Augen des niedrigsten Pöbels eine Art von Unrecht zu geben. Auch überlieferte der König so gleich diese Schrift den Protestanten, ohne sie nur als etwas ernsthaftes zu behandeln, oder in der Stille darauf zu antworten, wie er gethan haben würde, wenn er geglaubt hätte, daß sie zu einem Vergleich führen könnte. Sie gaben diesem Stück alle die Namen, die es verdiente; selbst die Katholiken in seinem Gefolge wurden dadurch beleidigt. Diese fanden, daß alles darin schlecht geordnet wäre; daß sie Artikel enthielte, die nicht klar wären, und daher eine unerschöpfliche Quelle von Schwierigkeiten werden würden; daß von einigen sogar die Ausführung schlechthin unmöglich wäre. Sie verschwiegen was den meisten Eindruck auf sie gemacht hatte; daß durch die Austheilung der Gnaden und Vorzüge für sie gar nichts mehr übrig geblieben war.

Der

Der König, der von dieser Schrift keinen andern Gebrauch machen wollte, als sich diejenigen, die ihm dienten, noch fester zu verbinden, gab dem Presidenten Jeannin eine sehr kurze und trockne Antwort. Sie war aus dem Lager vor Caudebec datirt, und es wird weiter nicht nöthig seyn, den Inhalt derselben anzuführen.

Bürgerkriege, hauptsächlich die, wo die Religion hinein gemischt wird, verbreiten eine Art von ungeregelter Freiheit und von Unverschämtheit, die bey jeder andern Gelegenheit Erstaunen erregen würden. Jeannin, den es verdroß, daß man seinen Vergleich lächerlich genannt hatte, antwortete schriftlich, und wendete sich an den König selbst. Er müsse, sagte er, über den Ton, den man gegen ihn annähme, sich sehr wundern. Wenn man seinen Entwurf recht untersuchte, so würde man finden, daß darin für die Ligue noch lange nicht genug gesorgt wäre. Die einzige Furcht, die er bey der Verfassung desselben gehabt hätte, wäre gewesen, daß sie ihn nicht gut heißen würde, besonders der Herzog von Nemours, der anstatt einer Statthalterschaft sich mit der Bewilligung Spaniens schon ein Fürstenthum in Lionnois errichtet hätte, und noch mehr der Herzog von Mayenne, dessen Vortheile darin ziemlich vernachläßigt wären. — Ist Jeannins Mäßigung nicht in der That zu bewundern? — Er glaube darin die Vortheile des Königs sehr gut in Acht genommen zu haben, da er gar nicht davon geredet hätte, daß Heinrich, um für die sichre Ausführung seines Worts zu bürgen, der Ligue Städte einräumen sollte. — Als ob die, welche man den Statthaltern gab, nicht diesen Zweck schon erfüllt hätten! — Er habe, blos dem König zu gefallen, die Frage wegen der Erblichkeit der Statthalterschaften zu vermeiden gewußt. — Das ist wahr; aber was

konnte die Statthalter, bey allen Vorrechten, die man ihnen einräumte, hindern, sich erblich zu machen?

Jeannin stellte ferner mit einer Freiheit, die man übertriebne Unbesonnenheit nennen kann, dem König vor, daß da die Waffen der Katholiken gegen ihn gerecht wären, so müsse nicht nur Er der Ausdrücke, Verbrechen und Verzeihung, sich enthalten, sondern Sie wären auch alle berechtigt, mit ihm als seines Gleichen zu unterhandlen, denn sie könnten weder als überwundne Feinde, noch Er als König betrachtet werden, solange der Kardinal von Bourbon lebte, welcher der einzige in Frankreich anerkannte König sey, noch auch nach dem Tode desselben, weil alsdann wegen des Unterschiedes der Religion sie die ganze Monarchie vorstellten, die mit einem fremden Fürsten einen Vergleich schlösse. Aus demselben Grunde könne man, wenn Heinrich die Vorschläge annähme, dieses nicht ein Pacifikations-Edikt nennen, das ein König seinen Unterthanen zugestände, sondern einen friedlichen Vertrag mit einem Volke, daß sich aus freier Wahl einen König nähme, nachdem die Gründe, ihn abzuweisen, gehoben wären. — Alle die andern Albernheiten dieses Briefes verdienen gar nicht erwähnt zu werden. Jeannin schloß ihn damit, daß er förmlich alle Vermittlung der Herren von Bouillon, du Plessis und der andern Reformirten, die der König in seiner Antwort genannt hatte, verwarf, und deutlich erklärte, er wolle auf keine Weise etwas mit ihnen zu thun haben.

1293. Unterdessen der König über die Partey, die er ergreifen sollte, sich berathschlagte, wurde zu Paris die Versammlung der Stände gehalten. Den Einfall, sie zusammen zu berufen, hatte der Prinz von Parma gehabt; und man muß gestehn, daß auf die Art, wie er es dabey anfangen wollte, um seine Zwecke

zu

zu erreichen, unmöglich ein für die Sache des Königs verderblicherer Entschluß gefaßt werden konnte. Der Prinz wollte sie nach Rheims berufen; und indem er hier alle seine Kräfte angestrengt hätte, um sich zum Meister der Berathschlagungen zu machen, unterdeß seine überlegne Armee das Volk auf seiner Seite und die Großen in Furcht erhalten würde, war er sicher eine Wahl zu Stande zu bringen, die völlig den Absichten Spaniens gemäß gewesen wäre, und den erwählten König sogleich salben zu lassen. Etwas Schnelligkeit, große Freigebigkeit, eine wohl gewählte Gelegenheit, und über das alles ein Heer, das im Stande war, Ehrfurcht einzuprägen, dieß waren die rechten Mittel, alles zum Ende zu bringen, und den König auf ewig vom Thron auszuschließen.

Aber da der Prinz von Parma in dem Augenblick, wo es ausgeführt werden sollte, starb, sanken auch diese Entwürfe mit ihm ins Grab, oder wurden wenigstens nicht mit der Ordnung, dem Nachdruck und den andern nöthigen Hülfsmitteln ausgeführt. Zwar näherte sich sein Nachfolger, der Graf von Mannsfeld, mit einem Heer endlich bis Noyon, aber da war man schon den Spaniern nicht mehr so gehorsam als vorher, ehe man die Hofnung hatte, daß der König den Calvinismus abschwören würde; und Mannsfeld kehrte wieder um, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Außerdem hatte man auch einen Umstand geändert, der dem Prinzen von Parma ein höchst wesentlicher Punkt geschienen hatte; nehmlich, anstatt die Stände nach Rheims zusammen zu berufen, hatte der Herzog von Mayenne von dem Pabst und den Spanischen Bevollmächtigten, Dom Diego d'Ibarra, dem Herzog von Feria, Inigo von Mendoza, und dem Grafen Johann Baptista von Taxis, die Einwilligung erhalten, sie zu Paris zu ver-

sammlen. Alle diese Personen hatten sich geschmeichelt, daß sie in einer Stadt, wo sie durch ihre Verbindungen, ihre versteckten Unterhandlungen, und ihre Geschenke den Meister spielten, tausend Maschinen würden in Bewegung setzen können, womit sie alle Stimmen gewinnen wollten. Aber kaum war dieß mächtige Korps ohne Oberhaupt versammlet, so fieng auch das verschiedne Interesse dergestalt an sich zu kreutzen, daß die Spanier, die blos eine Stimme wie die Andern hatten, und übrigens von allen Mitteln, sich mit Gewalt Gehör zu schaffen, entblößt waren, bald merkten, daß sie mehr Schwierigkeiten antreffen würden, als sie vorausgesehn hatten. Von diesem Augenblick an begannen sie zu fürchten, daß sie aus allen ihren Mühen und geheimen Unterhandlungen weiter keinen Vortheil ziehen würden, als die Sachen noch länger in der Verwirrung zu erhalten, bis endlich die Verwicklung so vieler Absichten und die Unmöglichkeit sie jemals zu vereinigen, von selbst die Wirkung hervorbrächten, den vernünftigsten Entschluß heran zu führen und annehmlich zu machen.

Wie war es auch möglich, den Pabst, oder vielmehr seine Legaten, die ihre besondern Zwecke hatten, den König von Spanien, die Herzoge von Savoyen und Lothringen, von Mayenne, Nemours, Mercoeur und Guise, und die Prinzen vom Geblüt, die auch jeder eine besondre Absicht hatten und nicht weniger vest darauf bestunden, unter einen Hut zu bringen? Sobald die Versammlung eröfnet war, sezten alle diese Parteien, die dieß jezt als den entscheidenden Punkt ansahen, jede vor sich, tausend geheime Maschinen in Bewegung, die sich immer einander wechselsweise vernichteten. Nach ihren Begriffen von dem, was man feine Staatskunst nennt, verhüllten sie sich und suchten hinter einer Menge falscher Bewegungen zu entschlüpfen,

pfen, um die Andern zu Ihrem Zweck zu führen; zu der schon so großen Verwirrung der verschiednen Anschläge brachten sie nun noch eine solche Ebbe und Fluth der Meinung hinzu, daß sie alle in ein Labyrinth gestürzt wurden, wo Niemand sich mehr kannte. Keiner sagte gleich seine Gedanken rein heraus. Es schien, man habe sich das Wort gegeben, sich um die Wette zu verstellen, und seine Absichten blos errathen zu lassen.

Die Spanier folgten darin entweder nur ihrem gewöhnlichen Grundsatz und ihrem besondern Charakter, oder sie suchten vielleicht auch die Gemüther zu erforschen, um zu entdecken, ob die Franzosen auch gutwillig einen fremden Fürsten über sich herrschen lassen würden. Da sie sahen, daß sie durch Zaudern sich nur immer mehr von ihrem Zweck entfernten, schlugen sie endlich das vor, was von ihrer Seite noch das vernünftigste war, die Vermählung der Infantin mit dem Kardinal von Bourbon. Alle Französische Großen, mit den Guisen an ihrer Spitze, erwarteten nur, daß die Spanier diesen Schritt thäten, und vereinigten sich nun zu Einem Zweck, sich dieses Vorschlags zu bedienen, um zwischen dem König und dem Kardinal allen den Haß zu sehen, der zwey entschiedne Nebenbuhler aufbringen kann; und folglich auch zwischen dem Könige und den Häuptern der Gegenpartey, dem Grafen von Soissons, den Herzogen von Nevers, Longueville und Andern. Man ließ diesen Plan so weit gedeihen, daß die Artikel aufgesetzt, und durch Bellozanens Kanal dem Kardinal zugeschickt wurden. Da aber bald nachher alle die Großen sich dagegen vereinigten, wußten sie den ganzen Entwurf leicht zu vernichten. Zu welchem Ende, sieht man leicht; damit das, was sie dem Kardinal und den Prinzen vom Geblüt entzögen, auf sie selber zurückfallen möchte, so wie auf der an-

dern Seite die Prinzen vom Geblüt, indem sie sich um des Kardinalswillen zu vergessen schienen, es doch blos in Rücksicht auf sich selbst thaten, indem sie bedachten, daß nach ihm die Krone doch noch leichter an sie kommen könnte, als wenn ein fremdes Haupt sie trüge. Die Spanier durchschauten diesen ganzen Kunstgriff der Prinzen aus dem Hause Lothringen, und man erwartet wohl, daß sie ihn ihnen nicht verziehen.

Dieses gemeinschaftliche Interesse der Großen, welches sie gegen Spanien und die Prinzen vom Geblüt vereinigte, fieng nun an sich in so viel Zweige zu theilen, als Köpfe da waren. Jeder hielt den seinigen für fähig, das Diadem zu tragen. Verdruß und Eifersucht gesellten sich bald hinzu, und man stritt sich um die Krone, bloß um das Vergnügen zu haben, sie einem andern zu entreissen; dieß war der Trost derer, die sich davon ausgeschlossen sahen. Mancher war blos gegen eine einzige Person erbittert, und war zufrieden, daß es ihm selbst nicht gelang, wenn er nur die ehrgeitzigen Plane des andern vereiteln konnte. Hieher gehörte die Geistlichkeit, die, ohne Jemanden ausdrücklich nennen zu können, sich blos aus allen Kräften der Wahl des Königs von Navarra widersetzte. Mancher andre unternahm es, zwey, drey oder Mehrere der Streitenden auszustechen; und alle diese Ursachen verhinderten, daß kein Einziger im Stande war eine Partey zu machen, die Uebermacht genug gehabt hätte, alle seine Gegner mit fortzureissen. Das Volk, obgleich sonst Sklav genug seiner Vorliebe für einen Einzelnen, entschied sich nicht, wegen der Menge der Bewerber; und es wiederfuhr ihm bey dieser Gelegenheit, was man schon oft erfahren hat, daß es den Ton jener gleichgültigen und unbefangnen Leute, die sich stets im Publikum finden, annahm, und eine Sache von solcher Wichtigkeit zum

Schau-

Schauspiel machte, und blos über die, die das Unglück gehabt hatten ausgestochen zu werden, lachte.

Am Ende aber konnte doch dieß Spiel, dieser Wettkampf von Betrügereien nicht ewig dauren. Die Leidenschaften bemächtigen sich bey solchen Gelegenheiten der ersten Berathschlagungen und der ersten Bewegungen. Wenn das Zusammentreffen mehrerer Ursachen sie hindert, den Sieg davon zu tragen, dann läßt die Vernunft, die bey tumultuarischen Versammlungen nur langsam hervortritt, sich doch endlich erblicken, und nachdem man sie lange Zeit bestritten hat, folgt man ihr endlich aus Nothwendigkeit. Den ersten Schritt that sie dießmal durch das Organ des Parlaments, welches die verschiednen Vorschläge, die man hervorgebracht hatte, einen Spanischen oder einen Lothringischen König zu haben, reiflicher erwog, und fühlte, daß man ihm einen ewigen Vorwurf machen würde, wenn es einem so wichtigen Artikel in den Grundgesetzen des Reichs, als die Erblichkeit der Krone ist, zuwider handeln ließe. Es fieng damit an, daß es, ohne recht zu wissen was daraus entstehen würde, ein Arrêt gab, welches verboth, die Krone aus der königlichen Familie gehen zu lassen. Dieß war nichts weniger als ein neuer Gedanke; jedermann hatte ihn, jedermann fühlte, wie ungerecht es wäre, anders zu handeln; aber es schien, daß es nur daran gefehlt hatte, daß er mit Nachdruck und Ernst vorgetragen würde, um alle Gemüther fortzureissen. Das Arrêt that große Wirkung. Die Rechte der Königlichen Familie schienen nun tausend Personen geheiligt, die einen Augenblick vorher nicht daran gedacht hatten. Spanien, welches dadurch in seiner ganzen Erwartung getäuscht wurde, konnte den Streich ableiten, wenn es sich mit den Lothringern vereinigte, die er eben so gut traf; aber jemehr es geglaubt hatte,

auf ihre Stimmen rechnen zu können, um so unversöhnlicher wurde es gegen sie, sobald es sich von ihnen verrathen sahe. Sie konnten nie wieder einander nahe kommen, und ihr ewiges Mißverständniß bereitete unvermerkt ihrem gemeinschaftlichen Widersacher den Sieg.

Nur noch Ein Schritt gehörte dazu, aber dem widersetzte die Geistlichkeit sich aus aller Macht. Die Sachen blieben also noch einige Zeit im Stillstand. Man nahm, wie aus langer Weile, einige der abgenutzten Plane wieder vor. Die verschiednen Hofnungen wurden wieder belebt, um bald auf immer zu verlöschen; denn jedermann gestand stillschweigend zu, daß aller Streit aufhören würde, sobald der König die Religion veränderte, und der Rath, ihn dahin zu bringen, riß am Ende alle Stimmen mit sich fort. Man beschäftigte sich jezt damit, nicht mehr so leichtsinnig wie vorher, sondern mit einer lauterern und deutlichern Aussicht auf das wahre Beste des Staats; eine Aussicht, die von diesem Augenblick an das Ziel des Parlaments und des ganzen Volks wurde, und weiter keine Widersetzung fand, als von Seiten verschiedner Großen, die durch ihren persöhnlichen Vortheil dazu angetrieben wurden.

Die Herzoge von Mayenne, Nemours und Mercoeur zeigten die meiste Hartnäckigkeit, wie dieses auch von Leuten, die sich mit den größten Hofnungen geschmeichelt hatten, natürlich war. Aber mit allem ihren üblen Willen konnten sie doch nicht hindern, daß in der Versammlung der Vorschlag gethan und durch die Mehrheit der Stimmen durchgesetzt wurde, eine Unterhandlung mit dem König anzufangen. Wenigstens war es aber doch noch in ihrer Gewalt, die Wirkung derselben zu vernichten oder aufzuschieben; und das unterließen sie auch nicht. Sie bewegten dazu Himmel und

Erde.

Erde. Sie setzten ihre Abgeschickten in Bewegung, und machten sich den fehlgeschlagnen Versuch des Königs auf Selles zu Nutze. Sie ließen den Grafen von Mannsfeld vorrücken, der Noyon eroberte. Sie legten so viel Nachdruck, als nur möglich war, darauf, daß der Papst den Abgeordneten des Königs, dem Kardinal von Gondy und dem Marquis von Pisany, verbothen hatte, nach Rom zu kommen, oder nur einen Fuß in das Gebieth seiner Heiligkeit zu setzen. Konnten sie sich schmeicheln, daß man nicht das Unschickliche eines solchen Verfahrens bemerken würde, nachdem sie oft feierlich versichert hatten, sie handelten blos für die Religion, und wären bereit sich Heinrichen zu unterwerfen, sobald er seine Irthümer verlassen würde? Auch wurde Niemand dadurch getäuscht, und ob sie gleich alles das Gute dadurch vereitelten, welches die Zusammenkunft, die im Monath April zu Surêne gehalten wurde, hätte hervorbringen können, so urtheilte man doch, daß dieß die lezte Anstrengung einer hinsterbenden Macht sey. Man sah deutlich, daß, wenn der König, nachdem er zugegeben hatte, daß zu dieser Versammlung kein Abgeordneter von der reformirten Religion käme, sich doch noch nicht ergeben hätte, dieses blos geschehen sey, weil die Ligisten selber weit mehr Schwierigkeiten über das Zeitliche gemacht hatten, als er über das Geistliche. Das Volk hauptsächlich ließ ihm völlig Gerechtigkeit wiederfahren, und die Süßigkeiten des Stillstandes, welcher die einzige Frucht dieser Zusammenkunft war, brachte es ganz auf seine Seite. — Ich komme jezt wieder auf den König selbst zurück.

Er hielt sich noch immer zu Mante auf, wo seine ganze Klugheit kaum zureichte, ihm eine Partey, die aus Leuten von so verschiednen Gesinnungen bestand, unzertheilt zu erhalten. Die Versammlung der Staa-

ten hatte ihn Anfangs beunruhigt, und dieses um so mehr mit Recht, weil die erste Idee, die ihm dabey einfiel, war, daß eine dem Anschein nach so edle und so ehrwürdige Versammlung schnell ein Mittel gegen die Mängel des Staats finden würde. In dieser Furcht fieng er an, den Katholiken noch mehr als gewöhnlich zu schmeicheln. Er that selbst, wie man gesehn hat, einige Schritte, um den Pabst auszusöhnen, um nicht bey dem Einen sowohl als bey dem Andern die einzige Hofnung zu vernichten, die sie abhalten konnte, öffentlich mit ihm zu brechen. Man wird sich leicht vorstellen, daß dieses nicht geschehen konnte, ohne die Unzufriedenheit der Hugenotten in ihrem ganzen Umfange wieder zu erwecken; aber er war ihnen weislich zuvorgekommen, und es hatte den Anschein, als ob dieß alles blos in Folge jener allgemeinen Berathschlagung der Protestanten geschähe, wo, wie man sich noch erinnern wird, der Schluß gefaßt wurde, den Weg der Schonung und der Unterhandlung einzuschlagen. Wenn aber die Klagen zu heftig wurden, und der König sahe, es sey zu fürchten, daß sie sich zu einem für ihn unangenehmen Ausbruch könnten hinreißen lassen, dann wußte er sie durch irgend eine kriegerische Unternehmung zu besänftigen, welche die Völker nur noch mehr überführte, daß derselbe Fürst, der ihnen so gut und so sanft schien, durch seine Tapferkeit und seine Fähigkeiten im Kriege nicht weniger verdiente, über sie zu herrschen.

Sobald er von der wenigen Einigkeit der versammleten Staaten, von den Unruhen und Streitigkeiten, die bey jedem Worte enstanden, Nachricht bekommen hatte, hielt er diese Versammlung für das glücklichste Mittel, ihn seinem Ziel näher zu bringen. Er war jezt um nichts mehr verlegen, als wie er sein Betragen gegen die große Menge von Vermittlern, die sich in

seine

seine Angelegenheiten mischten, sobald man in der Versammlung der Stände vorgeschlagen hatte, mit ihm zu unterhandeln, behutsam genug einrichten sollte. Er hätte von diesem Augenblick an weiter kein Hinderniß gefunden, den Thron zu besteigen, wenn er sich willig bezeigt hätte, die ungeheuren Forderungen zu befriedigen, welche die Großen und andre Mitglieder der Ligue jezt an ihn zu thun begannen. Aber er wollte nicht, daß die Nachwelt ihm einst sollte vorwerfen können, er habe die Königliche Würde durch unwürdiges Nachgeben gegen die Habsucht und die Launen seiner Unterthanen erkauft. Er konnte sich des Throns nicht werther zeigen, als indem er so gut die natürliche Neigung und Ungeduld ihn zu besteigen, zu bekämpfen wußte.

Einigen von seinen bisherigen Gegnern muß ich jedoch hier Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Ihre Anzahl ist nicht groß, aber ich wollte wohl dafür stehen, daß die Herren von Bellievre, von Belin und Jamet zum Beyspiel, bey den Schritten, die sie bey dem König thaten, keine Rücksicht auf ihr Interesse nahmen. Es kann auch so noch einige andre gegeben haben, von denen ich aber nichts vermuthen noch versichern kann. In Ansehung der Uebrigen werde ich mich begnügen die vornehmsten Unterhändler bey dem König, sowohl von Seiten der Ligue und der General-Staaten, als auch der Geistlichkeit und der Großen zu nennen. Die schon angezeigten Namen will ich nicht wiederholen; ich füge blos den Kardinal von Gondy, die Marschalls von Aumont und Bouillon, den Admiral Biron, die Herren von O, Vitry, Lux, du Pleßis, la Verniere, Fleury und den Abt von Chesy an; viele andre sind unter dem großen Haufen vermengt geblieben, ob gleich nicht ein Einziger dabey war, der nicht sicher glaubte, die Geschichte werde einst von ihm, als von dem, der

den

den entscheidenden Streich geführt hätte, reden. Ich rechnete einst dem König über hundert von diesen Leuten bey ihren Namen her. Es würde ein schönes Gemälde geben, wenn man nur auf einen Augenblick das Herz dieser hitzigen Rathgeber öfnen und der Welt vorlegen könnte; Eitelkeit, Begierde nach Gunst, niedrige Vortheile, schimpfliche Kunstgriffe, Eifersucht, Betrug, Verrätherey, das wäre alles, was man darin finden würde.

Einige legten selbst in dem lezten Augenblick die Maske nicht ab, mit welcher sie das Vorrecht, sich dem König zu nähern, mißbrauchten, um ihn desto sicherer zu verrathen, und ihm Fallstricke zu legen, denen kein Andrer entgangen seyn würde. Ungern nenne ich hier Villeroy und Jeannin, aber die Sache ist zu bekannt, und ihre nachherige Scham, als der König ihnen zu Fontainebleau öffentlich darüber gerechte Vorwürfe machte, ist hinreichend, sie zu überführen, so wie auch die eigennützige Art, mit der sich Villeroy nachher betrug. Nur noch erst zwey Tage vor der Abschwörung des Königs wußten diese beiden Herren sich so glücklich Mühe zu geben, daß sie eine geheime Versammlung zu Stande brachten, welche aus den Päbstlichen und Spanischen Ministern, den vornehmsten Häuptern der Ligue, die gegenwärtig waren, und den Bevollmächtigten der abwesenden Herzoge von Nemours und Mercoeur bestand. Hier ließ der Legat sie alle auf das Kreutz, das Evangelium und selbst auf die Hostie schwören, daß sie die Ligue so lange unterhalten wollten, bis man — es wird mir schwer, es zu sagen — auf dem Throne von Frankreich einen König sähe, der Spanien angenehm wäre, hauptsächlich aber den König von Navarra nie dafür zu erkennen, selbst wenn er auch sein Geburtsrecht durch eine aufrichtige Abschwörung unter-

unterstützte. Dieser Schwur, so voll Religion und christlicher Liebe, wurde in ein Paket, das die ganze Versammlung unterzeichnet hatte, eingeschlossen und nach Rom geschickt. Durch einen Brief, den der Kardinal von Placentia an einige Parlamentsglieder schrieb, und dessen Ueberbringer zu Lion durch die Soldaten des Königs gefangen genommen wurde, erhielt man Nachricht von diesem Stück. — Ist es möglich, ärger mit Treu und Glauben, mit Tugend und Religion Sport zu treiben? — Ich glaube, daß dieser Zug, obgleich die Sache selbst erst später geschah, hier an seinem rechten Orte steht.

Unter dieser Menge von Unterhändlern und Rathgebern waren viele, die den König zu betrügen glaubten, und blos sich selbst betrogen. Er ließ sie bey dieser guten Meinung, um das Volk dadurch zu überreden, daß es sehr leicht sey, ihn dahin zu bringen, wohin man wollte. Ich habe dieß von dem König selbst gehört. Eines Abends besinne ich mich noch, ich glaube es war der 15. Februar, wo, nachdem alle Welt sein Zimmer verlassen hatte, der Sekretair Féret ganz in Geheim mich zu ihm zu holen kam. Er führte mich in das Schlafzimmer, wo ich ihn schon im Bette antraf. Der König gestand mir, er müßte diese Vorsicht gebrauchen, so oft er mit mir reden wollte, um weder die Katholiken, noch auch die Protestanten aufzubringen, die mich aus Eifersucht vielleicht noch mehr haßten als jene aus natürlichem Widerwillen. Nachdem er sich mit Ausdrücken, die für mich sehr schmeichelhaft waren, über diesen Zwang beklagt hatte, redete er mit mir von den Angelegenheiten, die man damals grade vor hatte, und von den künstlichen Bewegungen der Hofleute, um die Ehre der Entscheidung zu haben. Man hatte ihm wieder erzählt, daß ich gesagt hätte,

ich

ich fürchtete, er möchte nach seiner Gutheit mehr einräumen, als er nöthig hätte. Ich sah aber aus der Art, wie er mir den Zustand der Sachen darstellte, und die verschiedne Charaktere derer, die etwas forderten, zeichnete, daß ich mich geirrt hatte. Wenn ich über die Richtigkeit erstaunte, womit er auf den ersten Blick die Wahrheit zwischen allen den Schleiern, die sie verdunkelten, zu erkennen wußte, so schmeichelte mir es um desto mehr, als er seine Kenntnisse den meinigen unterwerfen wollte, und verlangte, ich sollte ihm den Weg vorzeichnen, auf dem er eine Sache zu Ende brächte, welche, die Wahrheit zu gestehen, bis auf den lezten Augenblick mit großen Gefahren verknüpft war. Vergebens suchte ich dieß abzulehnen, ich erhielt blos einen Aufschub von drey Tagen, um einen Entschluß zu fassen. Bey dieser Gelegenheit war es, daß der König zum ersten mal von seiner Absicht, mir künftig einmal die Finanzen anzuvertrauen, mit mir sprach.

Nach dreitägiger reifer Ueberlegung gieng ich eben so ins Geheim zu dem König zurück. Ich war mit keinem der Anschläge zufrieden, die man ihm gegeben hatte, und die nur darin von einander abgiengen, daß der eine mehr Belohnungen für die vornehmsten Ligisten und andre interessirte Personen enthielt, als der andre. Meine Meinung war, die Sachen seyen noch nicht auf dem Punkt, um zum Schluß zu kommen, und das bewies ich aus folgenden Gründen: Der König sey von der einzigen Furcht befreit, die ihm hätte bewegen können, zum Ende zu eilen; von der Furcht nehmlich, daß so viel Mitbewerber um den Thron sich nicht alle zum Vortheil eines Einzigen vereinigten, weil die Verbitterung zwischen den Prinzen, den Großen, und den Spanischen Ministern täglich neue Kräfte bekäme, so daß man erwarten könne, sie werden in kurzem einander

der wechselsweise zu stürzen suchen. Diesen wesentlichen Punkt vorausgesetzt, könne nichts anders daraus entstehen, als daß die Gleichgültigen und die besser Gesinnten sich um desto stärker an die Partey des Königs anschließen würden; diese Wirkung sey bey denen Städten, die von der Ligue und den Kabalen zu weit entfernt wären, um den Eindruck und die Hitze derselben anzunehmen, schon außer Zweifel. Die Anführer der Ligue selbst würden aus Haß, aus Eifersucht und auch aus Rücksicht auf ihren eignen Vortheil einer nach dem andern kommen, sich ihm in die Arme zu werfen. Bloße Hofnungen, die er jezt schöpfen ließe, würden ihm in voraus den besten Theil der Früchte der Ausführung gewähren, ohne daß er die Gefahr derselben wagte. Diese Gefahr einer zu schnellen Ausführung wäre: gleich zuerst eine auffallende Trennung der Protestanten, welche zu dieser Veränderung noch nicht genug vorbereitet wären; und daraus würden die allerunangenehmsten Folgen entstehen, weil der König der sämtlichen Katholiken noch zu wenig versichert sey, um sie ihnen entgegen zu stellen, und daher der Willkühr der Einen und der Andern überlassen bleiben würde. Ferner würde er, wenn er sich ganz in die Arme der Katholiken würfe, sich in die Nothwendigkeit versetzen, alle ihre Forderungen, so ungeheuer sie auch seyn möchten, ihnen zuzugestehen, welches sowohl für jezt als für die Zukunft die gefährlichsten Folgen haben würde. Man müßte allen diesen listigen Unterhändlern und den Häuptern der Ligue Zeit lassen, ihren Forderungen eine feste Gestalt zu geben; dann würden sie merken, daß fast immer einer in die Fußstapfen des andern träte, dieß würde sie zwingen, von selbst von ihren unmäßigen Ansprüchen nachzulassen, einzusehen, daß wenn sie geringe Dienste zu hoch erhöhen, sie es dem König unmöglich machten, sie zu befriedigen, und also sich endlich damit

zu

zu begnügen, ihren Nutzen blos in dem allgemeinen Nutzen des Staats zu suchen. Die ersten, welche diese Partey ergreifen würden, würden die seyn, die nur durch fremde Mächte, welche vielleicht gern mit ihnen theilen möchten, angetrieben würden, Genugthuung zu suchen, weil sie die Ungerechtigkeit ihres Betragens einsehen müßten, so wie ihr Haß gegen die Fremden zunähme. Hingegen würden diese Fremden selbst, sobald sie sähen, daß der König so leicht nachgäbe, durch Andre das fordern lassen, was sie vielleicht für sich selbst nicht erhalten zu können glaubten.

Ich ließ den König bemerken, daß, was auch für Veränderungen in seinen Angelegenheiten erfolgen möchten, sie doch nicht so plötzlich geschehen könnten, daß es nicht in seiner Gewalt bliebe, sie zu verhindern, weil wenig Worte dazu hinreichten; daß hingegen durch Zaudern man die Schritte der Einen und der Andern deutlicher sehen und insgeheim die Verbindung trennen könnte, die unter ihnen seyn möchte, bis daß es zum völligen Schluß nur noch darauf ankäme, denen Genugthuung zu geben, die wirklich das Recht hätten, welche zu fordern. Um alles glücklich zu diesem Ziel zu leiten, sah ich nichts bessers zu thun, als das Betragen, welches der König bis auf diesen Augenblick beobachtet hatte, standhaft zu befolgen; Jedermann gut aufzunehmen, wenig zu versprechen, das Ende zu wünschen zu scheinen, die Schuld der Verzögerung auf die Hinderniße zu schieben, und fleißig daran zu arbeiten, sie zu heben. Mit einer ähnlichen Aufführung, dünkt mich, sollten beinahe alle mit Schwierigkeiten verknüpfte Staatssachen behandelt werden. Man weiß schon, daß der Unterschied zwischen Uebereilung und kluger Eil darin besteht, daß diese lezte, eine Feindin der Unthätigkeit und Trägheit so gut als die andre, doch keinen

Schritt

Schritt thut, worüber sie nicht den Verstand zu Rathe gezogen hat, und dennoch werden sie in der Ausübung fast alle Augenblicke verwechselt.

Indem ich so mit dem König sprach, bauete ich immer auf seine künftige Religionsveränderung, die ich voraussetzte, und da er nichts darwider sagte, zeigte er, daß diese Ceremonie ihn nicht aufhalten würde. Ich setzte nur noch Eins hinzu, man müßte, um diese Unterhandlung nicht in einen bloßen Zank und Gerede ausarten zu lassen, so wie seine Gegner thaten, einige kriegerische Unternehmungen damit verbinden. Da hiezu noch eine Menge andrer Gründe waren, so erboth ich mich, sie dem König schriftlich zu geben. Er antwortete mir, das sey nicht nöthig; er glaube alles einzusehen, was ich ihm noch könnte zu sagen haben, und wenn er selber Zeit hätte, so wolle er mir ein System mittheilen, nach welchem er für möglich hielte, die Katholiken selbst, wenn er sich mit ihnen vereinigt hätte, mit den Reformirten auszusöhnen.

Um diesen Entschluß von Punkt zu Punkt auszuführen, ließ der König nach seiner Rückkehr nach Mante, da die Zusammenkunft zu Surêne abgebrochen war, andere, wo blos über Religion disputirt wurde, zwischen den katholischen Doktoren und protestantischen Geistlichen anstellen, bey welchen er gewöhnlich zugegen war, und zugleich machte er seine Vorbereitungen um mit dem Monath April den Feldzug durch irgend einen wichtigen Streich zu eröfnen; mehr in der Absicht, seinen Ruf bey den Völkern zu behaupten, als einen Krieg ernstlich fortzusetzen, wozu es ihm durchaus an Gelde fehlte.

Diese Unternehmung war die Belagerung von Dreux, wozu er ein beträchtliches Anlehn auf die Stadt Mante gemacht hatte. Er brach von hier im Anfang

des Aprils auf und gieng zu Serisy über die Eure, unterdeß ich die nöthige Artillerie zusammenbrachte und nachführte. Der Admiral Biron schloß auf des Königs Befehl die Stadt ein, welche keinen großen Widerstand that. Die ganze Schwierigkeit bestand in dem Schloß und besonders in dem Grauen Thurm, welcher bombenvest war. Ich versprach dem König, ihn einzunehmen, wenn er mir vier Englische und Schottische Mineurs und eine gewisse Anzahl Arbeiter geben wollte. Diese Unternehmung wurde sehr getadelt, und meine Neider ergriffen diese Gelegenheit begierig, um mich zu demüthigen. Der König selbst zweifelte an dem Erfolg, indessen gab er mir alles, was ich gefordert hatte. Ich führte meine Minirer und Pionniers an den Fuß des Thurms, und um sie vor dem Feuer und den Anfällen der Belagerten zu schützen, bedeckte ich sie mit Blendungen und starken Stücken Holz. Darauf ließ ich sie mit solcher Anstrengung sich an das Werk machen, daß von 36 Pionniers, die ich hatte, nur immer viere auf einmal arbeiten konnten, weil die Härte des Steins ihre Kräfte erschöpfte, so daß sie fast in dem Augenblick, wo sie die Arbeit anfiengen, mit Schweiß bedeckt waren. Ich ließ sie fleißig ablösen, und das Werk gieng ununterbrochen fort, obgleich die von innen es zu vernichten suchten, indem sie große Quadersteine herabstürzten und ein heftiges Feuer machten. Da ich sah, daß ich den ersten Tag ungeachtet dieses tapfern Widerstandes eine Oefnung von fünf Fuß in der Höhe drey Fuß in der Breite und viere tief gemacht hatte, hielt ich den Erfolg beinahe für unfehlbar. Sechs Tage giengen mit derselben Arbeit hin. Ich schloß gegen 400 Pfund vortreffliches Pulver in verschiedne Kammern von sechs bis sieben Fuß ins gevierte, welche ich in der Dicke der Mauer gemacht hatte, und verschloß sie nachher durch feste Steine die mit Mörtel verbunden waren. Nur

zu zwey dicken Schläuchen von trocknem Leder, mit gutem Pulver gefüllt, ließ ich Raum; sie berührten mit dem einem Ende das eingeschloßne Pulver, und kamen außerhalb des Thurms zusammen bey einer Pulverrinne, wo die Mine angezündet werden sollte. Der Herzog von Montpensier, der diese Maschine wollte einrichten sehen, bekam dabey einen Büchsenschuß ins Gesicht.

Alle Welt erwartete nun ungeduldig, wie diese große Arbeit zu meiner Verwirrung ausschlagen würde; und als man den Augenblick wußte, wo ich es losbrennen wollte, kamen sie alle zusammen, um die Wirkung daran zu sehen. Sie erfolgte nicht schnell; es entstand von Anfang nur ein dumpfes Getöse und viel Rauch, und ich mußte schon eine Menge verächtlicher Blicke und Spottreden über meine Mine aushalten. Aber ich wurde schnell gerächt. Nach einer halben viertel Stunde stieg eine weit dichtere Rauchwolke von dem Thurm auf, und in demselben Augenblick sah man ihn grade in der Mitte auseinander bersten. Die eine Hälfte stürzte ein, und begrub eine Menge Männer und Weiber unter ihren Trümmern; der andre Theil blieb stehen, so daß man auf seinen Böden alle die, welche sich darin eingeschlossen hatten, ganz unbedeckt sehen konnte. Vor Schrecken über einen so fürchterlichen Zufall, wozu noch das Feuer kam, welches unsre Soldaten sogleich und ohne einen Fehlschuß zu thun auf sie machten, erhuben sie ein jämmerliches Geschrey. Der König hatte Mitleid mit ihnen, und verboth, ferner zu feuern. Er ließ diese Unglücklichen herunter holen, und schenkte jedem einen Thaler. Das Schloß ergab sich sogleich, und dießmal dachte ich, würde man mir das Gouvernement einer Stadt nicht verweigern, die fast allein durch mich eingenommen worden war; aber

der Herr von O machte sich eine Ehre daraus, auch dießmal den Vorzug vor mir zu behalten, und ich gab nach, da der König mir vorstellte, daß, bey dem Fuß, worauf er jezt mit der katholischen Partey stünde, die Politik es erfordere, sie über eine solche Kleinigkeit nicht aufzubringen.

Heinrich begnügte sich mit noch einigen solchen kleinen Unternehmungen, und kam dann gleich nach Mante zurück, um die Zusammenkünfte wieder anzufangen. Diese Abwechslung von Krieg und Unterhandlungen dauerte fort, so lange die Stände beysammen waren, und bis zum Tage seiner Abschwörung. Ich würde die Wahrheit verletzen, wenn ich nur zu dem Verdacht Gelegenheit gäbe, daß Politik, die Drohungen der Katholiken, Ueberdruß seiner Mühseligkeiten, Liebe zur Ruhe, der Wunsch sich von der Tiranney der Fremden zu befreien, und selbst die Liebe zu seinem Volk, so lobenswürdig sie an sich ist, die einzigen Gründe zu der lezten Entschließung des Königs gewesen wären. So viel ich von den innersten Gesinnungen eines Fürsten urtheilen kann, den ich besser als irgend Jemand gekannt zu haben glaube, so waren es zwar freilich wohl diese Gründe, welche ihm die erste Idee gaben die Religion zu verändern, und ich gestehe, daß ich selbst ihm keine andre angab, weil ich, obgleich ein Calviniſt, nach dem Geständniß, das ich einst einigen der gelehrtesten reformirten Geistlichen entriß, immer fest überzeugt gewesen bin, daß Gott in der katholischen Kirche nicht weniger verehrt wird, als in der protestantischen: in der Folge aber kam der König dahin, daß er die katholische Religion für die sicherste hielt. Der Charakter von Offenheit und Aufrichtigkeit, den ich stets an ihm bemerkt habe, läßt mich glauben, daß er eine solche Verstellung sein ganzes übriges Leben hindurch nur schlecht behauptet haben würde.

Uebri-

Uebrigens beurtheile man das Geständniß, das ich hier ablege, nicht falsch. Es ist kein Wunder, daß Heinrich, der nie anders als in diesen unabläßigen Zusammenkünften und Controversen hatte von Religion reden hören, sich auf die Seite hinziehen ließ, die man Sorge getragen hatte, stets zur siegenden zu machen, denn man muß hier als eine Frucht der weisen Erwartung des Königs bemerken, daß am Ende Alle bis auf die Protestanten, ja noch mehr, selbst bis auf die reformirten Geistlichen, die bey diesen Zusammenkünften gebraucht wurden, dahin kamen, daß sie fast überzeugt waren, die Religionsveränderung Heinrichs sey eine zum Wohl des Staats, zum Frieden und selbst zum Vortheil beider Religionen durchaus nothwendige Sache. Durch diese Gesinnung entstand eine Art von allgemeiner Zusammenverschwörung in allen Gemüthern, ihn dahin zu lenken. Die reformirten Geistlichen vertheidigten sich entweder nicht mehr, oder thaten es doch nur so schwach, daß der Vortheil stets auf der Seite ihrer Gegner blieb. Sie murrten nicht, wenn man auch manchmal bey den Zusammenkünften ohne sie fertig werden konnte. Der Abt du Perron, der hier in seinem völligen Glanze erschien, war nicht der Mann der sich die Frucht seines Sieges hätte entreißen lassen, sanft und einschmeichelnd in der Unterredung, mit einer starken und überredeten Beredtsamkeit, einem unerschöpflichen Vorrath von Gelehrsamkeit, der durch ein außerordentliches Gedächtniß stets auf das genauste unterstützt wurde, den man weder besiegen noch eines Irthums überführen konnte, wenn man nicht eine ganze Bibliothek zur Hand hatte, welches doch nur eine schläfrige Art der Vertheidigung wird. Von der Gefälligkeit gegen einen Fürsten bis zur Schmeicheley ist nur ein kurzer Schritt. Einige von den reformirten Geistlichen, die am meisten um die Person des Königs wa-

ren und die er wegen seiner Zweifel zu Rathe zog, verriethen ihren Glauben völlig, oder schmeichelten durch eine angenommne Verwirrung der Lehre, die man schon als die Religion des Fürsten betrachtete.

Die Häupter der protestantischen Partey waren nicht so leicht dahin zu bringen. Es gab Augenblicke, wo durchaus gar nichts bey ihnen auszurichten war. Vergebens stellte man ihnen vor, sie könnten durch ihre Hartnäckigkeit schuld seyn, daß der König die Krone nicht bekäme; daß bey der Nothwendigkeit, daß ein katholischer Fürst auf dem Französischen Thron säße, es doch ihr größter Vortheil sey, wenn dieses grade einen solchen träfe, der ihnen seit so langer Zeit schon zugethan gewesen wäre, und auf dessen Achtung sie sicher rechnen könnten. Sie hatten sich einmal geschmeichelt, einen Prinzen von ihrer Religion auf dem Thron, und ihre Lehre als die herrschende im Königreiche zu sehen; es schien ihnen sehr hart, dieser Vortheile beraubt zu werden, die freilich die Eigenliebe in jeder Religion für unersetzlich ansehen muß.

Sie ließen den König einen solchen Anfall von übler Laune empfinden, als einige der vornehmsten Städte im Lande, müde, unter dem Druck der unendlichen Menge kleiner Tyrannen zu seufzen, dem König entgegen kamen, und den Grafen von Belin an ihn abschickten, ihn um die Freiheit des Handels zu bitten. Heinrich war zu Mante oder zu Vernon, als Belin kam, ihm diesen Vorschlag zu thun, den er in der allgemeinen Rathsversammlung annahm. Kein einziger Protestant war der Meinung, daß man das Gesuch zugestehen sollte. Noch sonderbarer ist es, daß sich die Katholiken alle eben so darwidersetzten, ohne einen einzigen triftigen, oder nur scheinbaren Grund angeben zu können. Alle mit einander verwirrten sich in ihren Berath-

rathschlagungen, sie fühlten wohl, daß ihre Meinung ohne Grund war, aber sie änderten sie deswegen nicht. Der König, der in diesem Augenblick mich erblickte, rief mir zu: „Und ihr, Herr von Roßny, was steht ihr da „und sinnet? Wißt ihr uns auch nichts entscheidendes „zu sagen, so wenig wie die Andern?" Ich nahm nun das Wort, und scheuete mich nicht, mich gegen alle die andern zu erklären, indem ich behauptete, man müsse hier gar nicht besinnen, das Volk durch einen Zug von Güte, den man leicht widerrufen könnte, wenn man sähe, daß er gemißbraucht würde, völlig auf die Seite des Königs zu bringen. Alle Stimmenden faßten meine Meinung sogleich mit einem Schrey der Mißbilligung auf, welches ich immer für eine Rache wegen der Einwilligung angesehn habe, die ich in dem Staatsrath, von dem oben die Rede gewesen ist, ihnen abgezwungen hatte. Der König mußte ihrem Ungestüm nachgeben, und den Grafen von Belin unverrichteter Sachen zurück kehren lassen.

Heinrich unterließ nicht, seine Betrachtungen über diese Verweigerung anzustellen, und da er urtheilte, es gehörten nicht viele von der Art dazu, um die Völker ohne Wiederkehr von ihm zu entfernen, und seine Feinde zu einem äußersten Entschluß zu bringen, so beschloß er seine Religionsveränderung nicht länger aufzuschieben. Er merkte wohl, daß er sich keine Hofnung machen dürfte, den Widerwillen gewisser Protestanten zu besiegen, oder jemals von ihnen eine völlige Einwilligung zu diesem Schritt zu erhalten, daß er sie vielmehr ein wenig zwingen müsse, ohne auf einige Klagen, die zu nichts führen würden, zu achten. In Ansehung der Katholiken von seiner Partey kam es nur darauf an, ihnen die Furcht zu benehmen, daß er sie als Leute ansähe, deren er gewiß wäre, und also nur darauf

dächte, durch alle die Belohnungen, die er geben könnte, sich der Uebrigen zu versichern. Er erklärte daher öffentlich, daß er, wie mich dünkt, den 20. Julius zum Tage seiner Abschwörung angesetzt hatte, und bestimmte die Kirche von Saint-Denis zu dieser Feierlichkeit.

Diese Erklärung setzte die Ligue eben so in Verlegenheit, als sie das Volk und die royalistischen Katholiken mit Freude erfüllte. Die Protestanten, ob sie sie gleich erwartet hatten, murrten, zuckten die Schultern und thaten zum Schein alles, was sie bey diesen Umständen thun mußten, doch traten sie nicht aus den Grenzen des Gehorsams hinaus. Alle katholischen Geistlichen eilten herzu, mit dem Abt du Perron an ihrer Spitze, der von seinem Triumph berauscht war. Man drängte sich zu; alle Welt wollte an diesem Werke Theil haben. Du Perron, für den ich das Bißthum Evreux erhalten hatte, glaubte mir seine Dankbarkeit nicht besser bezeigen zu können, als wenn er sein Bekehrungsamt an mir übte. Er redete mich mit dem vollen Selbstvertrauen eines Siegers an, und that mir den Vorschlag, bey einer Feierlichkeit gegenwärtig zu seyn, wo er sich mit so vielem Lichte zu zeigen schmeichelte, daß keine Finsterniß ihm würde widerstehen können. Ich antwortete ihm: „Ihren Streitigkeiten, mein Herr, brauche „ich nicht erst beyzuwohnen, um zu wissen, auf welcher „Seite die stärksten und wichtigsten Gründe sind. Die „Lage der Sachen, Ihre Anzahl und Ihr Reichthum „erfordern es, daß Ihre Entscheidungen den Vorzug „behalten." Auch behielten sie ihn in der That. Der Hof fand sich zu Saint Denis sehr zahlreich ein, und alles gieng mit großem Gepränge und Pomp zu. Ich habe nicht nöthig, mich bey einer Beschreibung aufzuhalten, welche die katholischen Geschichtschreiber mit eben

eben so viel Umständlichkeit als Wohlgefallen geben werden.

Daß man in diesem Augenblick meiner noch würde nöthig haben, hatte ich nicht gedacht. Ich hielt mich als ein Mensch, der bey dem Schauspiel, das man giebt, gar nicht interessirt ist, in der Entfernung, als ich auf einmal den Abt du Perron kommen sah, den der Kardinal von Bourbon an mich schickte, um einen lezten Streit beyzulegen, der über die Ausdrücke entstanden war, worin die Formel der Abschwörung des Königs abgefaßt seyn sollte. Die Priester und die katholischen Doctoren beluden sie um die Wette mit allen den Kleinigkeiten, wovon sie selber die Köpfe voll hatten, und hätten bald diese so sehr ernsthafte Schrift dadurch ganz lächerlich gemacht. Die protestantischen Geistlichen und der König selbst wollten nicht, daß die Formel mit solchen kindischen Nichtigkeiten angefüllt seyn sollte, und es war darüber ein Zank entstanden, der beinahe alles abgebrochen hätte.

Ich gieng sogleich mit du Perron zu dem Kardinal von Bourbon, und wir kamen mit ihm überein, daß man bey dieser Handlung keinen einzigen von den zwischen beiden Religionen streitigen Punkten auslassen, dagegen aber auch alles andre als unnütz unterdrücken müsse. Beide Theile waren damit zufrieden, und die Formel wurde so aufgesetzt, daß der König darin alle Römische Lehrsätze über die heilige Schrift, die Kirche, die Anzahl und Gebräuche der Sakramente, das Opfer der Messe, die Transsubstantiation, die Lehre von der Rechtfertigung, die Anrufung der Heiligen, die Verehrung der Bilder und Reliquien, das Fegfeuer, den Ablaß und endlich das Ansehn des Pabstes anerkannte, welches auch zur allgemeinen Zufriedenheit geschah.

Sechstes Buch.

1593. Gleich nach der feierlichen Abschwörung des Königs wurde der Herzog von Nevers nach Rom abgesandt, um gemeinschaftlich mit dem Kardinal von Gondy und dem Marquis von Pisany dem Pabst die bey solchen Gelegenheiten gewöhnliche Unterwerfung zu bezeigen. Obgleich diese Veränderung ein tödlicher Streich für die Ligue war, so wollten doch die Spanier, und der Herzog von Mayenne sich noch nicht ergeben. Sie suchten ihre Anhänger zu überreden, daß sie noch Hülfsquellen übrig hätten, um selbst diesen Schritt des Königs unnütz zu machen. Aber sie sprachen alle gegen ihr besseres Wissen, und diese verstellte Zuversicht zielte blos darauf ab, von dem König noch beträchtlichere Vortheile zu erlangen, ehe er sich auf dem Throne befestigt hätte.

Dieß ist nicht eine bloße Vermuthung, wenigstens nicht in Ansehung des Königs von Spanien, weil es gewiß ist, daß dieser durch Taxis und Stuniga dem König anbiethen ließ, ihm eine so ansehnliche Hülfe zu schicken, daß er damit alle Häupter der Ligue sowohl als auch die protestantische Partey unterwerfen könnte, ohne eine andre Bedingung zu machen, als daß beide Reiche ein genaues Bündniß mit einander schließen, und Heinrich versprechen sollte, die Rebellen in den Niederlanden auf keine Weise zu unterstützen. Philipp II beurtheilte seinen Gegner nach sich selbst, er sah die Bekehrung desselben blos als den Anfang eines neuen politischen Systems an, nach welchem er alle seine alten Freunde verrathen müßte. Es wird vielleicht nicht ohne

Nutzen

Nutzen seyn, hier eine Anmerkung über Spanien zu machen; daß nehmlich dieser Hof, ob er gleich, sowohl bey Lebzeiten als auch nach dem Tode Katharinens von Medicis, tausend verschiedne Maschinen in Bewegung setzte, ob er gleich jedesmal, so oft er es für gut hielt um von den Trennungen, die Frankreich beunruhigten, Vortheil zu schöpfen, sich zu einer andern Partey schlug und ein neues Interesse annahm, doch nie sich zu den Reformirten gewendet hat. Er hat oft und laut die Versicherung gegeben, daß er nie den entferntesten Gedanken gehabt habe, ein Bündniß mit ihnen zu suchen oder nur zu dulden. Aus eben diesem Widerwillen haben die Spanier stets der neuen Religion standhaft den Eingang in ihre Staaten verwehrt; und der Grund dazu läßt sich blos in den republikanischen Grundsätzen suchen, die man den Hugenotten Schuld giebt.

Der König, der sich immer mehr überzeugte, daß, um allen Saamen der Trennung in seinem Reiche zu ersticken, er keiner der verschiednen Factionen Ursach geben dürfe, sich zu rühmen, daß sie über seine Gewalt gebiethen könnte, und daß er, um alle Parteien zu unterjochen, sich mit keiner vereinigen müsse, verwarf standhaft die Anerbiethungen Spaniens und die, welche ihm der Herzog von Mayenne zu demselben Ende thun ließ. Zu gleicher Zeit aber zeigte er sich bereit, sich mit jedem der Anführer, und jeder Stadt von der Ligue, welche sich ihm ergeben würde, zu vergleichen, und sie nachdem Verhältniß ihres Zuvorkommens und ihrer Dienste zu belohnen. Bey diesem klugen Mittelwege beschloß er zu bleiben. Obgleich seine lezte Handlung ihn zum Religionsverwandten der Ligue gemacht hatte, so dauerte doch sein Widerwille gegen den Geist dieser Faction und die Maximen, nach der sie jederzeit gehandelt hatte, mit gleicher Stärke fort. Der bloße

Name

Name der Ligue setzte ihn in Zorn. Die ligistischen Katholiken hätten sich eingebildet, daß seine Abschwörung sie berechtigte, in verschiednen von ihnen abhängigen Städten die den Reformirten günstigen Edicte aufzuheben; aber der König ließ sie wieder einführen, und obgleich jene an einigen Orten dazu die Einwilligung der Hugenotten selbst erhalten hatten, weil diese entschlossen waren, um jeden Preis den Frieden zu erkaufen, so kassirte Heinrich doch, weil die protestantische Partey darüber unzufrieden war, dieß ganze Verfahren, und bezeugte, daß seine Absicht sey, die Waage durchaus gleich zu erhalten.

Da der Herzog von Mayenne sah, daß seine lezte Hülfsquelle, die er für unfehlbar gehalten hatte, ihm so wie alle andern fehlgeschlagen war, so setzte er bey seinen alten Freunden, den Parisern, seinen Rest aufs Spiel, und suchte auf alle Art ihren aufrührerischen Geist zu erwecken. Aber weit entfernt, daß es ihm geglückt wäre, konnte er die Ausbrüche ihrer Freude über das, was zu Saint Denis geschehen war, nicht einmal verhindern. Sie sprachen öffentlich, und sogar in seiner Gegenwart vom Frieden. Er hatte den Verdruß zu hören, daß man darauf antrug, Abgeordnete an den König zu schicken und um einen Stillstand von sechs Monathen anzuhalten, und er wurde gezwungen, seine Einwilligung dazu zu geben. Der Stillstand auf drey Monathe, den sie zu Surêne erhalten hatten, machte ihnen blos zu einem längeren Lust.

Der König gab den Abgeordneten in vollem Staatsrath Gehör. Die Meisten derer, die gegenwärtig waren, dachten nur an ihre Eifersucht gegen den Herzog von Mayenne, den sie als den Mann fürchteten, welcher es in seiner Macht hätte, die höchste Gunst und alle Gnadenbezeugungen zu erkaufen. Ihre Meinung

nung war daher, man sollte auf das Verlangen der Abgeordneten gar nicht achten, weil der, welcher sie schickte, auch noch nach der Religionsveränderung des Königs in seiner Empörung beharrte. Ungeachtet es billig war, den Herzog von Mayenne nicht mit den Parisern zu verwechseln, so sah ich doch den Augenblick, wo diese Meinung durchgehen würde, und sie konnte nicht anders als viel böses stiften. Ich nahm also das Wort, und bestand so fest darauf, daß es der größte Vortheil des Königs sey, das Volk, das schon von seinen ersten Verirrungen zurück gekommen sey, die Süßigkeit eines Friedens genießen zu lassen, welcher es noch immer mehr für ihn einnehmen würde; daß er erklärte, er gebe ihnen den gebetnen Stillstand, doch nur auf die Monathe August, September und October.

Gleich am folgenden Tage ströhmte der Pariser Pöbel nach Saint Denis. Der König zeigte sich verschiedne male dem versammleten Volk. Er wohnte öffentlich der Messe bey. Ueberall, wohin er sich wendete, war das Gedränge so groß, daß es zuweilen ganz unmöglich war durch zu kommen. Alle Augenblicke hörte man von einer Million Stimmen auf Einmal das Geschrey: Es lebe der König! Alle Welt kehrte durch sein gutes Ansehn, seine Freundlichkeit und das ihm natürliche leutseelige Wesen bezaubert zurück. „Gott segne ihn!" rufften sie, mit Thränen in den Augen, „und gebe, daß er bald in unsrer Kirche zur lieben „Frauen dasselbe thun möge." Ich ließ den König diese Gesinnung des Volks gegen ihn bemerken; bey seinem zärtlichen Gefühl konnte er diese Auftritte nicht ohne lebhafte Bewegung mit ansehen.

Die Spanier nahmen zu ihren gewöhnlichen Feinheiten ihre Zuflucht. D'Entragues kam eines Morgens zu mir, und sagte mir, es wäre so eben zu St.

Denis

Denis ein Spanier angekommen, der wichtige Aufträge von Mendoza, und Befehl von demselben hätte, sich grade zu an mich, als an den einzigen Mann zu wenden, dem die Vorschläge bekannt wären, welche er schon vor langer Zeit in Bearn dem Könige durch den Kommenthur Moreau und den Vikomte von Chaux gethan hätte. Dieser Spanier, welcher Ordognés oder Rugnés hieß, war Bedienter bey d'Entragues gewesen, und von ihm zu Mendoza gekommen. D'Entragues stand durch ihn mit dem Spanischen Gesandten bey der Ligue in Verkehr. Dieß alles erfuhr ich von diesem Menschen durch d'Entragues wahre oder falsche Erzählung. Ich traute diesem Spanischen Abgeschickten nicht sehr, und d'Entragues, dessen Verwirrungstiftenden Geist ich kannte, nicht viel besser. Ich empfieng ihn daher ziemlich kalt, weil ich nicht zweifelte, daß dieß ein Spanischer Kunstgrif sey. Aber d'Entragues schien es so übel zu nehmen, daß ich in seine Treue einen Verdacht setzte, und sprach soviel von der Redlichkeit seines Rugnés, daß ich endlich einwilligte, ihn noch denselben Abend zu sehen. Der König, dem ich davon Nachricht gab, dachte eben so darüber, doch befahl er mir, den Abgeschickten anzuhören.

D'Entragues ermangelte nicht, in Begleitung seines Spaniers sich einzustellen, welcher, nach langen weitschweifigen Vorreden von der Freude des Spanischen Hofes über die Abschwörung des Königs, und einer Menge Versicherungen von gutem Willen, die ich eben nicht Ursach hatte, für sehr aufrichtig zu halten, endlich damit herausrückte, er hätte den Auftrag, eine Heirath zwischen dem König und der Infantin, und noch andre Artikel vorzuschlagen, die er aber nur allein dem König selbst entdecken könnte, weswegen er mich bäthe, ihn demselben vorzustellen. Da Heinrich ihn

hören

hören wollte, so sagte ich ihm ohne Umschweif, weil er von einem sehr verdächtigen Orte käme, so würde er die Ehre, bey Seiner Majestät zur Audienz gelassen zu werden, dadurch erkaufen müssen, daß er sich einige, vielleicht ein wenig demüthigende Vorsichten gegen seine Person gefallen ließe. Er fand nichts zu hart. Ich begann also erst selbst, ihn zu durchsuchen; sodann ließ ich dieß noch einmal durch zwey von meinen Kammerdienern verrichten, von denen besonders der Eine, der ein Schneider war, seine Sachen vortreflich machte. So wie er in das Zimmer des Königs getreten war, ließ ich ihn niederknien, und hielt seine beiden Hände in den meinigen. Er setzte zu den Vorschlägen, die er schon bey mir gethan hatte, nichts hinzu; aber er sprach in so scheinbaren und prächtigen Ausdrücken von dem Bündniß beider Höfe, daß der König, der ihm Anfangs kaum zuhörte, sich doch hinreißen ließ, den Vorschlag zu billigen, den er ihm that, einen sichern Mann an Don Bernardin von Mendoza selbst zu schicken, um von demselben zu erfahren, ob er auf die Wahrheit von allem, was Rugnés ihm gesagt hatte, rechnen könnte.

Diese Gesandschaft, der man ein geheimnißvolles Ansehn geben konnte, wollte mir nicht recht gefallen; noch weniger aber die Wahl des Königs, der la Varenne dazu bestimmte, einen von Eitelkeit aufgeblasnen Menschen. Ich trug Heinrichen mein Bedenken vor, aber er glaubte allen Anschein einer Verbindung und Unterhandlung mit Spanien dadurch zu vermeiden, daß er la Varenne gar nichts schriftliches mitgab, und die Berichtigung einiger Grenzen an der Spanischen Seite zum Vorwand der Reise desselben dienen ließ. Aber kaum war la Varenne abgefertigt, so fieng er an mit seinem Auftrag sich zu brüsten, spielte den Ambassadeur, und ließ sich auch so von Mendoza empfangen,

wel-

welcher seiner Seits ihn noch mit mehr Ehrenbezeugungen überhäufte, als er verlangt hatte. Dieß hatte völlig die Wirkung, welche die Spanier gewollt hatten; man glaubte auf einige Zeit in England und in Deutschland, daß Heinrich die Freundschaft des Königs von Spanien gesucht, und sein Bündniß mit den protestantischen Mächten gebrochen hätte. Dieß hätte in der That einen öffentlichen Bruch nach sich ziehen können, wenn nicht der König schnell zuvor gekommen wäre und sie von dem Gegentheil überzeugt hätte.

Ein leztes Hülfsmittel, worauf man bey der Ligue rechnete, und weswegen man immer den Vergleich und die Entfernung der Spanier verschob, war der schreckliche Entschluß, den König zu ermorden, welchen sie einer kleinen Anzahl tollkühner Menschen hatte einzuflößen gewußt, nachdem sie ihnen durch die Lockung eines großen Gewinstes, wenn es glückte, und durch die Hofnung einer Märtyrerkrone zum Lohn einer so verdienstlichen Handlung, wenn sie dabey unglücklich wären, den Kopf verdreht hatte. Die Natur empört sich so heftig, wenn sie die, die sich rühmten, die Stützen der Religion zu seyn, von dem, was bey ihr das Heiligste ist, einen so abscheulichen Mißbrauch machen sieht, daß man diesen Zug aus allen Geschichtbüchern auslöschen müßte, wenn man nicht gewiß wäre, daß es Lästerung seyn würde, einer von denen Religionen, die sich Christliche nennen, Schuld zu geben, sie könne eine solche Absicht gut heißen. Man kann ohne Verbrechen weder eine ganze Gesellschaft, noch einen einzelnen Mann derselben beschuldigen, wenn man nicht die deutlichsten Proben hat.

Der König erhielt deren nur zu viel auf den Reisen die er, nachdem er St. Denis verlassen hatte, nach Chalons an der Marne, der Vestung Gournay, Brie-

Com-

Comte-Robert, Melun, und zulezt nach Meulan und Fontainebleau machte. Die Mönche hauptsächlich haben sich hier einen Schandfleck zugezogen, den sie so leicht nicht abwaschen werden. Zu Melun wäre Heinrich bald durch die Hand der Wüthenden umgekommen, welche die Jesuiten und Kapuziner allenthalben anstellten. Unter andern Warnungen, die er darüber erhielt, erfuhr er auch, daß einer dieser Böswichter, in der Absicht ihn aufzusuchen und zu ermorden, von Lion abgereiset sey. Zum Glück entdeckte er vorher noch seine Absicht einem Priester in der Beichte, der, erschrocken über diesen Wahnsinn, einem Edelmann zu Lion davon Nachricht gab. Dieser reisete in größter Eil ab, um dem Mörder zuvorzukommen, und beschrieb ihn dem Könige so gut nach dem Gemählde, das ihm der Lioner Priester von ihm gemacht hatte, das er zu Melun mitten unter seinem Haufen erkannt wurde; er gestand sein Verbrechen, und empfing die Strafe dafür. Der König schämte sich für seine Feinde über eine Bosheit, die den Grund ihres Herzens so deutlich entdeckte. Er war natürlich über alle diese Unternehmungen gegen seine Person beunruhigt und die Vorsicht, die er deswegen gebrauchen mußte, legte ihn einen unangenehmen Zwang auf; über beides beklagte er sich oft gegen mich.

Er würde sich glücklich geschätzt haben, wenn die Aufführung der Katholiken an seinem Hofe ihn wenigstens über das Betragen der Ligue hätte trösten können; aber die Religionsveränderung des Königs hatte auf sie nicht mehr Einfluß gehabt als auf die andern, und sie glaubten sich darum nicht weniger berechtigt, ihn nach allen ihren Launen zu beherrschen. Sie nahmen es sehr übel, daß er nicht alles Verkehr mit seinen alten protestantischen Dienern abgebrochen hatte, und legten ihre Unzufriedenheit öffentlich an den Tag, wenn er

nur mit Einem von uns, besonders mit mir, sprach. Die Furcht, ich möchte ihn zu seinem ersten Glauben zurück ziehen, rührte sie weit weniger als ihre Einbildung, daß ich ihn in diesen Unterredungen zu bewegen suchte, ein Mittel gegen die Mißbräuche der Staatsverwaltung, und vorzüglich gegen die Unordnung der Finanzen ausfindig zu machen. Heinrich, der sich noch nicht auf dem Fleck sah, wo er als Herr hätte sprechen können, war so nachgebend, jede besondre Unterredung mit den Hugenotten zu vermeiden. Er fieng seine Conferenzen über die Religion mit den Katholiken allein wieder an, und setzte sie zu Andresy und Milly fort. Ich ergriff diese Gelegenheit, ihn um Erlaubniß zu einer Reise nach Bontin zu bitten, wo ich für 5 bis 6,000 Thaler Getreide zu verkaufen hatte. Der König gestand sie mir zu und sagte mir zugleich, bey meiner Rückkunft würde er vielleicht in seinen eignen Angelegenheiten heller sehen, und mir alsdann mehr davon sagen können.

Ich kam mit meiner Gemahlin zu einer Zeit nach Bontin, wo alle Lebensmittel sich sehr gut verkauften. Alle große Städte eilten, sich den Waffenstillstand zu Nutze zu machen, um auf alle Fälle ihre Magazine anzufüllen, und bezahlten mit dem Gelde, welches die Spanier überall ausgetheilt hatten. Die Spanischen Pistolen waren damals so gemein, daß sie die gewöhnlichste Münzsorte im Handel wurden.

Kaum hatte ich nur die Hälfte meines Getreides verkauft, so rufte ein Brief des Königs von Fontainebleau mich wieder zu ihm. Er hatte in meiner Abwesenheit drey Briefe, die an mich eingelaufen waren, erbrochen, ohne daraus etwas verstehen zu können. Zwey derselben, der eine von der Frau von Simiers, Vitry's Schwester, und einer großen Freundin des Admirals

von

von Villars, und der andre von Lafont, waren in Chiffern geschrieben. Der dritte, von Einem Nahmens Desportes aus Verneuil, enthielt weiter nichts, als daß dieser Mensch mit mir über einen Vorschlag zu reden hätte, den ich ihm in meiner Abtey Saint-Taurin von Evreux gethan hatte. Der König, der von den Katholiken belagert war, konnte im ersten Augenblick weiter nichts thun, als mir die drey Briefe geben, von denen ich ihm nachher den Inhalt sagte. Desportes war der Agent, dessen der Baron von Medavy sich bedienen wollte, um wegen seines Vergleichs und der Uebergabe von Verneuil in Unterhandlung zu treten. Die Briefe der Frau von Simiers und Lafont's handelten blos von verschiednen Umständen, die es jezt leicht machen würden, Villars auf die Seite des Königs zu ziehen. Aber die Sachen nahmen durch den Verlust des Hafens Fescamp in Caux eine ganz andre Gestalt an, denn dieß schmerzte den Admiral so sehr, daß er vor dießmal den Vergleich gänzlich abbrach. Ich erfuhr dieses durch andre Briefe von der Frau von Simiers und Lafont, die sie mir zur Antwort auf die Meinigen schrieben, in dem Augenblick, da ich mich bereitete, auf Befehl des Königs abzureisen, um Villars in seinen guten Gesinnungen zu erhalten. — Der Vorgang zu Fescamp war ein kühner Streich, der hier eine Stelle verdient.

Als Biron dieses Fort der Ligue wegnahm, war unter der Besatzung, die es verlassen mußte, ein Edelmann mit Namen Bois-Rose, ein Mann von Herz und von Kopf; dieser beobachtete genau den Platz, aus dem man ihn verjagte und nahm seine Maaßregeln von weitem, indem er es dahin zu bringen wußte, daß zwey Soldaten, die er gewonnen hatte, unter der neuen Besatzung, die die Königlichen Truppen hineinlegten, auf-

genommen wurden. Die Seite des Forts, die nach dem Meer geht, ist ein 600 Fuß hoher Felsen, der jäh weggesprengt ist, und dessen Fuß das Meer beständig in einer Höhe von ungefehr zwölf Fuß bespühlt, ausgenommen vier oder fünf Tage des Jahrs, wo während der Zeit der Ebbe die See den Fuß dieses Felsenufers nebst einer Sandbank von funfzehn bis zwanzig Klaftern etwa drey oder vier Stunden blos läßt. Bois-Rose, der jeden andern Weg, eine Besatzung zu überfallen, die bey der Bewachung eines neu eroberten Plazes sehr auf ihrer Hut war, versperrt sah, zweifelte nicht, daß er seinen Zweck dennoch erreichen würde, wenn er es möglich machen könnte, ihn von diesem Ort, den Jedermann für unzugänglich hielt, anzugreifen. Es kam jezt nur darauf an, dieses ins Werck zu richten, und wir werden sehen, wie er es anfieng.

Er hatte ein Signal mit den zwey Soldaten abgeredet, und einer von ihnen erwartete ihn beständig auf der Spitze des Felsen, wo er die ganze Zeit der Ebbe sich aufhielt. Bois-Rose machte sich eine sehr finstern Nacht zu Nutze, kam mit 50 entschlossnen und unter den Seeleuten ausgesuchten Soldaten, und landete mit zwey Schaluppen am Fuß des Felsens. Er hatte sich mit einem starken Tau versehn, welches so lang war als die Höhe des Felsen, und worin er in gewisser Entfernung hatte Knoten schlingen und kurze Querstäbe durchstecken lassen, um sich mit Händen und Füßen anhalten zu können. Der Soldat, der oben Wache hielt, und seit sechs Monathen das Signal erwartete, warf, so bald er es erhalten hatte, von der Höhe des jähen Absturzes ein Seil herunter, an welche Bois-Rose's Leute das Thau fest banden; die Oberen zogen es daran hinauf und bevestigten es in einer Schießscharte an einem starken Querbaum, den sie durch

den

den eisernen Ring steckten, der zu dem Ende an dem Thau vestgemacht war. Bois-Rose ließ nun zwey Sergeanten, deren Entschlossenheit er kannte, voraus klettern, und befahl seinen funzig Soldaten, ihnen diese sonderbare Leiter hinan Mann vor Mann nachzusteigen; ihre Waffen hatten sie auf den Rücken gebunden. Er selbst blieb der Lezte von allen, um den Feigen alle Hofnung zur Rückkehr abzuschneiden. Diese wurde aber auch ohne das bald unmöglich, denn ehe sie noch halb hinauf waren, wuchs die Fluth über sechs Fuß hoch an, riß die Chaluppen los, und bewegte das Thau, welches unten im Wasser hieng, hin und her. Die Nothwendigkeit, sich aus einer gefährlichen Lage zu ziehen, schützt nicht immer vor der Furcht, wenn man so große Ursach dazu hat. Man stelle sich einmal diese funfzig Menschen lebhaft vor, wie sie mitten in der Finsterniß so zwischen Himmel und Erde hiengen, blos durch eine so wenig sichere Maschine gehalten, daß die geringste Unvorsichtigkeit, die Verrätherey eines der bestochnen Soldaten, oder die mindeste Furcht sie alle in den Abgrund des Meers stürzen oder an den Felsen zerschmettern konnte. Man denke sich das Geräusch der Wogen, die Höhe des Felsen, die Müdigkeit und die Erschöpfung der Kräfte hinzu. Das alles war genug, um dem dreistesten des ganzen Haufens den Kopf schwindlich zu machen, wie es auch in der That dem Sergeanten, der ihn anführte, geschah. Dieser sagte denen, die hinter ihm waren, ihm sinke das Herz, und er könne nicht weiter steigen. Bois-Rose zu dem diese Rede von Mund zu Mund herab kam, und der es auch schon daran merkte, daß es nicht weiter vorwärts gieng, faßte seinen Entschluß auf der Stelle. Er steigt allen den Funfzigen, die vor ihm sind, über die Schultern weg, indem er sie warnt, sich fest zu halten, und kömmt bis zu dem Ersten, den er erst durch gute

Worte wieder Muth zu machen sucht. Wie er sieht, daß er durch Güte nichts vermag, setzt er ihm den Dolch in den Nacken und zwingt ihn, weiter zu steigen; hätte er nicht gehorcht, er würde ihn erstochen und ins Meer gestürzt haben. Mit aller der Mühe und der Arbeit, die man nur ersinnen kann, erreichte endlich der Haufen kurz vor Tags Anbruch die Höhe des Felsen, wurde durch die beiden Soldaten in das Schloß gelassen, und fieng sogleich an, die Posten und die Wache ohne Barmherzigkeit nieder zu metzeln. Der Schlaf lieferte fast die ganze Besatzung in die Hände der Feinde, welche alles, was Widerstand thun wollte, niederhieben, und sich des Forts bemächtigten.

Bois-Rose' gab sogleich dem Admiral von Villars von diesem beinahe unglaublichen Erfolg Nachricht, und glaubte, daß die geringste Belohnung, die er erwarten konnte, doch wenigstens das Gouvernement dieser Citadelle seyn würde, das er so gut verdient hatte. Aber er erfuhr, daß Villars, oder vielmehr der Kommenthur Grillon willens wäre, es ihm zu nehmen. In der ersten Aufwallung des Zorns über diese Ungerechtigkeit überlieferte er das Schloß Fescamp dem Könige, dessen Bekehrung ihm eben bekannt geworden war. So bald Villars das erfuhr, brach er die Unterhandlung ab, welche er der Frau von Simiers und Lafont erlaubt hatte, in seinem Namen anzufangen, und ließ Fescamp einschließen. Bois-Rose', der sich zu schwach fühlte, rufte den König zu Hülfe, welcher auch sogleich gegen Dieppe zu marschirte, und bey Saint-Valery in Caux seinen Posten nahm. Die drey Monathe des Waffenstillstandes waren zu Ende, als diese Feindseeligkeiten geschahen, aber der König hatte eingewilligt, ihn auf zwey Monathe zu verlängern, weil der Herzog von Mayenne ihm vorstellen ließ, daß er mehr Zeit bedürf-

dürfte, um eine so wichtige Sache, als sich selbst und die Ligue mit Heinrich zu vergleichen zu Stande zu bringen. Er ermangelte nicht, über Friedensbruch zu schreien, und schickte den Gouverneur von Paris, Grafen von Belin, an den König, sich darüber zu beschweren. Belin kam nach Saint-Valery, richtete seinen Auftrag aus, und forderte noch eine Verlängerung des Stillstandes auf drey Monathe; weil Mayenne diese Zeit nöthig hätte, um seine lezte Meinung zu Rom und Madrid bekannt zu machen, wohin er zu dem Ende den Kardinal von Joyeuse und Montpezat abgeschickt hätte. Aber der König, der wohl sah, daß man ihn blos hinhalten wollte, verwarf Belin's Vorschläge, und ohne ihn über eine Verletzung des Stillstandes, deren erste Ursach seine Feinde gewesen wären, weiter anhören zu wollen, rückte er grade nach Fescamp, zwang die Truppen des Admirals sich zurück zu ziehen, und versorgte die Vestung reichlich mit allem was zu ihrer Sicherheit nöthig war. Als er nach Mante zurück kam, erfuhr er, daß der Marquis von Vitry geneigt wäre, ihn in Meaux aufzunehmen. Um die guten Gesinnungen desselben zu unterstützen gieng der König nach Lagny, wo alles zu Stande gebracht wurde, so daß er den ersten Tag des Jahrs 1594 seinen feierlichen Einzug zu Meaux halten konnte. La Châtre folgte bald nachher diesem Beyspiel in den Städten Orleans und Bourges. 1594.

Der Stillstand war nun zu Ende, und Heinrich unternahm die Belagerung von la Ferte-Milon, zwischen Meaux und Soissons. Ich wollte mir diese Zeit zu Nutze machen, um die Angelegenheiten, die mich nach Bontin geführt hatten, zu beendigen, aber der König befahl mir, einige Bataillons Schweitzer zu Montereau zu mustern. Ich schrieb daher der Frau

von Roßny, nach diesem Ort zu kommen, weil ich sie von da nach Mante zurück führen wollte. Sie erwartete mich vergebens. Zwey Tage vorher, ehe ich diese Musterung halten sollte, bekam ich neue Briefe von der Frau von Simiers und Lafont, welche mir schrieben, unser Mann (nehmlich Villars) sey besänftigt, und es hindere uns nun nichts, den vorher abgebrochnen Plan wieder aufzunehmen. Dem König schien diese Sache wichtig genug, um sie keinen Augenblick zu verschieben. Der Graf von Chaligny war mit einem Paßport nach Paris bey der Armee angekommen, und hatte den König gebeten, ihm einen sichern Edelmann mitzugeben, um ihn nach dieser Stadt zu führen. Seine Majestät hielt es für gut, daß ich mir diese Gelegenheit doppelt zu Nutze machen sollte, um die Gesinnungen des Herzogs von Mayenne und der Ligue genauer kennen zu lernen, und um sicher nach Rouen zu kommen.

Ich begleitete also den Grafen von Chaligny bis nach Paris, wo ich eine Unterredung mit dem Herzog von Mayenne hatte, und mich dann über Louviers zu dem Herrn von Saint-Bonnet, zwey Meilen von Rouen begab. Von hier aus gab ich unsern Mittelsmännern Nachricht von meiner Ankunft, und wurde darauf in der Nacht nach dem folgenden Tage abgeholt und in das Schloß Sainte-Catherine geführt, wo der Kapitän Bonifaz in Erwartung des Admirals von Villars mich empfieng und prächtig bewirthete. Villars selbst kam den Abend in Begleitung eines einzigen Lakaien, so wie auch ich nur Einen Kammerdiener bey mir hatte. Wir giengen erst nach einer zweystündigen Unterredung auseinander, wobey ich über seine Gesinnungen völlig zufrieden zu seyn Ursach hatte. Diese Unterredung gieng mit dem größten Geheimniß zu.

Auf-

Außerdem, daß die Gouverneurs der vornehmsten königlichen Städte in der Gegend von Rouen nicht würden ermangelt haben, aus Eifersucht und Eigennutz die Unterhandlung zu stöhren, und vielleicht es noch schlimmer gemacht hätten (wie sie wirklich thaten, sobald sie nur etwas davon vermuthen konnten); so waren auch in dieser Gegend verschiedne ligistische und fremde Truppen, deren Villars nicht ganz Herr war, und es wäre ihnen leicht gewesen, sich in kurzer Zeit in solcher Menge vereinigen, daß sie ihm seinen Entschluß hätten können bereuen machen.

Ich brachte fünf ganzer Tage eben so heimlich im Fort Sainte Catherine zu, und hatte fleißige Unterredungen mit Villars. Wir berührten die vornehmsten Punkte, worauf er sich vergleichen wollte. Der Eigennutz machte hier nicht die größte Schwierigkeit. Er suchte weniger, lohnsüchtige Absichten zu befriedigen, als sich zu überzeugen, daß der König, indem er mit ihm in Unterhandlung trat, nicht sowohl die Hauptstadt einer Provinz gewinnen, als vielmehr sich einen Mann verbinden wollte, der eben so viel Neigung als Talent, ihm gut zu dienen, bey sich fühlte. Man hat schon oben gesehen, wie Villars von dem König dachte. Sobald als meine Reden ihn in dieser Gesinnung bestärkt hatten, konnte ich den Vergleich, als schon weit vorwärts gekommen, betrachten; noch weiter konnte ich damals nicht gehen, weil ich nicht schriftlich die nöthigen Vollmachten hatte, um ganz abzuschließen.

Um aber meine Leser völlig mit dem Charakter dieses Mannes bekannt zu machen, muß ich noch einige Züge hinzu thun. Alles, was man an ihm sahe, hatte entweder Beziehung auf die eine oder die andre der beiden herrschenden Eigenschaften seines Charakters, oder wurde durch ihre Mischung hervorgebracht; und

diese waren Tapferkeit und grade Rechtschaffenheit. Die erste giebt dem Herzen Hoheit, Großmuth und einen edlen und natürlichen Stolz, der nichts anders ist, als das Gefühl eignen Werths, welches eben so weit von alberner Eitelkeit als von der Affectation, sich in einer thörichten Bewunderung seiner selbst zu verliehren, entfernt ist. Die andre macht aufrichtig und wahr, unfähig zu Kunstgriffen und zur List, und bereit der Vernunft und Billigkeit nachzugeben. Wer beide vereinigt, hat selten einen andern Fehler als die Schnelligkeit einer ersten Aufwallung des Zorns. So war Villars, und man wird dieß in allem, was ich noch von ihm zu sagen habe, bestätigt finden. Die Natur hatte ihn nicht geschaffen, um lange der Feind eines Fürsten zu seyn, mit dem er so viele Gleichförmigkeit des Gemüths hatte. Der einzige Unterschied zwischen ihnen bestand darin, daß Heinrich durch beständiges Nachdenken über die Wirkungen des Zorns, durch die Erfahrung langer Widerwärtigkeiten, durch die Nothwendigkeit, sich Anhänger zu machen, und endlich durch die Natur eines weichen Herzens diese ersten aufbrausenden Ausbrüche in bloße Bewegungen verwandelt hatte, die sich auf seinem Gesicht, in seinen Gebärden, und seltner in seinen Reden ausdrückten.

Ich kam zu dem Könige, um ihm Bericht von meiner Reise a zustatten, und ihn um Vollmacht zu bitten, als er eben zu Chartres eingetroffen war, welchen Ort er zu seiner Salbung bestimmt hatte. Meine Absicht war, gleich wieder abzureisen, und ich erwartete gar nicht, daß ich zehn bis zwölf Tage bey ihm würde aufgehalten werden. Dieß geschah wegen einer Aussöhnung zwischen dem Grafen von Soissons und dem Herzog von Montpensier, deren Feindschaft über ihre Rangstreitigkeiten als Prinzen von Geblüt entstanden und

neu-

neuerlich durch ihre Mitbuhlerschaft um dieselben Würden, dieselben Statthalterschaften und auch um dieselbe Geliebte, die Schwester des Königs, noch vermehrt worden war. Der Herzog von Montpensier war ohne Zweifel der, den der König am liebsten, und den auch das Glück am meißten begünstigt hatte. Seine Güter waren unermeßlich. Er erschien bey der Salbung mit einem Gefolge von 4 bis 500 Edelleuten; unterdeß sein Nebenbuhler kaum zehn bis zwölfe unterhalten konnte. Aber dieser hatte in einem Punkt den Vorzug vor ihm; darin nehmlich, daß, so arm er war, ohne Amt, ohne Statthalterschaft, und von dem König ungern gesehn, hauptsächlich seit seiner Ausflucht von Rouen, er doch das Herz der Prinzessin besaß, die nichts gegen ihn hatte verändern können. Die Gräfin von Guiche war ihre Vertraute und ihre gemeinschaftliche Botschafterin, wenn sie einander nicht sehen konnten. Sie hatte diese Verbindung so zu erhitzen gewußt, daß beide ein Heirathsversprechen unterzeichnet hatten, an dessen Ausführung sie allein durch die Schwierigkeiten der Zeit gehindert wurden.

Seine Majestät wünschte so sehnlich diese beiden Prinzen von seinem Geblüt aussöhnen zu können, daß diese Rücksicht die auf den Vergleich mit Villars überwog. Weder meine Vorstellungen, noch die Gefahr, die ich ihm bey der Verzögerung bemerken ließ, wurde geachtet; und ich mußte mich entschließen, diese schwere Aussöhnung gemeinschaftlich mit dem Bischof von Evreux zu unternehmen, den der König gleich Anfangs dazu bestimmt hatte, den er aber nicht tüchtig fand, eine so mißliche Sache allein zu Stande zu bringen. Es ist wahr, daß ich mir immer einen großen Antheil an dem Vertrauen des Grafen erhalten hatte; aber ich kannte seinen hochmüthigen und verachtenden Geist, der

ihn

ihn bewegen würde, nicht allein noch steifer auf seinen Ansprüchen zu bestehen, sondern auch wohl gar noch neue zu machen, blos aus Furcht, daß er scheinen möchte, einem Nebenbuhler, der ihm überlegen war, nachzugeben. Ich will nicht die langweilige Erzählung unsrer Streitigkeiten, und aller der abschlägigen Antworten und üblen Launen, die wir uns mußten gefallen lassen, hieher setzen. Mehr als Einmal waren wir im Begrif, die ganze Sache aufzugeben. Endlich aber brachten wir es doch durch wiederholte Gründe von dem Willen und dem Wunsche des Königs, mit viel Geduld, Bitten und unablässigem Anliegen, dahin, daß die beiden Prinzen einwilligten, sich zu sehen und zu umarmen. Ob das Herz großen Antheil an diesem Schritt hatte, dafür mag ich nicht stehen; ich hütete mich auch wohl, mich auf den Artikel der Liebe und der Heirath einzulassen, welcher zwar, weil er unentschieden blieb, den vornehmsten Saamen der Uneinigkeit zwischen ihnen immer noch zurückließ, der mir aber ein durchaus unübersteigliches Hinderniß schien.

Ich war sehr froh, daß es mir geglückt war, ohne diesen Punkt zu berühren, und ich glaubte, daß nun nichts mehr meiner Reise nach Rouen im Wege stünde; aber ich war noch nicht so weit, als ich dachte. Dem König hatte nur deswegen so viel an der Aussöhnung der beiden Prinzen gelegen, damit er auf einen zweiten Artikel kommen mochte, den er noch heftiger wünschte; und dieß war grade der, den ich so weislich bey Seite setzen zu müssen geglaubt hatte, die Heirath seiner Schwester. Zum größten Unglück war ich es wieder auf den er sein Augenmerk gerichtet hatte, um diese Sache seiner Absicht gemäß durchzuführen. Ich bekam also von neuem den Auftrag, das Heirathsversprechen, von dem ich schon geredet habe,

zu-

zurück zu erhalten zu suchen; damit der König, sobald diese Schwierigkeit gehoben wäre, seinen Entschluß, dem Herzog von Montpensier in Allem zu willfahren, durchsetzen und all sein Ansehn anwenden könnte, ihm die Prinzessin in die Arme zu liefern. Er wünschte dadurch sich endlich einmal von der Furcht befreiet zu sehn, daß ihre Heirath mit dem Grafen von Soissons dennoch zu Stande käme, welche, wenn sie auch gleich nur eine geheime Verbindung wäre, ihn doch nicht weniger in Verlegenheit gesetzt haben würde, weil der Graf, indem er sich wieder seinen Willen zu seinem Erben machte, sich seiner eignen Güter gegen ihn selbst hätte bedienen können. Wenn in dieser Ehe Kinder erzeugt würden, wie man doch gar nicht daran zweifeln konnte, so war dieses ein andrer Grund zur Unruhe für den König, da er selber keine hatte.

Es überfiel mich ein Zittern, da er mir diesen Befehl gab. Ich wollte ihn noch daran erinnern, daß Villars so wohl, als Médavy und verschiedne andre Gouverneurs in der Normandie sich auf immer mit den Feinden verbinden würden, wenn ich nicht schnell nach diesen Orten eilte. Aber es war einmal beschlossen. Der König hörte mich gar nicht an, und gestand mir weiter nichts zu, als was ich verlangen mußte, wenn ich irgend hoffen wollte, mein Geschäft glücklich auszurichten; daß er nehmlich nicht den geringsten Anlaß zu dem Verdacht geben wollte, als hätte Er mir diesen Auftrag gegeben, und daß die Wahl der Mittel von mir abhängen sollte.

Sobald ich allein war, und überdachte, was mir aufgetragen war, so gestehe ich, daß ich mich in der äußersten Verlegenheit befand. Wie ich die Gemüthsart der Madame Catherine kennte, der ich diese Schrift entreißen sollte, fühlte ich wohl, daß alle menschliche Be-

redt-

redsamkeit nicht im Stande wäre, ihr die Absichten des Königs mit ihrer Person angenehm zu machen. Mit welchem Anschein kann man einer Frau, und einer Prinzessin, den Vorschlag thun, einem geliebten Liebhaber zu entsagen, um sich einem Andern hinzugeben, den sie haßt? Es blieb mir also nichts übrig, als sie zu hintergehen. Darüber sa te ich nun zu mir selbst, daß wenn mein Betru auch ihrem Herzen wehe thun müßte, so geschehe er doch wenigstens zu ihrem Vortheil, und um die Unglücksfälle abzuwenden, welche die Unregelmäßigkeit ihres Betragens dem Reiche und der Person des Königs selbst zuziehen könnte; daß ich durch eine unschuldige List sie nur hinderte, ihr Glück und die Freundschaft ihres königlichen Bruders zu verscherzen. Ungeach et alles des Scheinbaren dieser Gründe konnte ich aber doch nicht umhin, zu gestehen, daß ich nicht recht redlich handelte, und diese Idee bekümmerte mich. Wenn ich mich dazu entschloß, so war es blos wegen der Unmöglichkeit auf eine andre Art zu meinem Zweck zu kommen, und weil ich hoffte, daß ich eines Tages von ihr selbst Verzeihung dafür erhalten würde, indem ich sie überzeugte, daß ich ihr dadurch einen wesentlichen Dienst geleistet hätte. In Ansehung des Grafen war die Achtung, die ich seiner Person schuldig war, für nichts zu rechnen, sobald sie mit dem öffentlichen Nutzen und mit dem, was der Dienst des Königs von mir forderte, im Widerspruch stand; außerdem auch hatte ich nicht grade zu mit ihm zu thun, und meine Anhänglichkeit an ihn war auch nicht besonders stark. Diese ganze Sache hat mir in der Folge vielen Verdruß zugezogen, dessen ich doch, dünkt mich, durch meinen Widerwillen und meine Skrupel, sie zu übernehmen, hätte sollen überhoben seyn.

Eine andre Schwierigkeit stellte sich mir nachher noch vor. Bis jezt war ich nur selten zu der Prinzes-

sin

sin gekommen, weil meine beständigen Geschäfte mich abhielten, und ich kannte sie genug um voraus zu sehen, daß, auf welche Art ich es auch anlegte, meine fleißigen Aufwartungen bey ihr ohnfehlbar in ihrem von Natur argwöhnischen Geiste sogleich einen Verdacht erwecken müßten, der sie gegen alles, was ich ihr sagen oder an sie gelangen lassen könnte, mißtrauisch machen würde. Ich suchte es daher so einzurichten, daß sie mir selbst zuvor kommen mußte. Dazu bediente ich mich der beiden du Perron, welche beide, und besonders der jüngste, wie ich wußte, sich kein Gewissen daraus machten, auf Unkosten eines Geheimnisses bey den Großen sich einzuschmeicheln. Ich stand mit dem Jüngern nicht in so genauer Verbindung als mit dem Bischof von Evreux, aber man wagt nichts, wenn man auf die gute Meinung rechnet, die Jedermann von seinen eignen Verdiensten hat; in diesem Punkt sind die Menschen stets geneigt, sich durch ihre Einbildung hinter das Licht führen zu lassen. Ich suchte also den jungen du Perron auf; ich schmeichelte ihm, und zog ihn durch falsche Vertraulichkeiten ganz auf meine Seite; Er sah sich als einen Mann von Wichtigkeit an und glaubte aus Eitelkeit alles, was ich ihm sagte. Sobald ich ihn von seiner Eigenliebe berauscht sah, sagte ich ihm mit allen Zeichen der vollkommensten Aufrichtigkeit, und unter dem eidlichen Siegel einer Verschwiegenheit, die ich gar nicht wollte, daß er sie mir halten sollte, daß der König mir seine Absichten wegen der Prinzessin anvertrauet hätte. Er wäre nehmlich entschlossen sie mit dem Grafen zu vermählen, daß aber einige kleine Schwierigkeiten, die noch erst beygelegt werden müßten, ihn abgehalten hätten, seinen Willen darüber öffentlich bekannt zu machen. Nach meiner Rechnung gab ich du Perron nur zwey Tage, um sich einer so schweren Bürde zu entledigen, und meine Neuigkeit bis an die Prinzessin

zessin Catherine zu bringen. Er entdeckte sie auch wirklich fast in demselben Augenblick dem Herrn von Courtenay und noch Zween von den Vertrauten des Grafen von Soissons; diese liefen sogleich hin, sie ihrem Gönner zu erzählen, der sie denn eben so eilig der Prinzessin und der Gräfin von Guiche mittheilte.

Ich hatte darauf gerechnet, daß Madame, durch eine so angenehme Hofnung geschmeichelt, die ersten Schritte gegen mich thun würde, und ich betrog mich nicht. Als ich zu ihr gieng, um Abschied zu einer langen Reise zu nehmen, erhielt ich einen vollkommnen Beweis von du Perrons Verschwiegenheit. Madame empfieng mich mit noch weit mehr Auszeichnung als gewöhnlich; und die Gräfin von Guiche, die von einer so günstigen Gelegenheit nichts verliehren wollte, eilte, nach einigen gleichgültigen Reden von meiner Seite, die Materie von der Liebe der Prinzessin und des Grafen, welcher gegenwärtig war, auf die Bahn zu bringen. „Das ist der Mann," sagte sie zu den beiden Verliebten, indem sie mich in einem Anfall von Freundschaft umarmte. „Das ist der Mann, der Ihnen zu ihren Absichten behülflich seyn könnte." Madame nahm darauf das Wort und sagte mir, ich wüßte wohl, daß der Graf und sie selbst jederzeit viel Freundschaft für mich gehabt hätten; sie würde sich mir außerordentlich verbunden schätzen, wenn ich ihm helfen könnte, die Gunst des Königs, ihres Bruders, wieder zu gewinnen. Sie sprach nichts, als diese wenigen Worte, aber sie überließ es dem freundlichen und einnehmenden Wesen, welches sie besser als irgend eine Frau auf der Welt anzunehmen wußte, wenn sie wollte, mir mehr zu sagen. Ich stellte mich, als ob ich ganz dadurch gewonnen wäre. Nachdem ich ihr, wie sichs gehörte, gedankt hatte, setzte ich hinzu, daß wenn ich auf die Verschwie-

schwiegenheit der Personen, die mir zuhörten, rechnen könnte, so wollte ich ihnen verschiedne Sachen sagen, die ihnen nicht gleichgültig seyn würden. Es kostet den Weibern nichts, Verschwiegenheit zu versprechen, ob man sie gleich beschuldigt, daß sie sie schlecht halten. Man versprach also alles, und mit tausend Schwüren; aber ich hatte nicht Lust, mich diesmal weiter heraus zu lassen, und bath um einen Aufschub von drey Tagen, ehe ich ihnen das Uebrige entdecken könnte. Man half mir einen Vorwand finden, um meine Reise nach Rouen so lange zu verschieben, und ich beurlaubte mich von der Gesellschaft, welche ungeduldig den Zeitpunkt, den ich bestimmt hatte, erwartete.

Nach Ablauf von drey Tagen erschien ich pünktlich wieder. Noch ließ ich erst eine Weile in mich dringen, endlich stellte ich mich, als ob ich den anhaltenden Bitten der beiden Damen nachgäbe, und sagte ihnen, daß ich verschiedne male gesucht hätte, den König über diese Heirath auszuforschen, daß er mir aber Anfangs einige Abneigung darein zu willigen gezeigt habe, ohne jedoch sich näher darüber erklären zu wollen. Ich hätte aber so sehr in ihn gedrungen, mir sein Herz darüber zu eröfnen, daß er mir endlich gestanden hätte, weit entfernt einen Widerwillen gegen diese Verbindung zu fühlen, fände er sie vielmehr sehr passend; er würde froh seyn, wenn er selbst kinderlos bliebe, Nachkommen von seiner Schwester und einem Prinzen von seinem Geblüt zu sehen, die er als die Seinigen betrachten könnte; der sanfte und friedliebende Charakter des Grafen von Soissons und der Prinzessin sey völlig, was er gern hätte: aber er fühlte immer, es würde ihm schwer werden zu vergessen, daß der Graf gesucht hätte ihn zu hintergehen und die Prinzessin ohne seine Einwilligung zu erhalten. Diese Rede, in welcher kein Wort war,

Bayerische Staatsbibliothek München

das ich nicht vorher überdacht hätte, that ihre Wirkung. Alle drey fiengen an einzuräumen, daß sie hätten anders handeln können, und sich unter einander über den Rath, daß man diese Sache so ganz ohne zu fragen hätte durchsetzen wollen, Vorwürfe zu machen. Ich hatte auf diesen Augenblick gewartet, und ergrif ihn, um ihnen zu erkennen zu geben, ich glaubte, dieß Uebel sey leicht zu verbessern. Der König sey von Natur gütig und vergesse leicht das Vergangne, es käme also nur darauf an, ein ganz entgegengesetztes Betragen gegen ihn anzunehmen. Sie müßten ihn aufsuchen, den Anschein haben, als ob sie ganz allein von ihm abhiengen, und ihn völlig über ihre Personen gebiethen ließen. Sie müßten endlich, und dieß wäre der Hauptpunkt, ihm die schriftliche Eheversicherung aufopfern, die sie einander gegeben hätten, weil diese ihn am meisten aufgebracht hätte, und sich kein Bedenken daraus machen, ihm die Erklärung, und selbst schriftlich, zu thun, daß sie versprächen, einander nie ohne seine Einwilligung zu heirathen. Ich glaubte ihnen versichern zu können, daß, wenn sie von ihrer Seite diese Gefälligkeit gegen ihn hätten, nicht drey Monathe hingehen würden, ohne daß sie ihn selbst ihren Wünschen zuvorkommen, und ihre Verbindung beschließen sehen würden.

Sie glaubten mir leicht, und die Aufopferung des Eheversprechens wurde sogleich beschlossen, vielleicht weil sie diese Schrift für unnütz hielten, solange der König, der jezt unumschränkt in seinem Reiche wurde, sie nicht gut hieße. Die Gräfin von Guise sagte, sie habe sie in Bearn gelassen, und übernahm es, sie unverzüglich herzuschaffen. Aber mit der Erklärung, die ich nachher verlangte, hielt es schwerer, und ohne sie half es im Grunde zu nichts, wenn ich die Schrift zurück nahm, weil sie sie nach ihrem Gefallen wieder aufsetzen konnten

ten. Diesen Grund selbst machte ich geltend, und sie mußten selbst zugeben, daß Seine Majestät ohne das weder in ihre Aufrichtigkeit großes Vertrauen setzen, noch auch von ihrem Gehorsam überzeugt seyn könnte. Ueber diesen Artikel wurde viel gestritten, und als ich endlich durch wiederholte Vorstellungen diese Erklärung erhalten hatte, wodurch Madame und der Graf alle ihre vorhergegebnen Versprechungen vernichteten, sich wechselseitig von aller Verbindlichkeit lossagten und sich dem Willen des Königs allein unterwarfen, so schien ihnen die Wichtigkeit dieser Schrift, und die Folgen die sie haben könnte, zu groß, und es mußte ein Mittelweg gesucht werden, ohne welchen wahrscheinlich aus der ganzen Sache nichts geworden wäre. Ich sollte nehmlich versprechen, diese Schrift aufzuheben, und sie nie aus meinen Händen lassen, selbst nicht um sie dem König zu geben. Zum Glück wurde nicht hinzugesetzt, daß ich sie der Prinzessin wiedergeben sollte, wenn die Sache anders ausfiele, als sie erwartete. Ich gab mein Ehrenwort, womit sie sich begnügten, und erhielt die Erklärung in bester Form, von Madame und dem Grafen unterzeichnet und mit ihren Wappen besiegelt. Der König, der es nicht gewagt hatte sich mit dem glücklichen Erfolg meines Auftrags zu schmeicheln, fand doch, daß noch etwas zu seiner Freude fehlte, so lange er diese Schrift nicht in seiner Gewalt hätte. Er drang deswegen einige male heftig in mich, und hörte nicht eher auf sie zu fordern, als bis er aus meinen Weigerungen gesehn hatte, daß ich mein Ehrenwort noch dem Gehorsam, den ich ihm schuldig war, vorzöge. Da der Erfolg nicht den schönen Hofnungen entsprach, die ich den beiden Verliebten gegeben hatte, so wird man wohl erwarten, daß sie mir den Betrug, den ich ihnen gespielt hatte, nicht vergaben. Die Folge dieser Memoiren wird dieß zeigen.

Nachdem endlich diese Sache, deren Erinnerung mir stets unangenehm gewesen ist, zu Stande gebracht war, beschäftigte ich mich nur noch blos mit meiner Reise nach Rouen. Ich fürchtete mit Recht, daß ein so langer Aufschub alle meine ersten Maaßregeln mit Villars möchte vernichtet haben. Der König gab mir unbeschränkte Vollmacht, nicht nur mit diesem, sondern auch mit allen andern Gouverneurs und Offizieren in Normandie abzuschließen. Desportes kam, als ich im Begriff war abzureisen, und hielt mich auch noch auf. Der Baron von Médavy hatte ihn abgeschickt, um den Bischof von Evreux zu bitten, ihm auf einige Augenblicke sein Haus zu Condé zu leihen, und um mich zu bewegen, über diesen Ort zu gehen, um mit ihm wegen seines Vergleichs und der Uebergabe von Verneuil mündliche Abrede zu nehmen. Ich gieng von Chartres ab und nahm mein Nachtquartier zu Anet, weil die Frau von Aumale schon seit langer Zeit mich hatte inständigst bitten lassen, sie daselbst zu besuchen.

Diese Dame, welche gescheuter war als ihr Gemahl, beschwor ihn unaufhörlich, die Ligue zu verlassen, und zu dem König überzugehen. Außer der Pflicht und der Sicherheit fand sie auch in diesem Schritt seinen eignen Vortheil. Die häuslichen Angelegenheiten des Herzogs von Aumale waren so zerrüttet, daß ihm ein naher Umsturz drohete, dem er nicht anders entgehen konnte, als wenn er sich die Vortheile einräumen ließ, die bey solchen Gelegenheiten denen zu Theil werden, welche am ersten zu ihrer Pflicht zurück kehren. Ich trat zu Anet in einem Wirthshause ab, und unterdessen man mein Abendessen zurecht machte, besuchte ich in Begleitung eines einzigen Pagen die Frau von Aumale. Die Freude blitzte auf dem Gesicht dieser Dame, sobald sie mich erblickte. Sie vereinigte damit alle die

An-

Anmuth einer schmeichelhaften Aufnahme, und um die kostbare Zeit nicht zu verliehren, nahm sie mich bey der Hand, und führte mich durch die Gallerien und die schönen Gärten, die Anet zu einem bezaubernden Orte machen. Sie unterhielt mich dabey von nichts, als von ihrem heftigen Wunsch, ihren Gemahl in dem seinem Herrn schuldigen Gehorsam zu sehen, und von den Bedingungen, die sie dazu forderte. Ich übergehe alle die unter uns beiden gebilligten und verworfnen Vorschläge. Bisher hatte ich noch nichts gesehn, als was dem Herrn dieses wirklich königlichen Hauses Ehre machte, und ich würde den traurigen Zustand, worin er war, gar nicht bemerkt haben, hätte mich nicht die Herzogin gebeten, und so zu sagen gezwungen, zum Abendessen und die Nacht bey ihr zu bleiben. Nach einer Mahlzeit, auf die wir lange warten mußten, und die eben so schlecht war, als die Bedienung dabey, wurde ich in ein weitläuftiges Zimmer geführt, das ganz von Marmor glänzte, aber so leer und so kalt war, daß ich in meinem Bette nicht warm werden und nicht einschlafen konnte. Man hätte ey den kurzen und engen taftnen Vorhängen, einer bloßen Decke, die sehr leicht war, und den feuchten Bettüchern mitten im Sommer erstarren können, ich stand also lieber auf, und hoffte mich bey einem guten Feuer zu entschädigen, aber das ganze Brennholz bestand aus grünem Strauch und Wachholder, welches man gar nicht in Brand bringen konnte. Ich mußte also die ganze Nacht in meinem Schlafrock zubringen, welches mich denn bey frühem Morgen wach machte. Mit Vergnügen verließ ich ein so schlechtes Lager und suchte meine Leute auf, von denen der geringste ein besseres Abendessen gehabt und die Nacht weit bequemer zugebracht hatte, als sein Herr.

Zu Conde, wo ich alle die Bequemlichkeiten fand, die zu dem Wesentlichen einer guten Aufnahme gehören,

ruhte ich von diesen Beschwerden aus; so bald ich ankam legte ich mich in ein sehr gutes Bette, und erwartete Medavy, welcher erst um Mittag eintreffen sollte. Er betrug sich Anfangs nach der gewöhnlichen Idee, daß bey solchen Gelegenheiten der Kleinste das Recht hat, sich zehnmal so wichtig zu machen, als er ist. Medavy spielte seine Rolle vortreflich, mit der Mine des falschen Mißtrauens und einer angenommnen Ueberlegenheit, womit er sehr weit zu kommen glaubte. Ich machte das Gegenstück zu seiner Eitelkeit durch eine Freimüthigkeit, die ihn aus der Fassung brachte. Ich sagte ihm grade zu, wenn er wartete bis die Städte ihren Vergleich gemacht hätten, so würde sein Opfer mehr als die Hälfte von seinem Werth verliehren, da er nichts als Verneuil anzubiethen hätte, und vielleicht würde man ihn nachher gar nicht mehr anhören wollen, noch ihm irgend etwas zugestehen. Meine Aufrichtigkeit zwang ihn es auch zu seyn, er zeigte sich billiger und wir wurden bald eins. Er bath mich nur, die Sache nicht eher als mit dem Ende des März bekannt zu machen, weil er dem Herrn von Villars versprochen hätte, nichts ohne seine Theilnehmung zu thun. Desportes mußte auf sein Geheis mit mir nach Rouen gehen, um dem Gouverneur diese Achtung zu bezeigen, und zugleich zu sehen, ob ich mit Villars zu Ende kommen würde, weil der Uebergang desselben den seinigen gewisser Maaßen nothwendig nach sich zog.

Den folgenden Tag nahm ich mein Nachtquartier zu Louviers, und ließ dem Admiral von Villars meine Ankunft wissen, welcher den Kapitän seiner Leibwacht, d'Isencourt, abschickte, mich am Thore zu empfangen. Ich gieng jezt nicht mehr in Geheim, sondern öffentlich und mit einer Art von Pomp in die Stadt. Das Volk erfüllte die Straßen, und die Hofnung eines Frie-

dens,

dens, der die Ruhe und den Handel wieder herstellen würde, ließ es alle Augenblicke ein freudengeschrey ausstoßen so wie ich vorbey kam. Villars hatte den schönsten Gasthof in Rouen in Stand setzen lassen, mich mit meinem Gefolge, das aus 12 bis 15 Edelleuten bestand, aufzunehmen, und die nöthigen Befehle gegeben, daß wir prächtig bewirthet würden. La Font dem er aufgetragen hatte mich zu empfangen, erwartete mich, um mich dahin zu begleiten. Er sann darauf, seinen Herrn noch zu übertreffen. Den Abend gab er mir Musik und ein Schauspiel von Springern und Becherspielern, die durchaus weder Geld noch Geschenke annehmen wollten. Ich schickte du Perat ab, um in meinem Namen den Admiral, die Frau von Simiers und den Abt von Tiron, der an dieser ganzen Sache großen Antheil hatte, zu begrüßen. Sie erwiederten sogleich meine Höflichkeit durch den Herrn von Perdriel, und ließen mir sagen, daß wenn ich diesen Tag würde ausgeruhet haben, so wollte man Morgen von der Hauptsache reden. Dieß verhinderte nicht, daß der Abt noch den Abend mich ohne Umstände besuchte, und in seinem ganzen Betragen bey dieser Gelegenheit herrschte eine Redlichkeit und eine Aufrichtigkeit, die bey solchen Umständen nicht sehr gewöhnlich sind.

Aus seinen Reden erfuhr ich, daß nur wenig daran gefehlt hatte, daß Villars auf immer für den König verlohren gewesen wäre. Vor kurzem war zu Rouen ein Spanischer Abgeschickter, mit Namen Dom Simon Antonio, und ein gewisser la Chapelle Marteau von dem Herzog von Mayenne angekommen, welche dem Gouverneur die schönsten Anerbietungen gethan hatten. Außerdem erhielt er noch täglich Briefe von den Katholiken, und selbst von denen, die auf des Königs Seite waren, welche ihm alles verdächtig zu

machen strebten, was Seine Majestät ihm hoffen ließ, und hauptsächlich ihn gegen eine Unterhandlung einzunehmen suchten, welche man einem Protestanten zu führen gäbe, ein sehr wichtiger Grund bey dem für seine Religion eifrigen Villars, und der ihn unfehlbar den Feinden des Königs würde in die Arme geliefert haben, hätten ihn in dieser Verlegenheit nicht andre Briefe von dem Kardinal von Bourbon, dem Bischof von Evreux und dem Marquis von Vitry unterstützt. Diese schrieben ihm, er könne auf das Wort des Königs bauen und von meiner Aufrichtigkeit versichert seyn. Tiron zeigte mir einen Theil von diesen Briefen, und glaubte mir vorher sagen zu müssen, wie ich den Admiral finden würde, welcher, beständig von den Abgeschickten der Ligue belagert, und überdem durch die Langsamkeit, womit man gegen ihn handelte, beleidigt, seiner Unentschlossenheit nicht entsagen würde, ohne daß ich von ihm einige von jenen Ausbrüchen und den natürlichen Anfällen eines vorübergehenden Zornes würde einstecken müssen, von welchen es so leicht ist, mit ein wenig Geduld die Leute zurück zu bringen.

Ich hatte mich gut vorbereitet, alle diese kleinen Anfälle auszuhalten, als ich zu Villars gieng, und ich bemerkte gleich sehr deutlich, daß mein Anblick eine kleine Bewegung von Mißtrauen und Stolz in seiner Seele, erweckte. Ich suchte es daher so einzurichten, daß Villars, nachdem dieß Gewölk zerstreut war, mir mit ruhigem Sinn seine Bedingungen vortrug. Sie bestanden in folgenden Hauptartikeln: daß er die Admiralstelle, die er von der Ligue erhalten hatte, behielte; daß er in seinem Gouvernement von Rouen einer, von dem Statthalter der Provinz, dem Herzog von Montpensier, unabhängigen Gewalt genösse, wenigstens noch auf drey Jahre, und daß diese sich über die Aemter Rouen und

Caux

Caux erſtrecken ſollte; daß weder in dieſer Hauptſtadt noch in einem Umkreis von ſechs Meilen keine Uebung der reformirten Religion geſtattet würde; daß alle von der Ligue in denen von ſeinem Gouvernement abhängigen Städten angeſetzten Offiziere ſollten beybehalten werden, nebſt 1,500 Mann Infanterie, und 300 Cavallerie, welche der König zur Sicherheit derſelben Städte unterhalten würde; daß Seine Majeſtät ihm 120,000 Livres, um ſeine Schulden zu bezahlen, und eine Penſion von 60,000 geben möchte; daß man ihm Fescamp wieder auslieferte; und endlich daß man ihm die Vergebung der Abteien Jumieges, Tiron, Bonport, la-Valaſe, Saint-Taurin und Montiviliers überließe, welche leztere er einer Schweſter der Frau von Simiers beſtimmte.

Hätten alle dieſe Artikel ſo gut von mir abgehangen, als der, welcher die Abtey Saint-Taurin betraf, welche mir eigenthümlich gehörte, und welche ich dem Admiral ſogleich abtrat, ſo würde der Vergleich ohne fernern Aufſchub beſchloſſen worden ſeyn. Von allen Punkten, welche blos in der Gewalt des Königs ſtanden, kann ich daſſelbe ſagen; aber ſo ausgedehnt auch die Vollmachten waren, die er mir gegeben hatte, ſo wurde ich doch durch die Forderungen, bey denen der Herzog von Montpenſier und Biron intereſſirt waren, kurz aufgehalten, denn der leztere war mit der Admirals-Würde bekleidet und im Beſitz von Fescamp, welches er unter dem Verſprechen einer Entſchädigung, die jedoch noch nicht gegeben worden war, ſich von Bois-Roſe hatte einräumen laſſen. Ich glaubte hier nicht weiter gehen zu können ohne dem König vorher Bericht abgeſtattet zu haben, und ich hoffte daß Villars um ſo eher ſich dieſen Aufſchub würde gefallen laſſen, da ich wegen der Bedingungen, die von dem König unmittelbar

abhiengen, gar keine Schwierigkeiten machte. Aber er hatte eben die Abgeordneten der Ligue verlassen, als ich ihm meine Gründe vorbrachte, und er wieß mich unhöflich ab, indem er mit einem sehr aufgebrachten Ton nur diese wenigen Worte sagte, „ich könnte mir „die Mühe ersparen ihm weiter davon vorzureden, er „wolle jezt gleich entweder über Alles eins werden, oder „auch gleich Alles abbrechen."

Dieser unerwartete Streich brachte mich zwar ein wenig aus der Fassung, dennoch antwortete ich ihm noch ganz ruhig: ich glaubte ganz gewiß, der König würde ihm diese drey Artikel sowohl als die andern alle zugestehn (der wegen Fescamp machte zween aus, weil Bois-Rosé darein gemischt war). Dieses müsse uns nicht abhalten, den Vergleich aufzusetzen, und selbst, ihn auf der Stelle zu unterzeichnen, als ob alles zugegeben wäre, nur müsse man auf dem Rande neben diesen drey Artikeln die Bedingung hinzusetzen, daß man darüber die Antwort des Königs erwartete. Um ihm zu zeigen, daß ich nicht etwa nur Zeit zu gewinnen suchte um ihn nachher zu betrügen, wollte ich solange in seiner Gewalt bleiben, bis die Antwort von Seiner Majestät anlangte. Villars fand noch immer Schwierigkeiten, aber er konnte der Frau von Simiers, dem Abt von Tiron und Lafont nicht widerstehen, die Alle eben so wie ich sprachen. Ich eilte daher den Vergleich aufzusetzen, wir unterzeichneten ihn, und ich schickte dem König sogleich eine Abschrift davon mit einem langen Briefe, der ihn von Allem was vorgefallen war, unterrichtete. Ehe aber noch die Antwort nach Rouen kam, trug sich ein andrer Zwischenfall zu, der sie beinahe hätte unnütz gemacht.

Der größte Theil der Gouverneurs in den kleinen Städten rings um Rouen, suchte diese, anstat sie zu dem

dem dem König schuldigen Gehorsam zu bewegen, in ihrem Aufruhr zu erhalten; weil sie während der Unruhen sich eine Menge Vortheile machen konnten, die, wie sie wohl voraussahen, mit dem Frieden aufhören müßten. Die Geschicktesten machten sich beiden Theilen nothwendig, und schmeichelten beiden um von ihnen Geld zu ziehen. Du-Rollet, der Gouverneur von Pont-de-l'Arche, war einer von denen, die dieß Handwerk am feinsten trieben. Er hatte vor einem Jahre dem König geschmeichelt, daß er Mittel finden würde ihm die Stadt Rouen und den Gouverneur in die Hände zu liefern, wenn man ihm dafür das Gouvernement dieses Orts geben wollte, welches auch Sr. Majestät ihm auf gerathe wohl versprochen hatte. Da diese Unternehmung, welche Durollets Kräfte überstieg, ihm nicht geglückt war, so nahm er sich vor, meine Unterhandlung scheitern zu machen, und wir wollen sehen wie er es anfieng.

Er befahl einem Kapitän, Namens Dupré, sich an mein Gefolge anzuschließen, als ich durch Pont de l'Arche gieng, und mit mir in Rouen hinein zu kommen zu suchen. Ich hatte Nachricht, daß Durollet nicht gut gesinnt wäre; aber ich konnte auf diesen Kapitän keinen Verdacht werfen noch ihn hindern mir zu folgen, und ich wußte kein Wort davon, daß Dupré derselbe Mensch war, dessen Durollet sich vorher bedient hatte, um in Rouen gegen Villars zu kabaliren. Kaum war er jezt wieder in der Stadt, so erneuerte er seine alten Bekanntschaften, setzte sich an die Spitze eines Haufens unbesonnener Leute, und machte mit ihnen den Entwurf, sich des alten Schlosses zu bemächtigen und den Gouverneur fest zu nehmen, wobey er sie überredete, daß dieß auf meinem Befehl geschähe. Da er weiter keinen Zweck hatte, als Villars gegen mich zu den

äußer-

äußersten Beleidigungen zu reitzen, so bekümmerte er sich nicht sehr darum, daß die Sache geheim bliebe; sie wurde auch in der That dem Gouverneur beynahe sogleich hinterbracht.

Man denke sich in welche Wuth er bey dieser Nachricht gerieth, und welche Gedanken ihm dieß gegen den König und besonders gegen mich in den Kopf setzen mußte. Er untersuchte weiter nicht, er glaubte einen unumstöslichen Beweis von meiner Unredlichkeit zu haben, und schickte sogleich d'Isencourt ab, mich zu ihm zu holen. Ich speisete eben zu Mittag bey la Pile, den General Prokurator der Rechnungs Kammer, und ich hatte Briefe bekommen, die mich sehr aufgeräumt machten. Der König räumte Villars die drey unentschieden gelaßnen Artikel ein, und verband sich, die Einwilligung der dabey interessirten Personen zu schaffen. Ich hatte also auf den Rand neben den drey Artikeln in das Original des Vergleichs, das ich bey mir trug, geschrieben: Auf Befehl des Königs zugestanden. — Es war mir ein wahres Vergnügen, Villars zu überraschen, der eine so schnelle Entscheidung nicht hatte erwarten können. Ich verließ la Pile's Haus indem ich den Vergleich in der einen Hand, und in der andern eine weiße Scherpe trug, welche ich zu mir gesteckt hatte, um sie Villars um den Hals zu werfen, ihn dabey zu umarmen und mit dem Titel, Admiral und Statthalter der Districte Rouen und Caux, zu begrüßen. Der Kontrast der Gedanken, womit wir einander entgegen giengen, war sonderbar genug.

Ich behielt meine lachende Mine nicht lange. So wie mich Villars nur von weitem erblickte, eilte er mit großen Schritten auf mich zu, sein Gesicht war aufgetrieben und erhitzt, seine Augen sprühten Feuer, und alle seine Züge drückten den lebhaftesten Zorn aus.

Das

Das erste war, daß er mir das Papier aus den Händen riß ohne daß ich nur Zeit hatte, den Mund aufzuthun, und mit einer Veränderung der Stimme, die ihn zittern und stamlen machte, rief er mir diese Worte zu, die zu sonderbar sind, um sie nicht im Original herzusetzen: „Ach, bey allen Teufeln, Herr, wo gehen „Sie so lustig und vergnügt hin? Donner und Wet„ter! Sie sind noch nicht so weit als Sie glauben, „und ehe der Spas noch ein Ende nimmt, wird er für „Sie wohl nicht so sehr lächerlich mehr seyn, wenig„stens wenn ich Sie behandle wie Sies verdienen. Sie „haben sich in Ihrer Rechnung verdammt geirrt, und „Ihr König von Navarra dazu. Jezt, zum Teufel, „hat er dem Faß den Boden ausgeschlagen, und wenn „er keinen andern Diener hat, als Villars, so wird „er verflucht schlecht bedient sey." Dieß sagen, den Vergleich in tausend Stücken reissen und ins Feuer werfen, das war alles Eins. Nachdem er nun einmal seinem Zorn hatte den Zügel schließen lassen, so kamen noch eine Menge Vorwürfe in eben dem Ton hinterher, alle eben so umherschweifend und eben so treflich mit Flüchen unterstützt, von denen ihm seine Wuth eine unerschöpfliche Quelle eröfnet hatte.

Ich ließ ihn ganz ausreden, erst aus Erstaunen, denn aus der Unmöglichkeit es zu hindern, und zulezt aus Ueberlegung. Diese Art von Leuten erträgt keinen Widerspruch. Er schwieg endlich von selbst still und rannte im Zimmer hin und her wie ein Mensch der ganz außer sich ist. „Nun," sagte ich endlich, nachdem er aufgehört hatte zu reden, und ohne daß ich schien von allem, was ich gehört hatte, sehr gerührt zu seyn, „haben Sie denn nun genug in den Tag hinein ge„schwatzt? Sie müssen sehr mit sich selbst zufrieden „seyn, daß Sie so den Rasenden gemacht haben, ohne

„daß

„daß ein Mensch Ihrem Unsinn widersprochen hätte.“ Da ich sah, daß der kalte Ton mit dem ich redete ihn wider seinen Willen zwang, mir zuzuhören, so fuhr ich fort, indem ich ihm sagte, ich könnte das alles, was er da in meiner Gegenwart vorgenommen hätte, für nichts anders ansehen, als für einen vorher ausgesonnenen Kunstgrif, um sich von einem feierlich gegebnen Worte loszusagen; daß aber dieser Umweg ihm zu allen Zeiten wenig Ehre bringen würde, und mich selbst zwänge, sehr viel von der Idee, die ich von seiner Klugheit und Rechtschaffenheit gehabt hätte, nachzulassen. „Ach zum Teufel!“ schrie er, indem er kurz umkehrte, „sagen Sie das nicht. Das ist mir nie begegnet und „wird mir nie begegnen. Ich bin ein Mann von Ehre, „solche Unredlichkeit ist nur für die gut, die ihre Freunde verrathen, und sie meuchelmörderisch wollen umbringen lassen.“ Noch hatte er nichts so bestimmtes gesagt, als dieses Wort, und obgleich ich es nicht verstand, so fieng ich doch wenigstens an zu ahnden, woher ein so wüthender Zorn entstehen könnte.

Ich verlangte nun, daß er sich erklären sollte, und versicherte ihm mit jenem Anstande der Wahrheit und Zuversicht, welcher auch auf die aller Eingenommensten wirkt, daß ich ganz und gar nicht wüßte, wovon er spräche, und daß, wenn man mich der mindesten Falschheit überführen könnte, ich mich in seine Gewalt begäbe und weder Gunst noch Gnade verlangte. Er sah sich also genöthigt, mir deutlicher zu sagen, wessen er mich beschuldigte. Er warf mir vor, daß ich ihn hätte wollen durch Dupré umbringen lassen und mich des alten Schlosses bemächtigen; aber seine Hitze war Schuld, daß dieß so unzusammenhängend heraus kam, daß die Sache mir von aller Wahrscheinlichkeit entblößt schien. Ich konnte daher nicht umhin, zu argwöhnen, und es

ihm

ihm auch zu sagen, daß er sich hätte von den Spanischen Pistolen blenden lassen, um einen so eitlen Vorwand, um mit mir zu brechen, zu ersinnen. „Ich, zum Teufel!" rief er wieder, indem ihm das Blut von neuem ins Gesicht stieg, „ich soll wohl gar gestehn, daß ich „unredlich gehandelt und meinen Eid verlezt habe? Lieber wollt' ich sterben, als eine solche Niederträchtigkeit „begehen." „Zum Teufel auch!" antwortete ich ihm, „denn Sie haben mich fluchen gelehrt; Eins muß „doch geschehen, entweder Sie halten den Vergleich, „oder Sie brechen ihn, und beweisen dadurch, ob man „Sie für einen ehrlichen Mann oder für einen Meineidigen ansehen soll."

Unsre Erklärung zog sich in die Länge, und wir entfernten uns davon, statt ihr näher zu kommen, so wie der Zorn von beiden Seiten uns übermeisterte. Es war Zeit, daß der Abt von Tiron, der während des Zanks herein gekommen war, sich hinein mischte und uns einander näher brachte. „Es ist außer Zweifel" sagte er zu Villars, „daß der Herr von Roßny unschul„dig an den Entwürfen ist, die man gegen Sie ge„macht hat. Er ist ein zu ehrlicher Mann; und auch „zu gescheut, um sich Ihnen in die Hände zu liefern, „wenn das wäre." Diese Worte öfneten mir völlig die Augen. Ich wendete mich ruhig zu Villars und sagte ihm, ich sähe wohl, der Zorn habe ihm alles eingegeben, was er mir gesagt hätte, und ich erwartete, daß so bald seine Hitze sich gelegt haben würde, er mir selber wegen alles des Beleidigenden, das ihm entfahren wäre, Gerechtigkeit angedeihen lassen, und unterdeß sein erstes Wort halten werde. „Nun ja!" sagte er, schon halb besänftigt, „ja! ich will es halten. Aber „sehen Sie auch zu, daß Sie mir über die drey Punkte, „wo wir noch auseinander sind, Wort halten." Hier

hatte

hatte ich ihn erwartet; ich antwortete ihm, wenn er in der Wuth nicht den Vergleich ins Feuer geworfen hätte, so würde er gesehn haben, daß der König sie alle drey zu gestände.

Grade so weit waren wir, als man die Frau von Simiers anmeldete. Villars lief ihr mit einem heitern und selbst lachenden Gesicht entgegen; „Schreien Sie „nicht, gnädige Frau," rufte er, „all unser Zorn ist be„sänftigt. Aber bey Gott! der Schurke, der Ursach „daran gewesen ist, soll sterben, ehe noch ein Tropfen „über meine Zunge geht." Er hielt Wort; Dupré wurde geholt, und nachdem er alles gestanden hatte, ohne weitern Prozeß an einem Fenster aufgehenkt.

Villars bath mich nunmehr, ihm den Brief des Königs zu zeigen. Ich sagte ihm dreist heraus, die Geheimnisse Sr. Majestät dürften Niemand anders, als seinen erklärten Dienern mitgetheilt werden. Um ihn darunter zu rechnen bedurfte es weiter nichts, als den Tractat noch einmal aufzusetzen; wir unterschrieben ihn, und jeder behielt ein Exemplar davon. Wir kamen blos überein, daß die Sache noch einige Zeit sollte geheim gehalten werden, so wohl wegen der Ligue als wegen der Spanier; der Gouverneur nahm auch noch neue Maaßregeln gegen diese, indem er die Truppen, die er in Rouen hatte, verstärkte. Ich stand nun nicht länger an, ihm meine Briefe zu zeigen, so wohl die, welche ich an den König geschrieben und von demselben erhalten hatte, als auch den, wo ich Sr. Majestät von der Bestätigung des Vergleichs Nachricht gab, und Heinrichs Antwort darauf. Der Kourier, der diese lezte Depeche überbrachte, blieb nicht länger als vier Tage aus.

Villars war mit diesen Briefen außerordentlich zufrieden, vorzüglich mit dem lezten, der von des Königs eigner Hand war. Sr. Majestät dankte mir darin

für

für den Dienst, den ich ihm geleistet hatte, weniger mit den Worten eines Fürsten als eines Freundes; beym Schluß sagte er: „Kommt den 20 März zu mir nach „Senlis, oder den 21 nach St. Denis, damit ihr „helfen könnnet, in Paris Es lebe der König zu „rufen, hernach wollen wir nach Rouen gehn, und das„selbe thun." Ich hatte ihm nehmlich geschrieben, daß ich seine Gegenwart daselbst nothwendig glaubte. „Zeigt diesen Brief" fuhr er fort, „dem neuen Diener, „den ihr mir erworben habt, damit er sieht, daß ich „ihm meine Sache empfehle, und damit er wisse, daß „ich ihn recht lieb habe, und daß ich so tapfre Leute, „wie Er, zu schätzen und zu lieben weiß." „Bey Gott," schrie Villars bey dieser Stelle, „dieser Fürst „ist zu gütig und zu verbindlich, sich meiner zu erin„nern, und in so guten Ausdrücken von mir zu reden." Seit diesem Augenblick auch hat er sich nie von den Gesinnungen des Gehorsams und der Anhänglichkeit, die er für seinen König gefaßt hatte, im geringsten entfernt, und Heinrich konnte gewiß seyn, daß er unter seinen ältesten Dienern keinen hatte, der ihm mehr zugethan war. Er bat mich, wegen der Ausführung der in dem Vergleich enthaltnen Artikel, mich mit seinem Worte zu begnügen, welches ich auch, als die beste Bürgschaft die er mir geben konnte, annahm.

Die übrige Zeit, die ich noch zu Rouen bleiben mußte, wandte ich dazu an, einige ähnliche Sachen zu Stande zu bringen. Die Tage brachte ich mit Villars zu, und des Nachts schloß ich mich ein, um den vornehmsten Offizieren und den angesehensten Bedienten bey der Stadt und dem Parlement Gehör zu geben, welche in der Provinz zerstreut waren, und in geheim zu mir kamen, um über die Mittel, wie man das Volk von der Ligue abwendig machen könnte, uns zu be-

rathschlagen: Medavy war einer von diesen. Ich beschloß den Vergleich mit ihm völlig; und da Verneuil nicht eine so wichtige Stadt war, um ihrenthalben dieselbe Vorsicht zu gebrauchen als wegen Rouen, so befahl der König, daß Medavy seinen Vertrag öffentlich bekannt machen sollte, um den übrigen Gouverneurs ein Exempel zu geben.

Da ich an dem Orte, den der König mir bestimmt hatte, auf keine Weise fehlen wollte, so eilte ich nun Rouen zu verlassen. Ich wurde noch mit Danksagungen und Höflichkeiten von dem Gouverneur überhäuft, und ich trennte mich mit gleicher Zufriedenheit von der Frau von Simiers und dem Abt von Tiron. Ich versprach ihnen bald wieder zu kommen, und der Frau von Simiers den Marquis von Vitry, ihren Bruder, mit zu bringen, nebst einem Korps Truppen, das Villars in den Stand setzen könnte, sich ohne Furcht zu erklären. Auch wenn es nicht zugleich der Vortheil des Königs gewesen wäre, hatte ich ihnen Verbindlichkeit genug um ihnen diesen Dienst zu erzeigen.

Der König gründete seine Hofnung, bald in Paris aufgenommen zu werden, auf die Verständnisse, die er in dieser Stadt hatte, und er näherte sich ihr eben von St. Denis, als ich bey ihm ankam. Die Sache war so gut angelegt, und so viele eben so tapfre als treue Leute hatten sich darein gemischt, daß es beynahe unmöglich war, daß sie nicht gelingen sollte. Seit der Schlacht bey Arques, wo der Graf von Belin, der damals zum Gefangnen gemacht wurde, durch sich selbst sich von den großen Eigenschaften des Königs und von der Schwäche der Feinde desselben überzeugt hatte, hatte der Herzog von Mayenne gemerkt, daß Belin heimlich eine große Zuneigung zu dem König trug.

Auf

Auf diesen Verdacht nahm er ihm ohne weiteres Bedenken das Gouvernement einer so wichtigen Stadt, als Paris, und suchte nun einen Mann, dessen Ergebenheit gegen ihn selbst und die Ligue bekannt wäre, um ihm die Sorge für diese große Stadt zu übertragen, zu einer Zeit, wo ihn seine Angelegenheiten zwangen, sich nach den Gränzen von Picardie zu wenden. Brissac schien ihm der Mann dazu, und er übertrug ihm das Gouvernement von Paris.

Im Anfang entsprach dieser vortreflich seinen Erwartungen. Das Lesen der römischen Geschichte hatte diesem Offizier, der auf Verstand und Scharfsinn Anspruch machte, einen sonderbaren Plan eingegeben. Er dachte darauf, Frankreich zu einer Republik, und Paris zur Hauptstadt dieses neuen Staats zu machen, wozu er in seiner Einbildung schon den Grund nach dem Modell des alten Roms legte. Hätte Brissac sich von dieser erhabnen Spekulation nur ein wenig zu einzelnen Anwendungen herabgelassen, auf welche man doch bey den größten Entwürfen nothwendig Rücksicht nehmen muß; so würde er gesehn haben, daß es Umstände giebt, wo selbst der glücklichste Entwurf, durch die Natur der Hindernisse, durch die Verschiedenheit des Genies und des Charakters der Völker, durch die Art der Gesetze, die bey ihnen eingeführt sind, und durch den langen Gebrauch, der so zu sagen das letzte Siegel darauf gedrückt hat, eben so schimärisch als unmöglich wird. Nur Zeit und eine lange Erfahrung können dem Fehlerhaften in dem Herkommen und Gewohnheiten eines Staats, dessen Gestalt schon entschieden ist, abhelfen, und doch muß dieß stets nach dem Plan seiner ersten Verfassung geschehen. Dieß ist so wahr, daß jedesmal, wo man sehen wird, daß ein Staat einen Weg, der dem, auf welchem er seine erste

Einrichtung angenommen hat, zuwider ist, einschlagen will, man gewiß versichert seyn kann, daß irgend eine große Revolution ihm bevorsteht. Ueberdem auch wirkt die Anwendung der besten Arzneymittel nicht bey Kranken, die ihnen widerstehen.

Brissac gieng nicht so weit. Lange Zeit konnte er nicht begreifen, woher die allgemeine Widersetzung gegen seine Absichten kam, die er überall fand; denn er entdeckte sich einigen Großen und allen den vornehmsten Anhängern der Ligue. Am Ende fürchtete er für sich selbst, daß, indeß er so ohne Unterstützung arbeitete, seinen Plan zur Vollkommenheit zu bringen, der König ihn ganz vernichten und sich der Hauptstadt bemächtigen möchte. Diese Furcht stürzte ihn schnell von seinen blos römischen Ideen zu dem Geist der Franzosen der damaligen Zeit zurück, nur für sich allein zu arbeiten. Wenn der Grund des Eigennutzes noch durch einige Gefahr auf der andern Seite unterstützt wird, dann ist fast Niemand, der nicht seinen besten Freund zu verrathen sich entschlösse. Brissac machte es eben so. Er nahm die Absicht des Grafen von Belin wieder vor, aber aus einer weit weniger edlen Absicht; und er suchte nur den Preis, wofür er dem König die Verrätherey verkauffen wollte, die er an dem Herzog von Mayenne während der Abwesenheit desselben begieng, so hoch als möglich hinauf zu treiben. Saint-Luc, sein Schwager, bekam den Auftrag, mit dem König die Unterhandlung anzufangen, und sobald er Bedingungen erhalten hatte, mit denen Brissac zufrieden seyn konnte, willigte dieser ein, trotz den Spaniern, Heinrichen mit seiner Armee in Paris hinein zu lassen. Er konnte über die Truppen der Ligue gebieten, und dem Volk brauchte man wegen dieser Sache keine Gewalt anzuthun.

Der

Der Surintendant, Herr von O, eilte gleich allen zuvor zu kommen und ließ sich die Bestallung der Statthalterschaft von Paris und Isle de France geben. Es kreuzten sich hier seine Vortheile auf eine Art, die ihn sehr in Verlegenheit setzte, und so, daß er ungeachtet seiner neuen Würde nichts so sehr fürchtete, als die Uebergabe von Paris. Wie er sagte, so hatte diese Furcht keinen andern Grund, als den, die Finanzen eine Beute der Militär- und Civil-Personen werden zu sehen, welche dem König, sobald er Herr von Paris seyn würde, wegen der Bezahlung der Pensionen, der Besoldungen und der Geschenke auf den Hals fallen würden. Aber diese Rede täuschte nur diejenigen, welche nicht wußten, was es ihm für einen Vortheil brachte, die Sache in ihrer ersten Verwirrung zu erhalten, und mit welchem Nutzen er bisher daran gearbeitet hatte.

Der König setzte alle Freunde des Grafen von Belin in Bewegung, auf welchen er eben so viel rechnete als auf Brissac, und kam früh um 5 Uhr an der Spitze von ungefehr 8,000 Mann vor dem neuen Thor an, wo er den Prévôt des marchands und die Echevins *) der Stadt fand, die ihn feierlich empfiengen. Er bemächtigte sich sogleich des Louvrés, des Pallastes des großen und des kleinen Chatelet's, und da er nirgends einigen Widerstand fand, so kam er bis zu der Kirche Notre-Dame, wo er hinein gieng um Gott zu danken. Seine Soldaten befolgten von ihrer Seite so gut den Befehl und die Absicht ihres Herrn, daß man in dieser ganzen großen Stadt nicht die geringste Klage über Gewaltthätigkeit hörte. Sie besetzten die vornehmsten Plätze und Kreutzwege, marschirten auf und blieben in Schlachtordnung stehen.

*) Vorsteher der Kaufleute und Gerichtsschöppen; die französischen Namen sind uns jezt so gewöhnlich geworden, daß die deutschen es kaum so verständlich ausdrücken würden.

Nicht die geringste Veränderung wurde gespührt, und noch an demselben Tage sah man mit eben der Sicherheit, als wenn man den dauerhaftesten Frieden genösse, alle Kaufmannsgewölbe eröfnet.

Den Spaniern war weiter nichts mehr übrig, als die Bastille, der Temple und die Quartiere St. Antoine und St. Martin. Hier hatten sie sich, ungefehr 4,000 Mann stark, mit dem Herzog von Feria und Dom Diego d'Evora an ihrer Spitze, vestgesetzt; alle über eine so unerwartete Neuigkeit voll Erstaunen, und entschlossen, sich bis auf den lezten Mann zu wehren, wenn man sie in diesen gefährlichen Orten angreifen würde. Der König zog sie aus dieser Verlegenheit, indem er ihnen sagen ließ, sie könnten in völliger Sicherheit die Stadt verlassen und sich zurück ziehen. Eben so gütig behandelte er die Kardinäle von Placentia und von Pellevé, so sehr er Ursach gehabt hätte, wegen ihrer vorigen Aufführung erbittert gegen sie zu seyn. Soissons war der Ort, wohin sie alle mit einer guten Bedeckung sich zurück zogen. Der König ließ jezt einen General-Pardon für alle Franzosen bekannt machen, welche die Waffen gegen ihn getragen hätten. Wenn dieses Opfer nicht durch die Nothwendigkeit erzwungen wird, sondern im Gegentheil zu einer Zeit geschieht, wo alles die Rache erleichtert, dann kann man mit Recht sagen, daß es keinen sichrern Beweis eines warhaftig königlichen Herzens giebt. Als die Herzogin von Montpensier kam, ihm ihre Aufwartung zu machen, unterhielt er sie so höflich und so freundschaftlich, als ob er die gröste Ursach gehabt hätte, ihr eine Verwirrung zu ersparen, welche jeder andre an seiner Stelle ihr mit Vergnügen gegönnt haben würde.

Noch hatte der König keinen Augenblick finden können, um mit mir von meinen Unterhandlungen zu Rouen zu sprechen. Demselben Abend, nachdem das

Ge-

Gedränge ein wenig nachgelassen hatte, that er es noch, indem er mich im Louvre an ein Fenster zog. Ich mußte ihm alles, bis auf die kleinsten Umstände erzählen, welche er sehr aufmerksam anhörte. Er warf sich vor, daß er Schuld an dem Verdruß wäre, den du Rollet mir zugezogen hatte, weil er vergessen hätte mich von den Vorschlägen desselben zu unterrichten, welche mich gegen alles, was von ihm kommen könnte, würden vorsichtig gemacht haben.

Noch hatte er weder dem Herzog von Montpensier noch dem Baron von Biron etwas von den Artikeln gesagt, die er dem Admiral Villars auf ihre Unkosten zugestanden hatte. Diese einzige Verlegenheit war noch übrig, denn Heinrich besaß nicht die Art so mancher Fürsten, die, anstat bey solchen Gelegenheiten sich zu einiger Nachsicht herab zu lassen, gleich damit anfangen, daß sie die Klage übertäuben und durch den Ton der Gewalt, den sie annehmen, Gehorsam erzwingen. Er redete mit mir ab, daß ich ihm in Gegenwart dieser beiden Herren denselben Bericht abstatten sollte, als ob es zum ersten male geschähe, und zugleich ihnen zu verstehen geben, daß die Volziehung des Vertrags mit Villars blos davon abhienge, daß beide ihre Rechte hierin aufopferten. Die Sache geschah so wie es verabredet war, bey dem zweifelhaften Punkt aber kehrte sich der König zu ihnen und rief, er wollte lieber Villars und Rouen verliehren, als sie durch eine Ungerechtigkeit gegen zwey Personen, die er hochschätzte, erlangen. Montpensier und Biron wurden von diesem Betragen gerührt, und versicherten, daß sie mit Freuden allen ihren Ansprüchen entsagten. Heinrich dankte ihnen, und gab dem Erstern zum Ersatz die Statthalterschaften von Berche und Maine, welche mit der von Normandie vereinigt bleiben sollten, wenn er dieses wieder in seinem ganzen Umfange

zurück, erhalten würde, aber Villars Großmuth veränderte nachher diese Einrichtung. Biron wurde durch den Stab eines Marschalls von Frankreich und 420,000 Livres an Gelde für seinen Verlust entschädigt.

Die Einnahme von Paris stürzte den König in neue Verwirrungen, die ihn nöthigten seine Reise nach Rouen noch aufzuschieben. Er mußte die Bezeugungen des Gehorsams der verschiednen Gerichtshöfe, des Parlaments und der übrigen Gemeinschaften und Zünfte in Paris annehmen, die er nicht besser für ihre Unterwerfung belohnen zu können glaubte, als indem er suchte unter ihnen die Uebereinstimmung und die gute Ordnung wieder herzustellen, welche die Kriege unterbrochen hatten. Außerdem mußte er noch einer Menge von Gouverneurs der Städte, besonders in Isle-de-France antworten, welche mit der Hauptstadt wetteiferten, ihm zu huldigen.

Villeroy war keiner von den Ersten; die Nothwendigkeit allein bestimmte seine Unentschlossenheit, oder zwang ihn gegen seine Neigung zu handeln. Er und sein Sohn besaßen nur einige unbeträchtliche Plätze, mit welchen er doch, durch den Vorschub seines Freundes du Plessis, und Sancy's, der der Schwiegervater seines Sohnes war, sich theuer genug erkaufen ließ. Nachdem er durch ungestühmes Anhalten zweimal für sich allein einen Stillstand, zuerst von zwey und nachher von drey Monathen, erhalten hatte, welche er durch den Herzog von Mayenne bestätigen ließ; nachdem er lange Zeit sich neutral gestellt, und alles in Bewegung gesetzt hatte, um sich nur aufs äußerste von seinen alten Freunden zu trennen: so machte er doch endlich noch, beynahe später als alle andre, seinen Vergleich und erhielt die Stelle eines Sekretairs des Königs zur Belohnung für die, welche er aufgab.

Hein-

Heinrich hielt für gut, mich gleich den Tag nach seinem Einzuge in Paris nach Rouen zu schicken, weil er selbst nicht hingehen konnte. Ich kam den 25 März daselbst an, und brachte Vitry nebst 300 Mann mit. La-Font empfieng mich am Stadtthor und führte mich mit meiner ganzen Begleitung in das für mich zubereitete Haus. Es gehörte dem Herrn von Martinbault, war das schönste in der ganzen Stadt, und Villars hatte noch prächtiges Geräth dahin bringen lassen. Simon-Antonio und la Chapelle, die Abgesandten Spaniens und der Ligue, billigten einen so auszeichnenden Vorzug nicht. Sie wußten noch nichts von dem Tractat, aber meine erste Reise hatte ihnen so viel Furcht eingejagt, daß sie ihr ganzes Ansehn anwendeten, den Admiral zu bewegen, daß er mir den Eingang in die Stadt verböthe. La Font, da er sah, daß ich von allen ihren Kunstgriffen unterrichtet war, sagte mir, sie hätten sich diesen Abend selbst bey dem Gouverneur zum Abendessen geheten, wo der Abt von Tiron, der President von Boquemare, Medavy, d'Hacqueville, zwey Parlaments Räthe und noch einige Andre auch seyn sollten. Ich wählte diesen Zeitpunkt um die Sache bekannt zu machen, und da La Font mir versicherte, daß Villars von mir nichts übel nehmen würde, so wollte ich mir aus der Verwirrung des Spanischen und Ligistischen Abgeordneten ein Vergnügen machen, wenn ich ihnen erzählte, was zu Paris vorgefallen wäre.

Ich gieng sogleich nach Saint Ouen, wo Villars mit seiner Gesellschaft war. Er unterhielt sich mit den Deputirten am Ende der Gallerie, als ich hinein trat. Sogleich eilte ich ihn zu umarmen, ohne mich daran zu kehren, daß ich ihre Unterhaltung unterbrach, und sagte dabey, ich bäte um ein Abendessen, um ihm viele

Neuigkeiten zu erzählen. Villars beantwortete meine Höflichkeiten, und zugleich, als ob wir uns über die beiden Abgeordneten beredet hätten, setzte er ganz kalt hinzu, indem er sie mir zeigte, er fürchtete, ich möchte die Gesellschaft nicht recht passend finden, die er grade diesen Abend bey sich hätte. Ich antwortete, ich vertrüge mich mit aller Welt, und ich wäre überzeugt, daß, den Parteyhaß bey Seite gesetzt, diese beiden Herren mit Vergnügen hören würden, was ich zu erzählen hätte. Der Gouverneur warf einen Blick auf Simon Antonio, welcher die Sache als ein Mann von Welt nahm, und mir sagte, es würde ihm lieb seyn zu erfahren, wie der König die Spanier und die beiden Kardinäle behandelt hätte, zugleich fügte er mit aller Feinheit und mit der besten Art von der Welt eine Menge Lobeserhebungen dieses Fürsten und Höflichkeiten für mich hinzu. „Ich sehe nun wohl," rief Vil„lars, „ich werde Sie alle bewirthen müssen," und zugleich machte er einige Entschuldigungen über das schlechte Abendessen, das wir finden würden. Die übrige Gesellschaft trat jezt zu uns, so sehr mich aber auch der Presidente von Boquemare bat, so wollte ich doch nicht eher etwas sagen, als bis wir bey Tische säßen. Man meldete endlich, daß angerichtet wäre, der Admiral setzte sich gleich in der Mitte an den Tisch, und sagte: „Ich bin ein sehr schlechter Ceremonienmeister." Ich wollte gar keine mit Dom Simon machen, dem es nicht an Ehrgeitz fehlte, und der auch, da er überdem von einem Range war, daß er ihn behaupten konnte, sich vielleicht auf ein bloßes Kompliment an die Oberstelle gesetzt hätte, welches doch bey einer Gelegenheit, wo ich die Person des Königs vorstellte, nicht ganz gleichgültig gewesen wäre. Ich nahm sie also ohne Umstände für mich, und sagte blos dem Spanischen Abgeordneten, wenn es blos auf unsre beiden

Per-

Personen ankäme, so würde ich ihm einräumen, was einen Fremden von Verdienst gehörte. Er nahm dieses sehr gut auf, und als La Chapelle zu ihm sagte, ich thäte bey Tische was mein Herr zu Paris gethan hätte, und das wäre folglich ganz in der Ordnung; so antwortete er ihm: „Ich sehe es wohl, und ich „fürchte, daß dieser Vorzug eine üble Vorbedeutung „für uns seyn wird; indessen wollen wir deswegen „nicht weniger lustig seyn und auf die Gesundheit unsrer „Herren trinken, die keine Feinde sind, weil kein erklär„ter Krieg zwischen ihnen geführt wird." Diese Antwort war eben so weise als politisch; und während der ganzen Mahlzeit nahm er als ein Mann von Verstand an der Unterredung Antheil und schien nicht unempfindlich gegen die guten Eigenschaften des Königs, besonders über die Proben von Güte, die er allen seinen Feinden, so wohl Franzosen als Fremden, gegeben hatte. Ich bemerkte blos, daß Tiron und ein Doctor, mit Namen Dadre, während dieser ganzen Erzählung das Stillschweigen beobachteten.

So gieng das Abendessen hin, und alle Gäste waren oder schienen wenigstens sehr vergnügt. Nachdem es zu Ende war sagte mir Villars, indem er mich begleitete, er bäte mich, den ganzen folgenden Tag nicht zu ihm zu kommen, weil er ihn anwenden wollte, sich auf eine oder die andre Art von den Deputirten loszumachen. Er wußte nicht recht, wie diese beiden Leute es aufnehmen würden, wenn sie ihren Abschied erhielten; wenn ich aber neugierig wäre, es zu wissen, sezte er hinzu, so sollte ich nur den Nachmittag zu der Frau von Simiers kommen. Ich erfuhr bey ihr, daß Villars drey ganze Stunden mit den beiden Deputirten wäre eingeschlossen gewesen. Sie hatten gestritten; es war zu Vorwürfen und zu starken Ausdrücken gekommen;

men; aber er war nicht der Mann, der sich leicht in Furcht jagen oder herum wenden ließ. Er sagte ihnen rein heraus, sein Vergleich mit dem König wäre geschlossen, und es bliebe ihnen weiter nichts übrig, als sich unverzüglich entweder nach Soissons oder zu dem Herzog von Mayenne zu verfügen; er wolle ihnen sichres Geleit geben, das sey das Einzige was er für sie thun könne. Sie musten sichs gefallen lassen, und Villars nahm seine Maasregeln gegen die Wirkungen ihrer Rache, indem er neue Truppen nach Rouen kommen ließ, welche den Pallast, die Vestung und das Schloß besetzten. Nachdem dieses geschehen war ließ er mir durch la Font sagen, daß er morgen, so bald ich ihn dazu auffordern würde sich in Gegenwart der ganzen Stadt, die er zu dem Ende mit allen den Umständen und Ceremonien, welche diese Handlung feierlich machen konnten, zusammen berufen ließ, für den König erklären wollte.

Nie habe ich eine vollkommnere Zufriedenheit gefühlt, als damals da ich dem König und dem ganzen Reiche einen so wichtigen Dienst geleistet hatte, und nie habe ich ruhiger geschlafen, als die Nacht, die auf diesen Tag folgte. Den Tag darauf eilte ich Villars in Saint-Ouen aufzusuchen, obgleich es aber noch sehr früh war, so fand ich ihn doch schon auf dem großen Platze, wo er seit einer Stunde spazieren gieng. Der Platz so wohl als die vornehmsten Straßen waren von einer solchen Menge Volks erfüllt, welches das Gerücht von der Abreise der Deputirten und der neuen Ceremonie herbey gezogen hatte, daß Perdriel, d'Issencourt, la Font und die Soldaten, die mir der Gouverneur entgegen geschickt hatte, nur mit großer Mühe mir Platz zum Durchkommen verschaffen konnten. Die Freude war allgemein, und leuchtete deutlich auf allen Gesichtern.

Ich

Ich trat zu dem Admiral, der den Baron von Medavy und den Presidenten von Broquemare bey sich hatte, und sagte ihm nach den gewöhnlichen Höflichkeiten, da der König jezt ein guter Katholik wäre, so sey es billig, daß Villars ihm Beweise seines Eifers gäbe. Er antwortete mir, er wäre schon im Herzen der treuste Diener seiner Majestät; es fehlte nichts mehr, um dieses auf die auffallenste Art bekannt zu machen, als daß er die weiße Scherpe trüge, und er sey bereit sie von mir zu empfangen. Ich zog eine aus meiner Tasche, und Villars hatte sie kaum umgehangen, als er vergaß, daß er seine Worte hatte abmessen wollen, und mit einem Ausbruch von Enthusiasmus, der ganz in seinem Character war, schrie: „Fort, zum „Teufel! die Ligue ist jezt, daß Jedermann schreie:" Es „lebe der König!" Das tiefe Stillschweigen, welches bey unsern ersten Reden in der ganzen Versammlung geherrscht hatte wurde bey diesen Worten durch einen allgemeinen Zuruf, Es lebe der König! unterbrochen; und in dem Augenblick entstand aus diesem Geschrey, aus dem Geläut der großen Glocke und aller Uebrigen, und der Abfeurung der ganzen Artillerie sowohl auf dem Fort als an verschiednen Orten der Stadt, ein solches Getöse, daß es wohl hätte Furcht einjagen können, wenn das Gefühl der Freude das überall herrschte, erlaubt hätte zu bemerken, daß in der ganzen Stadt kein Haus war, welches nicht zitterte. „Dieser Ton der Glocken," sagte ich zu dem Gouverneur, „erinnert uns, daß wir in der Kirche unsrer Frau „Gott Dank sagen sollen." Das Te Deum wurde feierlich darin gesungen, und nachher eine Messe gelesen, bey deren Anfang ich mich entfernte. Sobald sie zu Ende war holte mich Villars in seinem Wagen ab und führte mich zu einem prächtigen Gastmahl, zu welchem die höchsten Gerichtshöfe, die Offiziere und die Beamten

ten der Stadt geladen waren. — Nach Verneuil, Pont-Audemer, nach Havre wo der Ritter von Oise Commandant war, und an alle Plätze, die unter dem Admiral von Villars ſtanden, wurde Befehl geſchickt, ſich nach der Hauptſtadt zu richten.

Meine erſte Sorge, ſo bald ich Muße hatte, war, dem König von Allem Nachricht zu geben, und ihn zu bitten, Jemanden aus ſeinem Staatsrath zu ſchicken, um das Parlament wieder einzuſetzen. Den folgenden Tag kamen die Stadtobrigkeiten, mir für meine Mühe zu danken, und mir das Geſchenk der Bürgerſchaft zu überreichen. Es war ein Schenktiſch mit vergoldetem Silberzeug, das treflich gearbeitet und über 3,000 Thaler werth war. Vergebens gab ich mir alle mögliche Mühe, es auszuſchlagen. Mein Kurier kam mit den Depeſchen des Königs geſchwind zurück. Es war ein Brief dabey für den Admiral von Villars, worin ihn Heinrich ſeinen Vetter, Admiral, höchſten Statthalter von Rouen, Havre ꝛc. nannte, und ihn mit einer Art, die ihm die günſtigſte Aufnahme verſprach, einlud nach Hofe zu kommen. Der Brief, der an mich gerichtet war, enthielt den Befehl, ſobald ich könnte, mich daſelbſt einzufinden.

Der Admiral, der nicht anders, als mit einem ſeinem Rang und ſeiner Würden angemeßnen Aufzuge, erſcheinen wollte, nahm ſich Zeit, daran arbeiten zu laſſen; ich aber eilte voraus und blieb die Nacht zu Louviers, wo ich mit Bois-Roſé, den ich noch nicht kannte, folgenden kleinen Auftritt hatte.

Da ihm durch das öffentliche Gerücht zu Ohren gekommen war, daß der König dem Admiral das Schloß Fescamp zurück gäbe, er aber dabey von keiner Entſchädigung für ihn ſelbſt etwas hörte, ſo beſchloß er, ſich deshalb bey Hofe zu beſchweren. Um ſich auf

den

den Kredit irgend eines Gouverneurs, der Sr. Majestät bekannt wäre, stützen zu können, war er einen Augenblick nach mir nach Louviers gekommen, um du Rollet um ein Empfehlungsschreiben zu bitten. Er trat in demselben Gasthofe ab, und man erzählte ihm gleich, daß so eben ein Herr angekommen wäre, der, nach seinem Gefolge, und nach den Reden seiner Leute zu urtheilen, bey Hofe etwas bedeuten müsse. Man sagte meinen Namen nicht dazu, und Bois-Rose, der mich noch zu Rouen glaubte, war weit entfernt ihn zu errathen. Er besann sich aber nicht lange, lieber diesen Herrn als du Rollet um seinen Schutz anzusprechen, kam zu mir herein und sagte mir seinen Namen und daß er große Ursache hätte, über einen Herrn vom Hofe, welcher der Herr von Roßny hieße, sich zu beschweren, weil dieser die Gunst seines Herrn mißbrauchte, und nicht nur ihn, der mit mir spräche, sondern auch den Herzog von Montpensier und den Marschall von Byron, seinem alten Freunde, den Admiral von Villars aufgeopfert hätte. Er erklärte mir darauf seine Forderungen, und das alles mit einer so lebhaften und leidenschaftlichen Art, und mit so viel Drohungen und Flüchen gegen diesen Herrn von Roßny, daß ich die Rolle, die ich dabey spielte, äußerst lächerlich fand.

Nachdem er alle sein Feuer ausgeworfen hatte, nahm ich das Wort, und sagte ihm, ich wäre mit der Sache wovon er spräche, bekannt genug um ihn versichern zu können, daß der Herr von Roßny nicht gewagt haben würde das geringste ohne ausdrücklichen Befehl des Königs zu thun, und daß Sr. Majestät ernstlich darauf dächte, ihm eine Belohnung zu geben, mit der er zufrieden seyn würde. Ich hielt es nicht für nöthig die Höflichkeit so weit zu treiben, daß ich

ihm

ihm versprochen hätte, seiner Rache gegen den, über den er sich so schmerzlich beklagte, zu dienen; ich sagte ihm in Gegentheil, wenn er ihn kennte, so würde er eingestehen, daß ein Mann, der zum besten des Staats freiwillig seine Abtey St. Taurin aufgeopfert hätte, auch wohl vielleicht aus Nothwendigkeit das hätte thun müssen, was Er nur einem bösen Willen zuschriebe. Zulezt fügte ich noch beym Abschied hinzu, er möchte zu mir kommen, wenn ich wieder würde bey Hofe eingetroffen seyn, und ich versprächе ihm, daß ich mit dem König reden wollte, um ihm die Schadloshaltung, die er forderte, zu verschaffen. Er verließ mich, eben so zufrieden mit mir, als unzufrieden mit dem Herrn von Roßny; als er aber unten an der Treppe einem von meinen Pagen nach meinem Namen fragte, wurde er so bestürzt, grade den nennen zu hören, dessen er so wenig geschont hatte da er mit ihm selbst sprach, daß er, aus Furcht vor dem Zorn, den ich, wie er glaubte, gegen ihn haben müßte, sich sogleich zu Pferde setzte, ein andres Wirtshaus bezog, und nur drauf dachte, im vollen Lauf seine Reise nach Paris fortzusetzen, um vor mir dort anzukommen, und Beschützer gegen den Schaden, den ich ihm dort thun würde, zu suchen.

Das Abendtheuer war damit noch nicht zu Ende. Unterdeß Bois-Rose' seine Maaßregeln gegen mich, als gegen einen unversöhnlichen Feind nahm, setzte ich meinen Weg ganz ruhig über Mante fort, von wo ich meine Gemahlin nach Paris führen wollte. Mein erstes nach meiner Ankunft in der Hauptstadt war, zu dem Könige zu gehn, und ihm Rechenschaft von meiner Reise zu geben. Nach seiner Gewohnheit wollte er, daß ich nichts auslassen sollte, und nachdem ich alles ernsthafte erschöpft hatte, erzählte ich ihm den Auftritt zu Louviers als etwas lustiges. Bois-Rose' hatte sich wohl gehütet, ihm etwas davon zu sa-

gen;

gen; er hatte blos Sr. Majestät gebeten, nichts zu glauben, was ich wieder ihn sagen würde, weil ich einen alten Haß gegen ihn hätte. Der König lachte von ganzem Herzen über diese Geschichte. Ich ließ nachher Bois-Rose zu mir kommen; er glaubte alles verlohren, weil er das Unglück hatte, an mich gewiesen zu werden. Ich genoß einige Zeit das Schauspiel seines Verdrußes und seiner Verwirrung, dann aber machte ich ihnen auf eine Art ein Ende, über die er noch mehr erstaunte. Durch den Eifer, womit ich mich für ihn verwendete, brachte ich ihm ein Gehalt von 12,000 Livres, eine Kompagnie mit Besoldung und 2,000 Thaler baar Geld zu Wege. Auf so viel hatte er sich nicht Rechnung gemacht, aber, diese Zänkerey abgerechnet, hielt ich ihn für einen sehr tapfern Offizier. In der Folge verband ich ihn mir noch näher und hielt ihn der General-Lieutenants Stelle über die Artillerie in der Normandie würdig, als mich der König zum General-Feldzeugmeister gemacht hatte.

Ich hatte diesem von Allem, was mir zu Rouen begegnet war, nichts verschwiegen, als das Geschenk des Schenktisches von vergoldetem Silber. Er erstaunte als er eines Morgens Träger mit Silbergeschirr in sein Zimmer kommen sah. Ich sagte ihm, da es mir unmöglich gewesen wäre, die Bürger von Rouen abzuhalten, mir dieß Geschenk zu machen, so brächte ich es ihm, als eine Sache, die ihm gehörte; weil ich ein feierliches Gelübd gethan hätte, nie unter diesem Vorwand etwas von Einem seiner Unterthanen anzunehmen, so lange ich in seinen Diensten stünde.

Ich bin der Welt Rechenschaft schuldig von dem Gefühl, welches mich zu dieser Aufführung bewog. Dessen bin ich schon voraus überzeugt, daß man es nicht für einen geschickten Kunstgriff halten wird, um

mir noch mehr Reichthümer zu zu ziehen; denn obgleich der Herr, dem ich gedient habe, mir ansehnliche Geschenke gemacht hat, und die selbst meine Erwartung überstiegen, so wird man doch leicht einräumen, daß ein Mann, der so lange Zeit und fast ganz allein den Fächern der Finanzen und des Krieges vorgestanden hat, weit kürzere Mittel hatte, sich zu bereichern. Ich brauche sie nicht zu nennen: die Vergangenheit ist zu reich an Beyspielen davon, als daß man sie nicht kennen sollte; und trotz allem, was ich gethan habe, um das Gegentheil einzuführen, wird auch die Zukunft ohne Zweifel deren nur noch zu viele geben.

Man könnte aber vielleicht, wenn man mich von Eigennutz frey spricht, es für Eitelkeit halten, Niemanden etwas schuldig seyn zu wollen. Gegen diese Beschuldigung habe ich nur eine einzige, aber sehr aufrichtige Versicherung, daß ich nehmlich, indem ich so handelte, keinen andern Grund gehabt habe, als denen, welche nach mir an der Spitze der Geschäfte stehen werden, zu zeigen, daß in diesem Betracht ihre Lage von denen, welche das Richteramt verwalten, im geringsten nicht verschieden ist; und daß, so wie man mit Abscheu einen Richter ansehn würde, der seine Hand, selbst auch ohne die Absicht, die Waage darnach zu lenken, den Geschenken öfnete, so auch ein Minister, und jeder der ein Amt bekleidet, sich einer eben so auffallenden Ungerechtigkeit schuldig macht, wenn er mit Wohlgefallen solche Geschenke nimmt; denn es findet sich doch immer, entweder in dem Augenblick selbst, oder auch in der Folge, daß die, welche sie gegeben hatten, glauben, es auf Unkosten des Königs oder des Volkes gethan zu haben. Wenn wir nicht ganz auf die Redlichkeit der Gesinnungen derer die uns geben (ich richte hier meine Worte an meine Nachfolger) rechnen dür-

dürfen; so wollen wir nur noch weniger auf uns selbst rechnen, die wir Geschenke annehmen. Wir müssen uns gewöhnen, den Vortheil unsers Herrn und den Unsrigen, als zwey Sachen anzusehen, die sich durchaus nicht vereinigen lassen; es sey denn, wie ich schon bemerkt habe, daß er es selbst ist, der uns giebt, und seine Freigebigkeit wird immer sich weit genug erstrecken, um uns keinen Grund zur Klage zu lassen, so bald wir ihn nur zu überzeugen gewußt haben, daß wir nicht auf andre Art etwas gewinnen. Aber es ist ein Unglück, daß die Gewohnheit, ungeheure Summen zu berechnen und durch unsre Hände gehen zu lassen, uns immer beinahe unvermerkt dahin bringt, daß wir Kapitale, die zum Wohlstand und dem Glück eines Privatmannes hinreichen, für so viel als nichts ansehen.

Der König gestand mir, daß er an solche Reden nicht gewöhnt wäre, und daß dieß System, so einfach es ist, wenn es einmal in den Finanzen festgesetzt werden könnte, das Mittel wäre den König und den Staat zu bereichern, welches man suchte; und das man auch noch nachher so sehr gesucht hat, ohne es finden zu können. Er war weit entfernt, den Schenktisch anzunehmen; aber um meiner Denkungsart nachzugeben, wollte er, daß ich ihn von seiner Hand empfangen sollte. Diese Schenkung wurde öffentlich bekannt, weil er mir darüber eine Schrift ausfertigen ließ, worin ausdrücklich gesagt war, daß dieses Silberzeug ein Geschenk wäre, welches die Stadt Rouen dem König gemacht, und womit dieser wieder mich begnadigt hätte. Den folgenden Tag nahm er 3,000 Thaler in Golde aus seiner Chatulle, und schickte sie mir durch Beringhen, um zu zeigen, daß eine solche Handlung von einem Minister ihren Lohn nicht verfehlt. Ich befolge noch jezt seine Absichten, indem ich der Welt dieses doppelte Geschenk bekannt mache.

Kurze Zeit darauf erschien der Admiral von Villars bey Hofe mit einem Gefolge von mehr als hundert Edelleuten, worunter einige von dem ersten Adel in Frankreich waren, und ließ alle die andern Großen weit hinter sich zurück. Aber man vergaß bald die Pracht seines Hauses und den Glanz seines Aufzuges, um nur seine Großmuth und seine Bescheidenheit zu bewundern, welche in der That die wahren Reichthümer eines Mannes sind, ob sie gleich nur selten sich mit dem erstern zusammen finden. Er trat mit einem zu gleicher Zeit edlen und ehrerbietigen Anstand zu dem König, und warf sich ihm zu Füßen. Heinrich, durch diese Stellung in Verwirrung gesetzt, hob ihn schnell wieder auf; „Herr Admiral," rief er, „diese Demü„thigung kömmt nur Gott allein zu." Um ihn zugleich eben so hoch zu heben, als er sich selbst erniedrigte, fieng er an die Hofleute mit Villars großen Thaten zu unterhalten, und dieß mit einer feinen Unterscheidung, welche ihnen noch einen neuen Werth zu geben schien. Der Admiral suchte den Strohm dieser Lobeserhebungen durch die Versicherungen seiner Ehrfurcht und Ergebenheit zu unterbrechen; und als er den Herzog von Montpensier in der Versammlung erblickte, eilte er auf ihn zu, faßte seine Hand, küßte sie und nannte ihn seinen Vorgesetzten, indem er zugleich seine Stelle als unmittelbarer Statthalter von Rouen niederlegte. Er that dieß mit einer so guten Art, daß der Herzog, der ihn erst etwas frostig empfangen hatte, von seiner Großmuth gerührt, ihn verschiedne male nach einander umarmte und von dem Augenblick an ihn unter seine innigsten Freunde aufnahm.

Auch die Monathe April und May giengen noch damit hin, daß der König und sein Staatsrath die Abgeordneten der verschiednen Städte, und die Gouver-

verneurs aufnahm, welche über die Bedingungen ihrer Unterwerfung sich zu vergleichen kamen. Lion und Poitiers waren die vornehmsten unter den Städten. Ein sonderbarer Abfall für den Herzog von Nemours! Erst läßt dieser ehrgeitzige Mann sich das chimärische Project einfallen, König von Frankreich zu werden und sich mit der Infantin von Spanien zu vermählen. Der öffentliche Haß, und die Widersetzung seines eignen Stiefbruders, des Herzogs von Mayenne zwingen ihn, diese thörichten Ansprüche aufzugeben. Er entschädigt sich dafür, indem er in seiner Phantasie aus den Provinzen Lionnois, Forez, Beaujolois, Maconnois, und Dombes, sich ein von Spanien zur Lehn gehendes Fürstenthum errichtet. Er macht damit den Anfang, daß er sich der Hauptstadt seines neuen Reichs versichert; aber die Lionner, klüger als er, versichern sich selbst der Person ihres vorgeblichen Souverains, der sie schon als ein Tyrann behandelte, und beobachten ihn auf das schärfste ohne deswegen im mindesten die Absicht zu haben, mit seiner Partey zu brechen. Die Ligue empfindet diese Behandlung eines ihrer Häupter als eine Beschimpfung. Saint Sorlin, der jüngere Bruder des Herzogs von Nemours, zieht Spanien mit in seinen Streit, und erhält von dem Herzog von Savoyen und dem Statthalter von Meiland, Herzog von Terra-Nova, eine mächtige Unterstützung, mit der er über die Lionner herfällt. Diese, durch eine solche Gewaltthätigkeit bewogen, sich öffentlich von der Ligue zu trennen, rufen den Obristen Ornano, und erklären sich, sobald dieser zu ihnen gekommen ist und sie die Stärksten sind, laut für den König. Sie reißen die Wappen von Spanien, Savoyen und Nemours herab, und werfen sie in den Koth; sie lassen auf dem öffentlichen Markt, mit einer Art von beleidigendem Possenspiel, das Bild eines als Hexe angekleideten

Weibes verbrennen, welches vor der Stirne die Worte: die Ligue, trägt, und geben allen den kleinern von ihnen abhängigen Städten nur einen Monath Zeit, um zu ihrer Pflicht zurück zu kehren.

Dem Herzog von Nemours wird bey diesem gewaltigen Lermen nicht gar zu wohl zu Muthe, er fürchtet noch etwas schlimmeres von Seiten seiner vorgeblichen Unterthanen und hält es für das beste, zu entfliehen. Er zieht das Kleid seines Kammerdieners an, der ungefehr von seiner Größe war, tritt aus seinem Zimmer, indem er das Becken aus seinem Leibstuhl in der Hand trägt; so kömmt er glücklich mitten durch die Soldaten, die ihn im Vorzimmer bewachen, ohne erkannt zu werden, weil er das Gesicht abwendet, als geschähe es um den üblen Geruch zu vermeiden, schlüpft zum Hause hinaus und entkömmt bis auf das Feld; noch zu glücklich, nach so viel eingebildeter Größe als Flüchtling eine Stadt zu verlassen, welche er zum Sitz seines Ruhms bestimmt hatte, und durch die traurige Erfahrung einer Eitelkeit, über welche man stets sich täuschen wird, überzeugt, daß nichts so schwer ist, als den Erfolg so zu lenken, daß er unsern Wünschen entspricht.

Der Ehrgeitz verdrehte noch einem den Kopf. Balagny, der sich als Gouverneur von Cambray im Besitz eines Platzes sah, den seine Lage für den König so äußerst wichtig machte, hatte die Dreistigkeit zu verlangen, daß man seinen Titel als Gouverneur in den, eines souverainen Fürsten, verwandeln sollte. Zu seinem Unglück erhielt er, was er forderte. Schon schmeichelte er sich, die Liste der gekrönten Häupter durch seinen Namen vermehrt zu sehen, aber er vergaß, daß ihm die Mittel fehlten, einen so hohen Rang zu behaupten. Er that es, oder vielmehr, er glaubte es zu

thun,

thun, indem er sich erschöpfte, um an dem Hofe des Königs zu glänzen und 2,000 Büchsenschützen und 300 Pferden zu der Belagerung von Laon zu führen. Aber die Glorie dieses neuen Potentaten dauerte nur kurze Zeit. Er scheiterte, so wie Nemours, an dem Felsen, der allen Ehrgeitzigen so gefährlich ist, weil sie sich nicht überzeugen können, daß die besten Entwürfe diejenigen sind, welche zwar nur mittelmäßige, aber auch solche Vortheile geben, die keinen Unfällen ausgesetzt und vor dem Zufall gesichert sind.

Da die Spanier sahen, daß im Herzen des Reichs alles ihnen entgieng, suchten sie den Strohm durch einen auffallenden Streich zu hemmen, und belagerten la Capelle. Der König besann sich keinen Augenblick, alle innern Angelegenheiten liegen zu lassen, um sich der Einnahme dieses Orts zu widersetzen. Die Soldaten waren gar nicht von derselben Gesinnung. Des Krieges müde suchten sie nur ihn zu vergessen und hinaus zu schieben. Es währte so lange ehe der König seine Armee zusammen ziehen konnte, daß, ob er gleich mit einem kleinem Korps vorausgieng, er dennoch zu spät kam. Er fand die Belagerung schon so weit gekommen, und den Grafen von Mannsfeld, welcher sie kommandirte, in einer so vortheilhaften Stellung, daß er bey der Schwäche seiner Mannschaften es nicht wagen durfte, ihn anzugreifen. Man hoffte immer noch, daß der Gouverneur durch die Vestigkeit des Platzes so viel Zeit gewinnen würde, daß die übrigen Truppen heran kommen könnten, und daß man hernach im Stande seyn würde, entweder eine Verstärkung in die Stadt zu werfen, oder die Belagerer zu einem Treffen zu zwingen. Aber dieser, der nach dem Geist seiner Zeit nur gesorgt hatte, aus Allem für sich Vortheil zu ziehen, war bey dem Proviant, den Kriegsbedürfnis-

sen und der Anzahl der Soldaten, die seine Besatzung ausmachen sollten, so karg gewesen, daß er gezwungen wurde, den Platz weit eher, als er gesollt hätte, zu übergeben, und sich also durch seinen Geitz zu Grunde gerichtet sahe.

Um das Widervergeltungs-Recht auszuüben, rückte der König nun vor Laon. Er wußte wohl, daß die Ligue diesen durch seine Lage und seine Vestungswerke schon so starken Ort so in Stand gesetzt hatte, daß er jedem, der es wagen würde ihn anzugreifen, trotzen könnte. Ein gewisser du-Bourg, einer der besten und erfahrensten Offiziere unter den Feinden war Gouverneur desselben, und der zweite Sohn des Herzogs von Mayenne, der Graf von Sommerive hatte sich an der Spitze eines zahlreichen Adels darin eingeschlossen. Aber Heinrich bedachte, daß er bey dieser Gelegenheit seinen Kriegsruhm, dem er schon so manchen glücklichen Erfolg schuldig war, zu behaupten hätte, und versäumte an seiner Seite keine Sorge und keine Vorsicht, um seine Unternehmung durchzusetzen.

Ich begleitete ihn mit Vergnügen zu dieser Belagerung, und wurde dabey nach meinem Geschmack angestellt; denn ich bekam zugleich mit dem alten de Born, der als General-Lieutenant von der Artillerie in Abwesenheit des Feldzeugmeisters, Grafen von Guiche, den Oberbefehl darüber hatte, und der es zufrieden war, mich zum Gehülfen anzunehmen, die Aufsicht über eine Batterie von sechs Kanonen. Kaum aber hatte ich mein neues Amt angetreten, so mußte ich es schon wieder verlassen. Der König erfuhr durch die Briefe, die er von Paris erhielt, daß der Graf von Auvergne mit seinem Stiefvater d'Entragues jene Intriguen angefangen hätte, die ihn nachher beynahe auf das Schafot führten, und daß Paris sich mit Uebelgesinnten und

heim-

heimlichen Aufrührern erfüllte. Außerdem begann auch noch zwischen der Universität und den Pfarrherren zu Paris auf der einen, und den Jesuiten auf der andern Seite, ein Streit, der im Anfang einer noch schlecht bevestigten Herrschaft sehr zu fürchten war.

Der König urtheilte aus diesen Nachrichten, daß er eines treuen und wachsamen Agenten in dieser großen Stadt nöthig haben würde. Er zögerte, mit mir davon zu reden, blos, weil er glaubte, daß ein Auftrag, der mich von der Belagerung entfernte, mir nicht angenehm seyn würde. Ein Brief des Kardinals von Bourbon, den ich nicht umhin konnte, ihm zu zeigen, brachte ihn völlig zur Entscheidung, der Kardinal schrieb mir blos, ohne sich auf nähere Umstände einzulassen, er wünschte sehnlich mich bey sich zu sehen, und zwar wegen so wichtiger Angelegenheiten, daß ich allein, sagte er, damit zu Stande kommen könnte. Obgleich dieß blos aussah, wie ein Kompliment, so glaubte doch der König, daß dieser Wink nicht zu vernachlässigen sey; und wäre es auch allein um des Kardinals willen, so hatte der König so große Ursachen, ihn beym Guten zu erhalten, daß er, sobald er den Brief gelesen hatte, mir befahl, mich fertig zu machen, nach Paris zurück zu kehren, so leid es mir auch that, die Belagerung zu verlassen. Um den Platz, der durch mich erledigt wurde, zu besetzen, bedurfte es eines sichern Mannes. Ich nannte ihm Vignole, Parabere, und Trigny, und der König entschied sich für Parabere. Wenn die Angelegenheiten, die mich nach Paris riefen, zu Ende wären, hoffte ich wieder zu dem Heer zurück kehren zu können, und ich nahm mir vor, sie so eilig als möglich zu betreiben; aber es folgte immer eine Sache so schnell auf die andere, daß ich so lange die Belagerung dauerte, vom Ende des Mays bis zum Anfang des Au-

gusts, sie nur auf flüchtige Augenblicke sehen konnte. Was ich davon sagen werde, wird aus dieser Ursach ziemlich große Lücken haben.

Ich empfieng die gehörigen Anweisungen von seiner Majestät, und gieng bis Crepy, wo ich die Nacht blieb. Den folgenden Tag kam ich nach Paris und gieng sogleich zu dem Kardinal von Bourbon. Ich fand ihn krank, und seinen Geist eben so niedergeschlagen als seinen Körper. Er umarmte mich heftig und bezeugte eine unendliche Freude, mich zu sehen. Jedermann mußte sein Zimmer verlassen, und ich mich an sein Bette setzen, um tausend Dinge, die von der äußersten Wichtigkeit wären, von ihm zu erfahren. Das, womit er den Anfang machte, konnte mir keine große Meinung von den übrigen geben. Es war die Sache, die ihm am meisten am Herzen lag, ob sie gleich nur häuslichen Verdruß und Weibergezänk betraf, mit denen ich mich fast schäme, das Publikum zu unterhalten. Eine gewisse Frau von Rosieres verursachte ihm diesen Kummer. War's Eifersucht oder Schwärmerey, genug, er hatte sich in den Kopf gesetzt, sie brächte ihn durch Zauberey ums Leben, um sich dafür zu rächen, daß er sie mit dem Abt von Bellozanne, seinem Liebling, entzweiet hatte. Sein Trost war, daß seine Verfolgerin sterben müßte, wenn Er nicht stürbe. Meine Gemahlin hatte ihm vor drey Tagen gesagt, die Frau von Rosieres sey gefährlich krank, und wahrscheinlich hatte er darauf sein ganzes Hirngespinnst von Magie und Tod gebauet.

Er machte mir alle diese Entdeckungen mit einer solchen Beklemmung des Herzens, daß ich gewiß glaube, diese Einbildungen haben viel beygetragen, sein Leben zu verkürzen. Ich bestrebte mich, ihn zurecht zu bringen, damit er endlich von den andern Angelegenheiten

heiten mit mir reden konnte, die er fast ganz vergessen hatte. Nächst der Frau von Rosieres beklagte er sich am meisten über den König, denn sein Geist hatte die sonderbare Stimmung angenommen, daß er nur über diejenigen klagte, die er liebte. Er hatte den König gebeten, ihm die Anordnung über seine Pfründen zu überlassen; und wenn Sr. Majestät ihn nicht günstig angehört hätte, sagte er, so könne dieß keinen andern Grund haben, als daß entweder der König ihn nicht liebte, oder daß er noch nicht aufrichtig der katholischen Religion anhienge; (denn wie kann man ein guter Katholik, und doch einem Kardinal nicht in allen Stücken gefällig seyn?) Gleich darauf, ohne zu bedenken, mit wem er sprach, bat er mich, mich zum Vertheidiger der Römischen Religion bey dem Könige aufzuwerfen, ihn darin zu bestärken und ihn zu einer genauen Unterhandlung mit dem Pabst zu bewegen, daß er den Heiligen Vater um seinen Seegen bäte, damit dieser in der Folge seine Ehe mit der Königin Margaretha von Valois aufheben und ihm die Erlaubniß geben möchte, eine andre Prinzessin zu heirathen, mit welcher er Kinder zeugen könnte, die dem Hause Bourbon die Krone, und Frankreich den Frieden und die Ruhe versicherten. Das Ende dieser Rede war verständiger, als ich es erwarten konnte. Ich fand nichts dagegen einzuwenden, selbst nicht gegen das Lob des Pabstes, das er hinzufügte; denn ich gestehe, daß Clemens VIII. nicht nur Weisheit und eine richtige Unterscheidung besaß, sondern auch ein so feiner Staatsmann war, daß der Spanische Hof sich nicht rühmen kann, ihn je durch seine Verstellung getäuscht zu haben.

Der Kardinal kam nun auf die Jesuiten; und ob er gleich, als ein Mann, der dem römischen Hofe ergeben war, sie offenbar begünstigte, so führte er doch

um

um mich zu bewegen, sie zu unterstützen, blos solche Gründe an, die aus der gesunden Politik und dem Vortheil des Königs hergenommen, und so wichtig waren, daß ich nicht umhin konnte, zu gestehen, die Krankheit habe seine Geisteskräfte nur da geschwächt, wo von seiner eignen Person die Rede war. Alles, was ich in dieser Sache gethan habe, war eine Folge der sehr vernünftigen Betrachtungen, über die Gefahr, in den jetzigen Umständen diese ganze Gesellschaft aus Frankreich zu verbannen, auf welche der Kardinal mich führte. Man wird bald sehen, daß nichts geringeres als das im Werke war.

Noch eine vierte Sache, die er mir empfahl, war, den alten Erzbischof von Glasgow in Schottland, den er so sehr liebte und verehrte, daß er ihn seinen Verwandten nannte, gegen den Ober-Aufseher der Finanzen, Herr von O. zu unterstützen. Dieser Erzbischof führte den Namen Bethune. Da er sahe, daß seine Wolthäterin, die Königin von Schottland, todt war, so wünschte er weiter nichts, als die wenigen Tage, die er noch zu leben hatte, fern von seinem Vaterlande in Ruhe hinzubringen, aber er hatte an dem Oberaufseher einen Feind, der ihn unaufhörlich verfolgte, und es darauf angesetzt zu haben schien, ihn aus Frankreich zu verjagen. Ich habe nie die Ursach genau erfahren können; vielleicht war es die Anhänglichkeit, die dieser Prälat jederzeit dem Guisischen Hause bezeigt hatte, weil die Königin von Schottland aus dieser Familie war. Der Kardinal von Bourbon sagte, seine Freundschaft für den Erzbischof wäre der einzige Grund, warum der Herr von O ihn haßte; und es ist auch wahr, daß, so oft er sich für den alten Prälaten bey dem Oberaufseher verwendet hatte, dieser immer nur um desto eifriger zu dem Verderben desselben bemüht schien. Er

bat

bat mich daher, den König zu bewegen, daß er den Erzbischof schützte, welcher sich weiter in keine Angelegenheit, weder in, noch außerhalb des Reichs zu mischen versprach; auch war er nicht mehr im Stande, es zu thun, und überhaupt konnte man ihm nichts vorwerfen. Um mich noch mehr für ihn einzunehmen sagte mir der Kardinal, der alte Mann hätte mich so lieb, daß er fast beständig darüber weinte, daß ich das Unglück hätte, ein Protestant zu seyn.

Der Kardinal endigte damit, daß er noch einmal auf seine Pfründen zurück kam. Er empfahl mir dringend, ihm von dem König die Erlaubniß auszuwirken, daß er sie abtreten dürfte. Er gestand mir, daß ihr Besitz seinem Oheim, dem verstorbnen Kardinal von Bourbon, von dem sie auf ihn gekommen waren, oft schreckliche Gewissensbisse gemacht hätten, und ihm jezt nicht geringere verursachten. Es waren einige darunter, die man den Familien, welche rechtmäßige Besitzer derselben waren, entrissen hatte, und er glaubte so wohl seine Schuldigkeit gegen diese, als auch die Vorwürfe seines Gewissens, in Ansehung seiner selbst und seines Oheims zu befriedigen, wenn er sie ihnen nach seinem Tode zurück gäbe. Er hatte mir nichts neues mehr zu sagen, als sein Arzt, Duret, in das Zimmer trat. Dieser empfahl seinem Herrn das Stillschweigen und übernahm es mich von den Geheimnissen desselben zu unterhalten, weil er sein Vertrauen besaß. Er that es auch als ein sehr beredter Mann, das heißt er machte mir viel lange Weile. Ich beantwortete seine weitläuftigen Reden blos mit dem wiederholten Versprechen, daß ich Sr. Eminenz zu dienen mich bemühen wollte.

Drey Tage, die ich in Paris zubrachte, waren hinreichend, mich von den gefährlichen Verbindungen des Grafen von Auvergne, des Herrn von Entragues und

und seiner Frau zu unterrichten. Ihr Haus war der Sammelplatz aller Feinde des Königs, so wohl derer die zu der Ligue, als derer die zu der spanischen Partey gehörten. Es vergieng keine Nacht, ohne daß hier geheime Berathschlagungen gegen den Vortheil und den Dienst des Königs gehalten wurden. Unterdessen, bis ich mit ihm über die Mittel, diese häßliche Kabale zu zerstören, Abrede nehmen konnte, stellte ich den Herren von Chiverny, Pont-carré, Bellievre und Maiße vor, sie könnten nicht sorgfältig genug alle Bewegungen dieser unruhigen Köpfe auszuforschen suchen, und ich trug dieses noch besonders dem Letztern auf, dessen Thätigkeit mir bekannt war.

Ich wendete mich mit vorzüglicher Aufmerksamkeit zu der Sache der Jesuiten, deren Prozeß jezt vor dem Parlamente geführt und von der Universität und den Pfarrern zu Paris lebhaft betrieben wurde, welche ihnen Schuld gaben, daß sie den Unterricht der Jugend und die Leitung der Gewissen ganz an sich gezogen hätten, sie als eine dem Staat gefährliche Gesellschaft vorstellten, und verlangten, daß sie als solche aus allen Französischen Landen verbannt werden sollten. Es war nichts weniger als gewiß, daß alle diese Gegner der Gesellschaft den Sieg über sie, womit sie sich schmeichelten, davon tragen würden, selbst wenn auch das Ansehn des Königs nicht dazwischen getreten wäre. Die Jesuiten hatten sich bey dieser Gelegenheit gewaltige Mühe gegeben, und die Sache war so gut eingerichtet, daß auch ohne den Pabst, ohne Spanien und ihre Gönner bey der Ligue zu rechnen, deren Anzahl nicht geringe waren, sie die Hälfte der Parlementsglieder auf ihrer Seite hatten, welche öffentlich sich für sie bewarben. Die Sache war den angesehensten Sachwaltern übergeben, Duret und Versoris sprachen für

die

die Jesuiten, Arnaud und Dolle für ihre Gegner, und man sprach in ganz Paris, das durch zwey so mächtige Factionen zertheilt war, von nichts Anderm.

Ich stellte mir alles vor, worauf der Kardinal von Bourbon mich aufmerksam gemacht hatte, daß es kein Mittel gäbe, und wäre es auch das Aeußerste, das dieser Orden nicht ergreifen würde, entweder um sich zu rächen, oder in der Hofnung den König zu zwingen, seine Verbannung zu widerrufen. Daß sie durch ihre Intriguen einen Theil von Europa empören könnten; daß sie es leicht dahin würden zu bringen wissen, daß die Verfolgung ihrer Gesellschaft als eine Beleidigung der Religion selbst erschiene, und daß sie auf den König den Verdacht werfen würden, er hänge noch innerlich an der Religion, welche er verlassen hatte, welches in den gegenwärtigen Umständen eine sehr üble Wirkung thun konnte. Noch hatte Clemens VIII sich nicht entschließen können, die Absolution zu ertheilen, die man zu Rom suchte; der König befand sich grade in eine von denen Unternehmungen verwickelt, deren Ausgang stets so zweifelhaft und oft so entscheidend ist; und die mächtigsten Katholiken in Frankreich, so wohl die, welche zu Paris waren, als auch selbst die, welche den Hof erfüllten, fürchteten noch immer, oder stellten sich wenigstens um ihrer eignen Vortheile willen, als ob sie fürchteten, man habe für die Sicherheit der Römischen Religion in dem Königreiche noch nicht hinlänglich gesorgt. Das alles mußte mich behutsam machen. Ich wußte, daß die Herren von Longueville, Nevers und Biron öffentlich mit diesen Ausdrücken davon gesprochen und sich die größte Mühe gegeben hatten, durch Entragues, Humieres, Sourdis und einige andre, ihre Furcht dem Kardinal von Bourbon mitzutheilen. Ich will hier Niemandem eine böse

Ab-

Absicht beylegen; aber wie viele gab es wohl unter diesen so eifrigen Katholiken, welche nicht einen ähnlichen Grund hatten, als Biron, der nur, seitdem er die Hofnung verlohren hatte, Gouverneur von Laon zu werden, diese Reden ausstreuete?

Dem sey wie ihm wolle, so glaubte ich, es sey klüger, das Ansehn des Königs nicht so wegen eines Hasses zwischen Predigern und Theologen in seiner Abwesenheit auszusetzen, und ich zweifelte nicht, daß er selbst bey einer solchen Gelegenheit den Weg der Mäßigung würde vorgezogen haben. Ich sagte daher den Herren vom Conseil, daß der König die gegen die Jesuiten eingegebnen Klagpunkte nicht stark genug fände, um so strenge gegen sie zu verfahren. Er sey entschlossen, um die Gesellschaft in Frankreich zu behalten oder nicht, erst abzuwarten, wie sie sich in der Folge so wohl gegen den Staat, als auch gegen ihn selbst betragen würde. Hauptsächlich verbot er durchaus, daß man, so lange er nicht ausdrücklichere Befehle darüber gegeben hätte, zu irgend einem gewaltthätigen Verfahren gegen den Orden schritte, ihn in den Klagreden auf eine beleidigende Art angriffe, und selbst daß die Sache bis dahin völlig entschieden würde. Niemand erwartete, in mir einen Beschützer der Jesuiten zu finden, und ich bin gewiß, daß blos aus diesem Grunde meine Empfehlung ihnen nicht unnütz gewesen seyn würde, wenn ich auch nicht im Namen des Königs gesprochen hätte. Vor diesmal wurde auch wirklich die Sache nicht weiter getrieben.

Ich glaubte aus Achtung für die Bitte des Kardinals von Bourbon bey dem Oberaufseher für den Erzbischof von Glasgow reden zu müssen. Ob ich gleich wohl wußte, was ich von einem Mann zu erwarten hatte, der sich wenig Mühe gab, seinen Haß

gegen

gegen meine ganze Familie, der noch neuerlich durch eine Streitigkeit mit meinem jüngern Bruder vermehrt worden war, zu verbergen; so hoffte ich doch desto mehr von der Gerechtigkeit des Königs. Ich eilte, ihn vor Laon wieder zu treffen, nachdem ich von dem Kardinal, den ich wieder merklich geschwächt fand, Abschied genommen hatte.

Zu Bruyeres, wo ich meine Feldequipage gelassen hatte, erfuhr ich, daß der Herzog von Mayenne in Erwartung der großen Armee, welche ihm der Graf Karl von Mannsfeld unverzüglich zuführen sollte, mit einigen Truppen bis la Fere vorgerückt wäre, und zweimal versucht hätte, eine Verstärkung von 100 Pferden und 100 Büchsenschützen in Laon zu werfen; daß aber die erste durch Givry und die zweite durch den Grafen von Soissons, der diesen Tag die Wache in den Laufgräben gehabt hatte, geschlagen wäre; und daß der König in allen Stücken den Prinzen und Offizieren das Beyspiel gäbe und in seiner Reihe selbst in den Laufgräben aufziehe.

Er hatte sich niedergelegt, als ich zu ihm kam, ob es gleich Nachmittags um drey Uhr war. So wie er mich hereintreten sah, fragte er, ob ich mich nicht wunderte ihn zu einer solchen Stunde im Bette zu finden; zwey Matratzen auf der harten Erde machten sein ganzes Bette aus. Die ganze Nacht und den Tag vorher hatte er stehend zugebracht, entweder in den Laufgräben, oder bey den Arbeiten die er an dem Berge, an dessen Abhange Laon liegt, machen ließ, so wohl um einige Batterien auf andre Stellen zu bringen, als auch um die Arbeiter durch Brustwehren zu bedecken. Er hatte sich auf diesem Boden, der außerordentlich rauh ist, so ermüdet, daß er verschiedne Quetschungen an den Füßen bekam; weil er sich aber doch

nicht abhalten ließ mit der Arbeit unter seinen Augen fortfahren zu lassen, bis daß alle diese Quetschungen aufgiengen, so wurden seine beiden Füße bald nur eine einzige Wunde. Er mußte sich also niederlegen und die Füße verbinden lassen; jezt befahl er, man sollte in meiner Gegenwart den Verband abnehmen, „damit ich sähe," sagte er, „daß er nicht zur Unzeit „den Weichling machte." Ich war weit entfernt von diesem Gedanken, und wenn ich ihm etwas Schuld gab, so war es, daß er das Gegentheil zu weit getrieben hatte. Er schien meine Meinung zu errathen; denn er sagte mir, um sich zu entschuldigen, er hätte es nöthig geglaubt, diese Arbeit zu unternehmen, und selbst zu betreiben, weil sie ihm einen Vorsprung von zwey Tagen vor der Stadt gäbe; ich sollte ihn nicht eher verdammen, als bis ich das Werk gesehen oder wenigstens das Urtheil der Kenner gehört hätte, die auf seinen Befehl es jezt besichtigten, und um fünf Uhr zurück kommen würden.

Ich nutzte diesen Augenblick, wo ich mit dem König allein war, um ihm von meiner Reise Rechenschaft abzulegen; er hatte mir einen Polster herein bringen lassen, auf dem ich neben seinem Lager kniete, und um das, was ich gethan hatte, zu bestätigen, ließ er sogleich durch Beaulieu-Ruse drey Briefe schreiben. Der erste war an den Kanzler gerichtet, und betraf die Jesuiten; er enthielt weiter nichts, als was ich ihm schon vorher gesagt hatte. In dem zweiten schrieb er dem Herrn von O, er wolle, daß man dem Erzbischof von Glasgou den ruhigen Genuß der beiden einzigen Abteien, die er in Frankreich hatte, lassen sollte, und zugleich rechtfertigte er die bisherige Aufführung desselben durch die Dankbarkeit gegen seine Wolthäterin. Der dritte Brief wurde im Namen des Staats-Sekretairs

Lome

Lomenie an den Kardinal von Bourbon geschrieben, welcher darin Sr. Eminenz die Nachricht gab, daß der König jede Verordnung, die er über seine Pfründen machen würde, billigte, und bereit wäre sie durch seine eigenhändige Unterschrift zu bestätigen, wenn er ihm die Liste davon schicken würde, vorausgesetzt, daß darin nichts enthalten wäre, welches den Kanons, den Freiheiten und Gewohnheiten des Reichs zuwider liefe. Das übrige des Briefes waren Versicherungen seines Schutzes und seiner Freundschaft, und er gab ihm einen Beweis seines Zutrauens, indem er die beiden andern Briefe an ihn einlegte und zugleich die Gefälligkeit hatte, ihm den Inhalt derselben mitzutheilen. Ich gab Dupeirat, den der König mit diesen drey Briefen nach Paris schickte, einen von mir an den Kardinal mit, worin ich ihn bey allem, was nur Eindruck auf seinen Geist machen konnte, beschwor, sich seines häuslichen Kummers zu entschlagen.

Kaum waren diese Sachen abgethan, so traten die Herren von Biron, Givry, Saint-Luc, Marivault, Parabere, Vignoles, Fouqueroles und einige Andre herein, welche der König abgeschickt hatte, seine Werke von dem vorigen Tage, und besonders zwey Minen, die er hatte eröfnen lassen, zu untersuchen. Jeder sagte seine Meinung davon, und suchte seinen Kenntnissen Ehre zu machen. Man stimmte nicht ganz überein, und unvermerkt entstand ein Streit. Der Marschall von Biron, welcher die Fähigkeiten zum Kriege, die er besaß, durch ein entscheidendes Wesen und einen Ton des Uebergewichts, verdarb, wodurch er sich stets der Unterredung bemächtigte, konnte es gar nicht ertragen, wenn Jemand andrer Meinung war als er.

Da die Herren anfiengen, sich zu erhitzen, so legte ihnen der König Stillschweigen auf, und sagte ihnen,

er hätte durch drey Spione, die einer nach dem andern von drey verschiednen Orten gekommen wären, erfahren, daß der Herzog von Mayenne und der Graf von Mannsfeld beschlossen hätten, alles zu versuchen, um einen beträchtlichen Convoi in die Stadt zu bringen, damit sie nicht nöthig hätten, eine Schlacht zu liefern. Der Convoi würde sich unverzüglich in Marsch setzen, und hätte eine mächtige Bedeckung bey sich, deren Absicht wäre, die sämtlichen Korps de Garde über den Haufen zu werfen, sich mit Gewalt einen Durchgang zu verschaffen und in den belagerten Platz zu bringen. Das gab neuen Stoff zum streiten, worin endlich Biron die Oberhand behielt. Er wurde ernannt, um mit einem ansehnlichen Detaschement sich in den Wald zwischen Laon und la Fère zu stellen, und so wohl die Bedeckung als den Convoi anzugreifen. Die Truppen dazu wählte er selbst, 1,200 Mann französische Infanterie, und alles ausgesuchte Leute, 800 Schweitzer, 300 Mann leichte Cavallerie, 200 Gens d'armes, und 100 Edelleute, beinahe alle aus des Königs Begleitung. Erst nach langem Bitten erhielt ich die Erlaubniß, mit zu gehen; zweimal hatte mir der König sie verweigert, weil er, wie er sagte, noch verschiedne Dinge von mir wissen wollte.

Wir setzten uns den Abend um 6 Uhr in Marsch, und kamen um 1 Uhr nach Mitternacht in dem Walde an. Hier rückten wir in aller Stille bis an den Rand des Holzes gegen la Fere vor, wo der zu unserm Hinterhalt bestimmte Ort war. Biron ließ auf der Heerstraße alle Vorübergehenden auffangen, welche in la Fere seine Absicht hätten bekannt machen können, und stellte an dem Rand des Waldes Vedetten aus, die ihm genaue Nachricht von Allem, was aus der Stadt kam, gaben. Wir warteten mit großer Ungeduld

bald vergebens bis den Nachmittag um vier Uhr; endlich kamen die Vedetten, und berichteten, die Straße von la Fére nach Laon sey mit einer so langen Reihe von Menschen und Kriegsgeräthe aller Art bedeckt, daß sie nichts anders vermuthen könnten als daß die ganze feindliche Armee heran käme. In diesem Augenblick sah ich mehr als einen von den Entschlossensten blaß werden, und sich ins Ohr sagen, man müsse an nichts denken, als wie man sich zurück ziehen könnte. Einige von uns widersetzten sich dieser Meinung, und da der Marschall von Biron auf unsre Seite trat, so wurde durch die Mehrheit der Stimmen ausgemacht, daß man einen von uns abschicken wollte, um die Sache genauer zu untersuchen. Fouquenolles, dessen Muth und Kaltblütigkeit bekannt war, würde nebst zwey oder drey andern dazu ernannt. Er brachte kurz nachher die Nachricht, daß dieses, dem Anschein nach so fürchterliche Heer, aus 300 Wagen mit Kriegsbedürfnissen bestünde, welche vier Schwadronen, jede von 100 Pferden, die an der Spitze marschirten, zur Bedeckung hätte; auf diese folgten 8- bis 900 Musketier oder Pikenier, Wallonen, Deutsche und Lütticher; eine gleiche Anzahl Spanischer Infanterie machte den Nachtrab.

Es wurde nun einmüthig beschlossen, den Feind anzugreifen, da er schwächer war als wir. Nur über einen andern Gegenstand waren die Meinungen getheilt. Ich hielt es für das beste, den Zug erst in den Wald hinein zu lassen, und ihm dann in den Rücken zu fallen, und viele Andre stimmten darin mit mir überein. Givry, Montigny und Marivault, welche unsre Reiterey anführten, waren für das Gegentheil; sie behaupteten so vest, es sey weniger Gefahr dabey, die vier Schwadronen im freien Felde von vorne anzugreifen, daß sie den Marschall von Biron hinrissen. Im

Anfang gieng es auch gut. Die feindliche Reiterey wich auf den ersten Anfall, ob sie gleich erst viel Entschlossenheit gezeigt hatte, und zog sich auf die Flanken der Wagens zurück. Aber man fand bald mehr zu thun; die feindliche Infanterie, die an der Spitze war erwartete unsre Reiter, durch die sie Biron angreifen ließ, festen Fußes, und machte ihr Feuer mit solcher Ordnung, daß sie in der Entfernung bleiben mußten. Biron befahl ihnen, auf der linken Flanque einen neuen Angrif zu thun, unterdeß er selbst den Feind auf der rechten Seite, wo augenscheinlich die wenigste Gefahr war, anfallen wollte. Unsre Cavallerie rannte mit solcher Heftigkeit an, daß die Feinde gezwungen wurden, zu weichen, und wie ihre vier Schwadronen zwischen den Wagen Schutz zu suchen, von wo aus sie doch noch immer sich vertheidigten. Unter der Zeit war das Spanische Bataillon von dem Nachtrab bis an die Spitze vorgerückt, und hatte sich in Schlachordnung gestellt, so daß es auf beiden Seiten durch die Wagen und die Cavallerie bedeckt war, und doch auch von dem Feuer des ersten Bataillens unterstützt wurde. Sie machten eine so nachdrückliche Vertheidigung, daß Biron weder durch Bitten noch Drohungen unsre 600 Reiter, welche erstaunend gelitten hatten, abhalten konnte, sich aus dem Treffen zurück zu ziehen. Das französische Fußvolk und die Schweitzer, welche ihre Stelle einnahmen, fanden eben so kräftigen Widerstand. Das Treffen zog sich in die Länge, und Biron bedachte, daß wenn das Gefecht, welches so nahe bey la Fére vor gieng, noch ein wenig länger dauerte, die Hauptarmee Zeit gewinnen könnte, dem Convoi eine mächtige Hülfe zu schicken. Er schritt also zu seinem lezten Hülfsmittel, und befahl den hundert Edelleuten, abzusitzen, außer dem Pistol und dem Degen, die sie führten, noch jeder eine Pike zu nehmen, wovon er eine ganze Menge

hatte

hatte mitbringen lassen, und unsre Französischen und Schweitzerischen Fußvölker, die mit dem Feinde noch nicht hatten handgemein werden können, noch Einmal zum Angrif zu führen. Guitry, Montigny, Marivault, Trigny, Aramburc, La Curée, Lopes, Heures und noch mehrere rückten auf diese Art an der Spitze von 300 Mann vor, und Biron folgte mit einer gleichen Anzahl; ich selbst war bey diesen zweiten Haufen. Wir trafen mit solcher Heftigkeit auf den Feind, daß die Pike und Flinte ganz unnütz wurden, und Mann gegen Mann kämpfte oder vielmehr rang.

Die Spanier gaben endlich nach, und retteten sich in das Holz oder hinter die Wagen, nachdem sie ihre schwersten Waffen von sich geworfen hatten. Diese lezte Zuflucht war nicht mehr sicher für sie. Wir verfolgten sie dahin, und in Betracht der Anzahl war das Gemetzel schrecklich; es blieben nicht weniger als 1,200 auf dem Platze. Der Gefangnen waren nur wenige. Die Personen von Ansehn, welche unter der Cavallerie gewesen waren, hatten Zeit la Fere wieder zu erreichen, und wir hüteten uns sie zu verfolgen, so wohl als die, welche sich in das Holz vertieft hatten, aus Furcht, durch neue Truppen, welche aus la Fere ihnen zu Hülfe kommen konnten, in Unordnung überfallen zu werden. Im Gegentheil waren wir nur darauf bedacht, uns zu sammlen, und während der Zeit, die wir nöthig hatten, um auszuruhen, und uns mit dem gekochten Fleisch zu erquicken, das wir im Ueberfluß auf den Wagens fanden, gut auf unsrer Hut zu seyn. Nachher marschirten wir die Nacht durch nach dem Lager zu, wo wir ohne irgend ein Hinderniß zu finden das ganze Gepäck der Feinde hinbrachten, aber die Soldaten hatten es so geplündert und ungeachtet der Befehle des Marschalls so grausam behandelt, daß

mehr als 400 Pferde so wohl von der Cavallerie als von den Wagens zu Grunde gerichtet waren.

Mit derselben stolzen Mine, welche der Marschall von Biron angenommen hatte, um sich das Kommando bey dieser Unternehmung geben zu lassen, erschien er jezt vor dem König, um das ihm gebührende Lob zu empfangen. Da er einen so schönen Stof hatte, von sich selbst zu reden, so wird man sich leicht alles denken können, was ein Mann, der nie das Verdienst des Stillschweigens bey solchen Gelegenheiten kannte, jezt zum Preis seines Sieges vorbrachte. Nach seinen Reden hätte man glauben sollen, er habe diesen Augenblick dem König die Krone aufs Haupt gesetzt. Die Erfahrung hat gezeigt, daß dieser ein wenig prahlhafte Stolz, der an sich ziemlich französisch ist, einem General, der Franzosen zu kommandiren hat, meistens gelingt. Bey ihnen scheint man schon viel für den Sieg gethan zu haben, wenn man sich das Ansehn giebt, seiner gewiß zu seyn. Heinrich wußte dies recht gut; er hatte bey jenen mißlichen Unternehmungen, wo es scheint, daß der Soldat auf dem Gesicht und in den Worten seines Anführers die Vorstellung sucht, die er sich von der gegenwärtigen Gefahr machen soll, so oft die glücklichen Wirkungen davon erfahren, daß er es sich zur Gewohnheit gemacht hatte. Nach seinem Beyspiel hatten alle vornehme Offiziere sich dieses Ansehn eigen gemacht; aber wie es immer zu gehen pflegt, verschiedne unter ihnen, und besonders der Marschall von Biron, übertrieben es auf eine Art, die sie den andern, und selbst dem König, der doch einer von den nachsichtigsten war, unerträglich machte.

Die Schmeicheleien, womit Sr. Majestät ihn und die, welche ihn begleitet hatten, überhäufte, erregte große Eifersucht bey den Hofleuten, die nicht mit dabey

bey gewesen waren, und trugen vieles zu Birons Untergang bey. Er konnte doch immer das Gouvernement von Laon nicht erhalten, ob er gleich deswegen bey jeder Gelegenheit seine lezte That erhob, und sich allein die ganze Ehre davon zuschrieb, als ob die andern nichts dabey gethan hätten. Der König entdeckte sich darüber gegen mich und schien mir in allen Stücken sehr mißvergnügt über ihn zu seyn. Er sagte mir, nach allen den Ursachen zur Unzufriedenheit, die Biron ihm gegeben, nachdem er sich noch neuerlich unterstanden hätte ihm zu drohen, daß er zu den Feinden übergehen wollte, und nach der Entdeckung seiner noch gegenwärtig fortdauernden Verbindungen mit d'Epernon und dem Grafen von Auvergne, würde er sich wohl hüten, ihm einen Platz, der so nahe bey den Niederlanden läge, als Laon, anzuvertrauen, den man nur einem Manne von der bewährtesten Treue geben könnte: er befürchtete aber, daß Biron nach dieser Weigerung gar keine Schranken mehr kennen würde; daß er vielleicht öffentlich sich gegen ihn auflehnen, oder, was noch gefährlicher wäre, bey seiner Person bleiben möchte, unterdeß er in geheim mit seinen Feinden eins wäre. Heinrich, der von diesem Augenblick an überzeugt war, daß er eines Tages alles von Biron würde zu fürchten haben, setzte noch hinzu, es schiene ihm, daß er seit einiger Zeit meine Freundschaft suchte. Wahrscheinlich geschah dies in der Absicht, die Heirath seines Bruders mit dem Fräulein von Saint-Genies, meiner Nichte und einem der reichsten Mädchen in Frankreich, zu Stande zu bringen. Der König befahl mir daher, mich dieser neuen Freundschaft zu bedienen, um ihn zum Reden zu bringen und seine Absichten zu erforschen.

Da der große Convoi aufgefangen war, so setzte Heinrich die Belagerung ohne weiteres Hinderniß fort,

bis er neue Nachrichten erhielt, daß Mayenne und Mannsfeld, weit entfernt, durch diese mißlungnen Versuche abgeschreckt zu seyn, nur darauf dächten, daß sie die Linien der Belagerer angreifen wollten, so bald nur noch einige Truppen, die sie erwarteten, zu ihnen gestoßen seyn würden. Der Marschall von Biron lachte über diese Nachrichten, der König aber, der nichts in den Wind schlug, beruhigte sich nicht eher, als bis Givry, den er mit 300 Pferden auf Entdeckung ausgeschickt, und ihm ausdrücklich befohlen hatte, ohne eine vollkommne Kenntniß von der Stellung und der Stärke der Feinde nicht zurück zu kommen, ihm nach drey Tagen den Bericht abgestattet hatte, es sey noch nicht eine einzige Kompagnie diesseits der Oise, und die Spanier dächten eher daran nach Flandern, als nach Laon zu marschieren. Der König verließ sich auf die Treue dieses Berichts, und redete noch denselben Abend mit uns ab, den folgenden Tag in Saint-Lambert, einem Landhause, welches mitten im Walde lag und zu den Kammergütern von Navarra gehörte, zu Mittag zu speisen. Er erinnerte sich, daß er in seiner Jugend, während seines Aufenthalts auf dem Schloß Marle, oft dahin gegangen war, um Obst, Milch und frischen Käse zu essen, und machte sich eine große Freude daraus, diesen Ort wieder zu sehen.

Wir waren unserer dreißig, die ihn nach Saint-Lambert begleiteten. Weil er nach seiner Gewohnheit einen Theil der vorigen Nacht damit zugebracht hatte, die Laufgräben, die Batterien und die Minen zu visitiren, so schlief er gleich nach dem Mittagsessen ein. Seine gute Leibesbeschaffenheit und die Gewohnheit der heftigsten Ermüdungen machten, daß er überall, und wenn er wollte, schlafen und wieder aufwachen konnte. Es war damals grade sehr heiß, und wir waren zu

Ach-

Achten oder Zehnen in das Dickigt des Waldes Folambray nicht weit von der Heerstraße zwischen la Fére und Laon gegangen, um Kühle zu suchen. Kaum waren wir 12 bis 1,500 Schritte entfernt, so hörten wir ein Geräusch auf der Seite von la Fére, welches uns aufmerksam zu horchen bewog. Es war ein verwirrtes Gemisch von Menschenstimmen, Peitschengeklatsch, Pferdegewieher, und einem Gesummse, als wenn man Trompeten und Trommeln in weiter Ferne hört. Wir giengen an den Weg, um genauer zu hören, und da sahen wir denn ganz deutlich ungefehr 800 Schritte vor uns eine Colonne Infanterie; wie es uns schien, war sie fremd, und marschirte in guter Ordnung und ohne Geräusch. Das Lermen, das wir gehört hatten, kam von den Führern einer ansehnlichen Begleitung von Artillerie, und den Knechten und Troß, welche nachfolgten. Wir strengten unsre Augen an, so weit sie reichen konnten, und da glaubten wir hinter den Artilleriewagen eine so große Menge Truppen her marschiren zu sehen, daß wir nicht mehr zweifelten, es müsse die ganze feindliche Armee seyn.

Wir kehrten nun schnell um, und fanden den König, welcher erwacht war, und einen Pflaumenbaum schüttelte, dessen Frucht uns vortreflich geschienen hatte. „So wahr wie ich lebe, Sire," riefen wir ihm zu, „wir haben Leute vorbey kommen sehn, die Ihnen andre „Pflaumen zubereiten, die etwas schwerer zu verdaun „seyn werden." — Die Erklärung geschah mit zwey Worten; die Sache war dringend, und der König glaubte uns um desto leichter, da er, wie er uns sagte, schon selbst seit einer Viertelstunde etwas gehört hatte; ehe er aber hätte glauben sollen, daß Givry seinen Auftrag so schlecht ausgerichtet hätte, wäre er lieber bey dem Gedanken geblieben, das Geräusch käme aus seinem

nem eignen Lager. Er gab gleich Zwölfen von uns, die ihm grade vorkamen, Befehl, nach den verschiednen Quartieren der Kavallerie, deren Liste er stets in der Tasche trug, zu jagen, daselbst Lerm zu machen, und sie anzutreiben, alle nach dem Hauptquartier zu eilen. Ein Theil von uns mußte zu gleicher Zeit zu der Infanterie reiten, um sie in Bataillons aufmarschiren und zwischen dem Hauptquartier und den Laufgräben ihre Stellung nehmen zu lassen. Er stieg zu Pferde indem er diese Befehle gab, und ob er gleich mit verhängtem Zügel jagte, so gab er Jedem, dem er begegnete, seine Ordre mit derselben Genauigkeit und auch eben so weitläuftig, als hätte er sich schon seit langer Zeit zu einer Schlacht vorbereitet. Dieser außerordentlichen Schnelligkeit und seiner bewundernswürdigen Gegenwart des Geistes, der auch nicht der geringste Umstand entgieng, wo jeder andre an seiner Stelle, stat einen zusammenhängenden Plan zu entwerfen, kaum fähig gewesen wäre irgend einen vernünftigen Entschluß zu fassen, hatten wir es auch zu danken, daß die Feinde Niemanden überraschten. Dies rettete vielleicht die ganze Armee von dem äußersten Unglück, denn es ist nicht zu leugnen, daß, wenn die feindliche Kavallerie, welche in demselben Augenblick (da Heinrich ankam) an der Spitze des Lagers erschien, und mit außerordentlicher Geschwindigkeit in Schwadronen aufmarschirte, einmal Schrecken unter den Soldaten verbreitet hätte, — und dies würde beinahe unausbleiblich haben erfolgen müssen, wenn sie sie in Abwesenheit des Königs und eines Theils der Offiziere überfallen hätte, — so würde es ihr leicht geworden seyn, in dem ersten Augenblick der Verwirrung mehrere Quartiere aufzuheben, und vielleicht hätte die Furcht ihr den Rest der Armee in die Hände geliefert.

Dies

Dies einzige Beyspiel würde hinreichend seyn, wenn man beweisen wollte, wie nützlich es für einen Feldherrn ist, — ich will nicht einmal sagen, diesen Geist der alle, auch noch so unendlich verschiednen Fälle umfaßt, zu besitzen, sondern auch die Namen, die Fähigkeiten, die guten und schlechten Eigenschaften der Offiziere und der einzelnen Korps seiner Armee zu kennen; von ihnen aber auch hingegen gekannt zu seyn, als derjenige von allen ihren hohen Offizieren, dessen Anordnungen sie, auch seinen Rang als Befehlshaber abgerechnet, als die weisesten in allen gefährlichsten Lagen am liebsten befolgen möchten; ihnen seine Ordre ohne Prahlerey, aber mit der Vestigkeit zu geben, welche die Gewißheit, das beste was zu thun ist gefunden zu haben, einflößt; ihnen Geschmack an ihrem Beruf beyzubringen und ihnen den Gehorsam zu erleichtern, indem man sie nie mit Befehlen überhäuft; auf der andern Seite aber auch sie gewöhnen, nie, es sey nun aus welchem Grunde es wolle, zu unterlassen, die einmal gegebne Ordre zu befolgen, und auch ohne das geringste daran zu verändern; endlich sich zu allen Zeiten, und den schnellsten Gehorsam von ihnen zu verschaffen zu wissen, ohne ihnen jedoch jene zu große Furchtsamkeit einzuprägen, die ihnen den Mund schließt, wenn sie durch eine nützliche Meldung ihren Befehlshabern über Manches Licht geben könnten, eine Sache, die zu allen Zeiten Schuld an dem Unglück so mancher Armeen und Anführer gewesen ist.

Hätte bey dieser Gelegenheit der feindliche General jeden Augenblick zu nutzen gewußt, so glaube ich doch, er hätte ungeachtet der Schnelligkeit des Königs uns einen ansehnlichen Verlust bey bringen können. Aber da er wußte, mit was für einem Gegner er zu thun hatte, so wagte ers nicht, die Spitze seiner Armee hier-

hervorkommen zu lassen, ehe nicht der ganze Ueberrest aus dem Walde heraus war, damit nicht der eine Theil der Unterstützung des andern beraubt würde, wenn etwa der König von seiner Annäherung Nachricht hätte, und ihm mit seiner ganzen Armee entgegen käme. Außerdem wurde er noch in seinem Marsch dadurch aufgehalten, daß die Axe einer Feldschlange mitten auf dem Wege brach, und eine große Verhinderung machte. Die bey der Niederlage des Convois zerbrochnen Wagen, und die Leichen der Menschen und Pferde verursachten bey seiner Armee eine andre und noch weit größere Verwirrung, und endlich hatte auch der, den er abgeschickt hatte, einen bequemen Ort zu seinem Lager auszusuchen, sich länger aufgehalten als nöthig war.

Alle diese Verzögerungen machte sich der König sorgfältig zu Nutze. Er zog aus seinen Laufgräben so viel Mannschaft, als nöthig war sie zu decken, ohne sie gegen die Stadt zu sehr zu entblößen; den Rest seiner Armee ließ er vor denselben aufmarschiren, da die Feinde, als sie nicht mehr hofften ihn zu überfallen, ihm Zeit dazu gaben. Man brachte von beiden Seiten die übrige Zeit des Tages damit zu, seine Vortheile zu einer Schlacht zu nehmen. Doch war es nicht die Absicht der beiden feindlichen Generale, sie zu liefern. Sie fürchteten das Uebergewicht des Königs, und unsre Cavallerie, die fast aus lauter Edelleuten bestand. Ihr ganzes Maneuvre hatte blos darauf abgezweckt, den König zu bewegen, die Belagerung aufzuheben und ihnen entgegen zu gehen. Alsdann wollten sie die Schlacht vermeiden, oder doch wenigstens in der Verwirrung, welche ihre Ankunft erregen mußte 3,000 Mann zu Fuß und 300 Pferde in die Stadt werfen. Weil man aber ihre Absicht nur durch die Gefangnen erfuhr, die erst nachher gemacht wurden, so zweifelte

Nie-

Niemand bey uns, daß es den folgenden Tag zu einer Hauptschlacht kommen würde. Die beiden Lager waren so nahe bey einander, daß wir in dem unsrigen ihre Trompeten und den Anruf ihrer Soldaten hören konnten.

In der Mitte des Feldes, das uns von den Feinden trennte, war ein einziger, beinahe runder Hügel, der mir, wenn sie sich desselben bemächtigten, von der äußersten Wichtigkeit in Ansehung der belagerten Stadt schien. Der König schickte mich ab, ihn zu rekognoscieren, und gab mir zwey Achtpfünder mit, um damit ein Regiment, welches auf seinen Befehl sich daselbst verschanzen mußte, zu unterstützen. Ich ließ eine Hütte für mich machen, und Heinrich fand alles im Stande, als er diesen Posten besuchte. Am andern Morgen nahmen die Feinde ein noch trotzigeres Ansehn an als gestern, begonnen mit allen ihren Musketiern ein Scharmützel, und suchten sich eines kleinen Gehölzes zwischen beiden Lagern zu bemächtigen. Es geschahen mehr als 50,000 Schüsse aus dem kleinen Gewehr bey der Gelegenheit, aber mit so wenig Wirkung, daß Parabere, der den Abend auf meinem Hügel bey mir speisete, mir versicherte, es wären nicht zwanzig Mann getödtet, und etwa zweimal so viel verwundet. Die Nacht brach über allen dem Gelärme ein, und die feindlichen Generale, die gar nicht Lust hatten, sich weiter einzulassen, nutzten sie, um in der Stille ihren Rückzug nach la Fere zu machen. Der König ließ sie entfliehen, um nicht von seinem Hauptzweck abzukommen; er begnügte sich mit dem Schimpf, womit diese lächerlichen, vergebens gemachten großen Anstalten sie bedeckten.

Siebentes Buch.

1594. Nach dieser Begebenheit bin ich wenig mehr in dem Lager vor Laon gewesen. Es entstanden Schwierigkeiten bey den Verträgen, besonders bey dem mit dem Baron von Medavy, welche mich nöthigten, auf Befehl des Königs eine Reise nach Rouen zu machen; dann gieng ich wieder nach Paris, und endlich noch weiter nach Sedan.

Der Herzog von Bouillon gab mit jedem Tage dem König neue Ursachen zur Unzufriedenheit. Er hatte sich, als Heinrich ihn zu der Heirath mit der Erbin von Sedan verhalf, verbindlich gemacht, ihm eine gewisse Anzahl Truppen zuzuführen. Aber er hatte nicht nur seine Verpflichtung nicht erfüllt, sondern auch sogar die Mannschaften zurück behalten, welche ihm der König gegeben hatte, um seine Gränze zu bedecken, bis er im ruhigen Besitz seines neuen Fürstenthums wäre; und er hatte deswegen bey Sr. Majestät gar nicht um Erlaubniß angehalten, ja, nicht einmal sich entschuldigt, daß er sie nicht wiederschickte, und auch von der Lage seiner Angelegenheiten nicht die geringste Nachricht gegeben. Seine neue Würde hatte ihn so eitel gemacht, daß er in Europa als ein ansehnlicher Potentat wollte betrachtet seyn. Was er von einem so schwachen und eingeschränkten Staat, als der seinige, nicht erwarten konnte, das suchte er durch alle Arten von heimlichen Schlichen und Intriguen an den benachbarten Höfen zu erlangen. Alle unruhigen Köpfe und Mißvergnügte in ganz Europa waren sicher, in

ihm

ihm einen Beschützer zu finden; und er war der Hauptbeförderer der Kabale des Auvergne und Entragues.

Eines Tages ließ mich der König so früh holen, daß ich ihn noch im Bette antraf. Es war Niemand bey ihm, als l'Ozerai und Armagnac, und wir sannen mit einander auf Mittel, den Verschwörungen so vieler geheimen Feinde zuvorzukommen. Sr. Majestät hielt sich besonders bey dem Herzog von Bouillon auf, und schien mir von der Undankbarkeit desselben für eine Wohlthat, die ihn auf immer hätte fesseln sollen, äußerst gekränkt. In der That hatte der König dem Herzog, indem er ihn mit Mademoiselle de Bouillon vermählte, einen um desto auffallendern Beweis seiner Zuneigung gegeben, weil er darin gegen seine eigne Meinung und gegen den Rath fast aller, mit denen er darüber redete, gehandelt hatte. Den Tag nach diesem Gespräch brachte Beringhen am Abend einen Edelmann zu dem König, welcher einen Brief von Bouillon überreichte. Der Herzog berichtete ihm darin den Tod seiner Gemahlin, und entschuldigte seine Zögerung mit dem Schmerz und der Verwirrung, worin ihn dieser Fall gestürzt hätte. Er machte ihm ferner bekannt, daß die Frau von Bouillon vor ihrem Tode ein Testament gemacht hätte, worin sie ihrem Gemahl das Fürstenthum Sedan und alle ihre Güter vermachte, und sie unter den Schutz der Krone Frankreich stellte, weil man nicht zweifelte, daß die Seitenverwandten den Herzog über diese Schenkung angreifen würden. „Das heißt also," sagte der König zu mir, nachdem er den Brief gelesen hatte, „der Herzog von Bouillon braucht „mich jezt sehr nothwendig. — Der Mann ist doch „außerordentlich höflich."

Um ihn zu demüthigen und zu strafen, hatte Heinrich große Lust, ihn diesen Streit allein ausfech-

ten zu lassen; aber sein gutes Herz und die Erinnerung an die alten Dienste des Herzogs behielten wieder die Oberhand. Er anwortete ihm, um ihm sein Beileid über den Tod der Herzogin zu bezeugen und ihn seines Wohlwollens zu versichern. Hätte er gewiß seyn können, daß diese lezte Probe seiner Freundschaft den Herzog von Bouillon auf immer zu seiner Pflicht zurückführen würde, so hätte er den ersten besten nach Sedan schicken können, und der ganze Auftrag hätte darin bestanden, den Brief in die Hände des Herzogs abzuliefern. Aber Heinrich war gewohnt, nur einem Undankbaren Gefälligkeiten zu erzeigen und er wollte sich dieser Gesandschaft zu verschiednen Zwecken bedienen. Er wendete sich zu mir, und sagte mir, er hielte es für gut, daß ich das Schreiben überbrächte; denn wenn auch dieses nicht hinreichte, um Bouillon bey seiner Pflicht zu erhalten, so könnten es vielleicht die Worte eines Mannes, der das Recht hätte, sie ihm nachdrücklich vorzustellen, und wenn beides fehlschlüge, so wäre es doch nothwendig, die geheimen Gesinnungen des Herzogs auszuforschen, und das Testament und die vorgebliche Schenkung der Frau von Bouillon genauer zu untersuchen.

Diese Gesandschaft kam mir grade so vor, als jene, die mir den Haß der Prinzessin von Navarra und des Grafen von Soissons zugezogen hatte; und meine erste Bewegung, indem ich sie erhielt, war Verdruß, daß der Dienst des Königs mir immer so widrige Aufträge zuzöge. Heinrich errieth einen Theil von dem was in meiner Seele vorgieng, und er unterließ nichts, wovon er glaubte, daß es das bittre dieses Auftrags vermindern könnte. Er sagte mir, der glückliche Erfolg, den das Schicksal mit allen Sachen, die ich unternähme, gleichsam als einen Lohn meiner Treue verknüpft

knüpft zu haben schiene, bewöge ihn, sich meiner vorzüglich vor allen Andern zu bedienen. Es gienge in seiner Seele nichts von dem, was ich für ihn thäte, verloren; und er wüßte mir besonders für meine Aufmerksamkeit Dank, alle Verbindungen zu vermeiden oder abzubrechen, welche im Stande wären, meinen Eifer für ihn kälter zu machen. Er umarmte mich zärtlich indem er diese Worte sagte, und setzte mit einer Gutheit, die mich äußerst rührte, hinzu, er bäthe mich, für meine Sicherheit zu sorgen, weil ich durch Orte gehen müßte, die in der Gewalt des Hauses Guise wären; und mich sorgfältig für einen Fürsten, der mich liebte, zu erhalten. Große Herren, die es so anfangen, können nicht anders als gut bedient werden.

Ich war zum Glück eben ganz gut mit Gelde versehen, das ich von Roßny und Moret, wo meine Gemahlin war, hatte kommen lassen, und daher im Stande, ohne Verzug die Ungeduld des Königs, mich unterweges zu sehn, zu befriedigen. Drey Stunden, nachdem ich seinen Befehl erhalten hatte, holte ich meine Leute von Bruyeres, und kam in Begleitung von 25 wolbewehrten Reutern in vier Tagen ohne irgend einen üblen Vorfall im Angesicht von Sedan an. Der Herzog, der meine Ankunft erfahren hatte, kam mir bis an das Dorf Torcy, welches die Gränze zwischen diesem kleinen Staat und Frankreich macht, entgegen. Er stieg vom Pferde, und nahm einen traurigen Anstand an, um mein Kompliment zu empfangen, und den Brief des Königs zu lesen. Alsdann überhäufte er mich vor meine Person mit Höflichkeiten, schien entzückt, daß der König mich gewählt hatte, und bestand ungeachtet meiner Bitten darauf, mich als einen wirklichen Gesandten zu behandeln. Ich wurde prächtig logirt und mein ganzes Haus frey gehalten. Er

zeigte mir mit großer Gefälligkeit die Vestungswerke, die er bey seinem Schloß Sedan anlegen ließ, und durch die er sich versichert hielt, daß es unüberwindlich seyn würde. Ich urtheilte anders davon; aller Aufwand, den der Herzog dabey machte, konnte nicht hindern, daß der Ort nicht durch seine Lage viele Blößen gab.

Die Belagerung von Laon, nach der der Herzog von Bouillon mich fragte, gab uns Gelegenheit, auf genauere Umstände zu kommen. Nach wiederholten Versicherungen seiner Anhänglichkeit an den König, fragte er mich, ob Sr. Majestät sich nicht entschließen würde, die Niederlande mit Krieg zu überziehen, da sie ihm so manche Ursach dazu gegeben hätten. Er sprach von diesem Projekt als von einer Idee, deren Ausführung er sehnlich wünschte. Er breitete sich über die Vortheile dieses Krieges aus, über die Art, wie man Luxenburg, Lüttich und Namür angreifen könnte, über die Verständnisse, die er zu diesem Ende mit den vornehmsten Flandrischen Städten unterhielte, und über die mächtigen Hülfstruppen, die er dahin zu führen sich erboth. Es war mir gar nicht schwer zu glauben, daß er mit allen Kräften daran würde gearbeitet haben, einen Krieg glücklich führen zu helfen, dessen Früchte er allein genossen hätte. Für den König konnte er bey weitem nicht so vortheilhaft seyn; vielmehr war, in Betracht seiner, dieser schöne Plan eine bloße Chimäre. Auch fürchtete der Herzog, man möchte ihn bey Hofe lächerlich finden, und deshalb gab er sich so große Mühe, ihn mir in den Kopf zu setzen, indem er ihm den schönsten Anstrich gab, und das alles mit einem Anschein von Uneigennützigkeit, die mich hätte täuschen können. Nachdem er viel über Flandern geredet hatte, vertiefte er sich in die Politik. Er kramte alle seine Beredtsamkeit

keit aus, um mir zu beweisen, daß da die Erniedrigung des Hauses Oesterreich das Hauptinteresse des Königs wäre, er diesen Zweck nicht anders, als durch die Protestanten erreichen könne, mit welchen er stets auf das genauste vereinigt seyn müsse. Er setzte voraus, daß die Abschwörung des Königs nur ein nothwendiges Ceremoniel wäre, welches an ihm blos das Aeußere verändert hätte; und er glaubte dies durch ein Paar lustige Einfälle über einige abergläubische Gebräuche der katholischen Andächtler, über die Bettelmönche, und den jesuitischen Doppelsin, hinlänglich bewiesen zu haben.

Er hielt hier inne, als fürchtete er, sich zu frey zu erklären, und sah mich mit einer verstellten Unruhe starr an. Ich hatte ihm zugehört, ohne ihn zu unterbrechen; unvermerkt entdeckte ich so alle die Einfälle, die durch diesen ehrgeitzigen Kopf fuhren. Aber es blieb mir noch viel zu wissen übrig, und dazu, glaubte ich, käme es nur darauf an ihn dahin zu bringen, daß er lange redete, denn es ist unmöglich, daß ein Mensch, der zu gleicher Zeit eitel und ein großer Sprecher ist, nicht am Ende alle seine Geheimnisse verrathen sollte. Ich lächelte daher, und nahm die Mine an, als ob ich von seinem Geist, seiner Politik und seiner Beredtsamkeit zur Bewundrung hingerissen würde. Dies schmeichelte ihm auf eine angenehme Art, er ließ sich nicht drängen und nahm das Wort wieder; jezt kam er auf das wahre Interesse der Reformirten bey dem dermaligen Zustand der Sachen in Frankreich, womit er mich bekannt machen wollte. Hier mußte ich mehr errathen, als er mir sagte; es sey nun, daß, weil er aus Furcht sich zu vergessen immer auf sich Acht gab, sein Ausdruck durch den innern Zwang litte; oder daß er glaubte, die Affectation eines geheimnisvollen Ausdrucks mache seiner Partey und ihm selbst Ehre; oder endlich, daß das,

Digitized by Google

was er sagte, auf so abgezogne Begriffe und ein so erhabnes System sich bezog, daß er vielleicht so gut als ich sich darin verlehr.

Ich zog ihn von diesem zu hohen Fluge herab, und er sagte mir jezt deutlicher, die Reformirten wären durch die Religionsveränderung des Königs so scheu geworden, daß dieser ihre Furcht nicht anders zerstreuen könnte, als wenn er mit ihnen zugleich gemeinschaftlich Spanien den Krieg erklärte. Ohne das würde nichts sie davon abbringen können, daß sie sich als den aufgeopferten Theil ansähen, und sich künftig den Gewaltthätigkeiten der Französischen Katholiken, die mit den Spaniern und dem Pabst nach Einem Plan handelten, blos gestellt glaubten. Der Beweis, den der Herzog mir davon anführte, war eine Nachricht, die er vielleicht für eben so falsch hielt, als sie es war. Villeroy, sagte er, habe dem König zu Fontainebleau im Namen der Herzoge von Lothringen Mayenne und Mercoeur diese Vereinigung Frankreichs mit Spanien vorgeschlagen; und der Pabst verweigere Heinrichen seinen apostolischen Seegen, und die Bulle, wodurch er ihn als König von Frankreich anerkannte, blos deswegen, weil er wolle, daß diese vorgebliche Vereinigung vorhergehen sollte. Zu diesem Beweise fügte er noch einige andre hinzu, die auch nicht besser gegründet waren, und durch welche er darzuthun glaubte, daß die Katholiken das Herz des Königs gegen die Protestanten ganz geändert, und ihn zu tausend Ungerechtigkeiten gegen sie bewogen hätten. Nachdem er so festgesetzt hatte, daß die Reformirten beleidigt wären, wollte er mir nun auch das Mittel sagen, welches sie für gut befänden, dagegen anzuwenden. Sie würden unverzüglich ihre Plätze bevestigen; sich ein Oberhaupt außerhalb des Königreichs erwählen; und in dem Lande

einen

einen allgemeinen Staatsrath der Angelegenheiten ihrer Religion errichten, an welchen die verschiednen Kirchen sich nur wenden dürften; den Ort dazu nannte er nicht. Dieser Gerichtshof sollte in höchster Instanz die Sachen entscheiden, die von den zehn andern Provinzial-Gerichten an ihn gelangen würden, nach welchen man das ganze calviniſtische Frankreich eintheilen wollte. Damit die Macht dieses höchsten Raths unumschränkt und unwidersprechlich wäre, so stellten sie einen fremden Fürsten als Beschützer an die Spitze desselben, der im Stande wäre, ihm Ehrfurcht zu verschaffen.

Indem der Herzog so mit mir sprach, nahm er, je nachdem er nöthig zu haben glaubte, mich zu blenden, mich zu überführen oder mich zu betrügen, bald die Gestalt eines Freundes und Bundsgenossen des Königs, bald die eines guten Protestanten, oder auch nur eines bloßen Erzählers an; stets aber spielte er dabey die Rolle, eines in der Staatskunst ausgelernten, und von den tiefsten Geheimnissen der Protestanten unterrichteten Mannes. Er konnte sich aber doch nicht so gut verhüllen, daß ich nicht hätte deutlich merken sollen, daß alle diese Entwürfe von großen und kleinen Rathsversammlungen, und diese so genau im Einzelnen beschriebnen Anordnungen, wohl nur blos in dem Gehirn des Herzoges, und nicht auf den Synoden zu Saint-Maixaut und Sainte-Foi entstanden wären, wie er mir wollte glauben machen. Vorzüglich schien mir der auswärtige Fürst von seiner Erfindung, und am Ende wohl Niemand anders, als Er selbst zu seyn, der seine eignen Absichten für vestbeschloßne Punkte ausgab. Die Maschinen, welche der Ehrgeiz in Bewegung setzt, sind mannigfaltig. Vielleicht hatte er dabey keinen andern Zweck, als daß ich diese Entwürfe

bey Hofe ausbreiten sollte, als hätten die Calviniſten ſie wirklich gemacht und wären im Begrif ſie auszuführen; dadurch ſollte der König bewogen werden, gegen ſie loszubrechen, und Bouillon wollte alſo durch dieſe Liſt die Hugenotten zu dem Entſchluß bringen, den er wünſchte aber ihnen nicht öffentlich anzurathen wagte, denjenigen zu ihren Anführer zu wählen, dem die Klagen und der Haß der Katholiken ſie, als ihrem Vertheidiger, in die Arme liefern würden. Alles, was ſeitdem vorgefallen iſt, hat mich in dieſem Gedanken beſtärkt.

Nachdem der Herzog mich ſeiner Meinung nach ſo zum Werkzeug ſeiner Abſichten gebraucht hatte, ſo fiel ihm ein, daß er dabey mehr verliehren als gewinnen würde, wenn jezt, da er des Königs Hülfe nöthig hatte, dieſer daraus einigen Verdacht zu ſeinem Nachtheil ſchöpfte. Den feinſten Zug ſeiner Politik hatte er mir bis zulezt aufbewahrt: die Verſicherung nehmlich, daß zwar in der That alle dieſe Vorſchläge ihm gethan wären, daß er aber, weit entfernt ſie anzunehmen und ſeine Unterſtützung dazu anzubiethen, ſich die äußerſte Mühe gegeben hätte, die Gemüther zu beſänftigen, aber er wäre nicht ſo glücklich geweſen, dies zu Stande zu bringen. Ich weiß nicht, ob es möglich iſt, ſich mehr Falſchheit und Argliſt zu denken. Wenn der Herzog von Bouillon ſich ſchmeicheln konnte, daß ich hinter dieſen Verhüllungen nichts von den Angelegenheiten der Proteſtanten, und den Geſinnungen der Aufrühriſchen entdecken würde: ſo konnte er doch wenigſtens nicht vermeiden, daß ich nicht etwas von ſeinen eignen Geſinnungen gegen den Fürſten, den er verrieth, gemerkt hätte.

Ich beantwortete eine Rede, die ſo durch Umwege gieng, mit weiter nichts, als indem ich genau die

Wahr-

Wahrheit sagte, denn dieses ist das beste Mittel solche listig verlarvte Politiker aus der Fassung zu bringen. Ich versicherte ihm mit wenig Worten, der König wäre immer derselbe gegen die Reformirten; er sey bereit, ihnen alle die Vortheile einzuräumen, welche sie vernünftiger Weise verlangen könnten, nur nöthigten ihn die jetzigen Verhältnisse, dies Zeugniß seines Wohlwollens noch einige Zeit aufzuschieben. Er habe keine von den Beleidigungen vergessen, welche er von Spanien empfangen hätte, und sey darüber äußerst empfindlich, wenn er auch nicht noch außerdem an dem allgemeinen Interesse von Europa, die Absichten des Oesterreichschen Hauses auf die Universal-Monarchie zu hindern, Antheil nähme. Aber um des Erfolges sicher zu seyn, müsse vorher darauf gedacht werden, dem Reiche innerlichen Frieden zu verschaffen, denn man müsse erwarten, daß Spanien sich ganz anders benehmen würde, so bald es sich gradezu angegriffen sähe, als jezt, da es nur als Bundsgenoß sich in den Krieg gemischt hätte.

Was seine eigne Person anbeträfe, sagte ich zu dem Herzog von Bouillon, so wollte ich alles glauben, was er mir von sich selbst gesagt hätte; denn er müsse selbst einsehen, daß die Gefühle der Ehre, der Gerechtigkeit und der Dankbarkeit, ihm das Verhalten, das er gegen den König zu beobachten habe, zu deutlich vorzeichneten, als daß er darin irren könnte. — Er weigerte mir doch die Truppen, die ich für Sr. Majestät von ihm verlangte, und gab mir auch das Testament der Frau von Bouillon nicht zu lesen. Sie hätte es, sagte er, selbst in einer Kapsel versiegelt, und sich das Versprechen geben lassen, daß es nur vor Gericht eröfnet werden sollte; ja sogar, mit einem bloßen Versprechen nicht zufrieden, ihm einen Eid darüber abge-

nommen, im Fall es jemand bestritte. Aus allen dem sah ich leicht, daß ich nur vergebliche Vorstellungen gethan hatte, aber mein Auftrag war ausgerichtet, und ich dachte nur daran, nach Laon zurück zu kehren. Ich erstaunte, als ich bey meiner Ankunft im Lager dem König begegnete, welcher auf die Jagd gieng, und dabey so nahe an den Mauren der Stadt vorbey kam, daß er kaum einen Flintenschuß weit davon entfernt war. Man hatte von beiden Seiten die Feindseeligkeiten eingestellt, weil die Stadt mit der Bedingung kapitulirt hatte, sich in zehn Tagen zu ergeben, wenn ihr vor dieser Zeit nicht eine Armee zu Hülfe käme, oder wenigstens eine Verstärkung von 8 bis 900 Mann hinein dränge. Ich mußte während der ganzen Jagd dem König zur Seite bleiben, damit er auch die geringsten einzelnen Umstände meiner Reise erführe. Als ich ihm sagte, man habe mir das Testament der Herzogin nicht zeigen wollen, so antwortete er, er sähe nun wohl, was er von der ganzen Schenkung denken sollte. Von dem Herzog von Bouillon fällte er dasselbe Urtheil als ich; er bot sich, sagte er, zum Vermittler der Unruhen an, die er selber verursacht hätte. Er war eben so wenig damit zufrieden, daß der Herzog die Truppen zurück behielt, die er ihm versprochen hatte; weil aber die gegenwärtigen Umstände erforderten, daß er alle diese Ursachen zur Unzufriedenheit verbärge, so stellte er sich öffentlich mit dem Betragen des Herzogs sehr zufrieden, und beschloß ihn im Besitz von Sedan zu unterstützen. In Ansehung des Krieges gegen Spanien, den ich ihm vorschlagen sollte, beschloß er nichts, und verschob es bis auf eine andre Zeit darüber im öffentlichen Conseil sich zu berathschlagen.

Der Graf von Sommerive, du Bourg und Jeannin, die nicht mehr im Stande waren, die Empö-

rung

rung der Bürger und der Besatzung von Laon zu unterdrücken, welche sich gegen sie, als gegen Tyrannen, deren Herrschaft unerträglich wäre, aufgelehnt hatten, entschlossen sich den Ort dem König noch vor der bestimmten Zeit zu übergeben. Sie konnten auf keine Unterstützung mehr rechnen seit dem Unglück, das den lezten Truppen, die der Herzog von Mayenne hinein werfen wollte, begegnet war. Dies Korps war zu spät in der Nähe von Laon angekommen, um hoffen zu dürfen, die Belagerer zu überfallen, und glaubte daher die Nacht in dem Walde, wo es sich den Tag über verborgen hielt, erwarten zu müssen. Weil aber der König denselben Tag in eben der Gegend des Waldes auf die Jagd gegangen war, so entdeckten die Hunde den Hinterhalt. Die Feinde, die doch 8 bis 900 Mann stark waren, hätten sogleich hervorkommen, und den König angreifen sollen, der nur 300 Pferde bey sich hatte, stat dessen glaubten sie der Entdeckung entgehen zu können, wenn sie sich trennten, um sich desto besser zu verbergen. Aber die Hunde hörten nicht auf sie zu verfolgen, und die Bedeckung des Königs, die in diesem Augenblick hinzu kam, überfiel sie in einer solchen Verwirrung, daß sie gar nicht einmal nöthig hatte weiter etwas dabey zu thun; die Knechte allein waren ihnen gewachsen, und plünderten sie.

Nach der Eroberung von Laon machte der König eine Reise an die Gränzen von Flandern; die Hauptursach war, weil er durch seine Verständnisse in verschiednen dieser Städte hoffte, daß sie bey seiner Annäherung sich ihm ergeben würden. Der Erfolg bestätigte diese Erwartung nicht, und Heinrich kam von seiner Reise zurück, ohne einen andern Vortheil daran zu haben, als daß er Amiens, Abbeville, Montreuil, Peronne und noch einige Städte, wo er einen feierlichen

chen Einzug hielt, in ihrer Pflicht bestärkt hatte. Ich kann weiter nichts davon erzählen, weil der Dienst des Königs mich damals nach Paris gerufen hatte, doch waren meine jetzigen Geschäfte nicht so wichtig als die vorigen, ich werde sie daher auch nicht weitläuftig erzählen, eben so wenig als das, was diese Zeit über in den andern Provinzen des Reichs vorfiel. Der Marschall von Aumont eroberte mit Hülfe der Englischen Truppen Morlaix und Quimper, und der Herzog von Mercoeur bauete an der Spitze seiner Spanier das Fort Croisic, um Brest einzuschließen; das ist ungefehr das vorzüglichste, was zwischen beiden Parteien in Bretagne vorgieng. Savoyen, Piemont, Provence und Dauphine waren noch immer der Schauplatz des Krieges zwischen Lesdiguieres und dem Herzog von Savoyen, und der Vortheil war stets auf der Seite des Erstern, obgleich Créqui geschlagen und gefangen wurde.

Da jezt Laon erobert, die ganze Picardie auf der Seite des Königs, und die vornehmsten Offiziere der Ligue, selbst der Herzog von Guise geneigt waren, in kurzem sich mit dem König zu vergleichen: so beschloß endlich der Herzog von Mayenne dem Rath des Presidenten Jeannin zu folgen, welcher ihm schon lange anlag, sich auf eine einzige Provinz einzuschränken, und solange es noch Zeit wäre, seine äußersten Kräfte anzustrengen, um sich darin unabhängig zu machen, damit nachher, wenn das Schicksal, wie nicht mehr zu zweifeln wäre, dem König alles wieder zugeführt hätte, Ihm doch noch einige Trümmer seines Glücks übrig blieben.

Bourgogne war die Provinz, auf die der Herzog von Mayenne sein Augenmerk richtete, und er wendete sich jezt mit seiner ganzen Macht dahin, nachdem er starke Besatzungen in Dourlens, la Fere und Soissons gelas-

gelassen hatte. Außerdem, daß er schon einen großen Theil dieser Provinz inne hatte, so war die Nähe von Savoyen, Franche-Comte, Lothringen, der Schweitz und Deutschland, von wo er große Unterstützung zu erhalten hoffte, ein neuer Bewegungsgrund für ihn, bey diesem Lande stehen zu bleiben. Der Pabst und der Kaiser schienen seine Absichten zu genehmigen. Er konnte das Recht der Eroberung noch durch eine förmliche Abtretung von Seiten Spaniens unterstützen, welche dieser Hof ihm um so leichter würde zugestanden haben, weil er dadurch ein altes Recht auf Bourgogne erneuert hätte, das zwar seit langer Zeit abgethan ist, dem er aber noch immer nicht entsagt haben will. Alle diese Wahrscheinlichkeiten machten, daß viele schon glaubten, man würde das alte Königreich Burgund wieder aufleben sehen. Die Art, wie sich der Herzog von Mayenne so wohl den Rest dieses Jahrs als auch bis zum April des folgenden in diesen Gegenden betrug, unterstützte diese Meinung, und nach den Briefen, die ich zu Paris in den Händen des Kardinals von Bourbon gesehn habe, kann ich weniger als ein andrer über seine Absichten in diesem Punkt zweifeln.

Zum Unglück für ihn aber hatten die Einwohner von Bourgogne keine Lust, einen Unterthanen zu ihrem Herrn zu machen. Nie haben sie auffallendere Proben von ihrer Treue gegen ihren Fürsten gegeben. Der Herzog wollte gleich Anfangs sich der Stadt Beaune versichern, indem er eine zahlreiche Besatzung hinein legte, aber die Bürger lehnten sich gegen sie auf, schlugen sie, und zwangen sie, sich in das Schloß zu flüchten. Weil sie aber von hier aus ihnen viel Schaden thun konnte, so sicherten sie sich mit Barrikaden gegen das Schloß, und ruften den Marschall von Biron zu Hülfe, welchem sie erlaubten, sich mit seiner kleinen Armee

sechs

sechs Wochen innerhalb ihrer Mauern einzuquartieren. Nachher griffen sie mit einer Batterie von zwölf Kanonen das Schloß förmlich an, und trieben die Belagerung so lebhaft, daß sie am Ende die ligistische Besatzung ganz hinaus jagten. Ich werde bald auf die Begebenheiten in Bourgogne kommen, die ich jezt nur verlasse, um die Angelegenheiten in der Hauptstadt zu erzählen.

Ich sah, daß die Kräfte des Kardinals von Bourbon von Tage zu Tage so gewaltig abnahmen, daß ich sein Ende nahe glaubte und daher in Paris blieb, um dem König sogleich Nachricht davon zu geben. Er starb, ohne über seine Pfründen die Anordnung gemacht zu haben, die ihm so sehr am Herzen zu liegen schien. Den König rührte sein Verlust; er war ein guter Verwandter, und ein ihm eifrig zugethaner Diener gewesen. Heinrich schrieb mir, er würde von den Leuten, die nach der Beute des Kardinals begierig wären, so geplagt, daß er, um ihrer los zu werden, gesagt hätte, er hätte sie schon vergeben. Seine Absichten mit diesen Pfründen waren folgende. Weil man bey dem Vergleich mit dem Abt von Tiron ihm verschiedne Abteien gegeben hatte, die dem Kanzler und dem Gouverneur von Pont-de-l'Arche gehörten, diese aber von dem Nachlaß des Kardinals eine Entschädigung verlangten, die doppelt so viel werth war; so wollte der König, man sollte den Abt von Tiron bewegen, diese Abteien zurück zu geben, und dagegen das Erzbißthum von Rouen anzunehmen, welches wenigstens 30,000 Livres Einkünfte hatte, das aber der König mit einer Pension von 4,000 Thalern beschwerte, welche dem Ritter von Oise versprochen war; das Lust-Schloß Goillon behielt der König für sich, doch so, daß er es dem Abt abkaufte, und mir gab er den Auftrag, ihn zu diesem Tausche

Tausche zu vermögen. Die Abtey Saint-Ouen, eines der schönsten Stücke aus der Verlassenschaft des Kardinals, hatte er noch nicht vergeben, und er hatte die Gütigkeit mir zu schreiben, daß er es auch nicht thun würde, ohne mir einen Gehalt von 10,000 Livres darauf zu versichern.

Die größte Schwierigkeit, die ich fand indem ich zu Paris über die Angelegenheiten des Königs wachte, bestand darin, die Finanzbedienten, und vorzüglich den Oberaufseher zu einer vernünftigen Sparsamkeit zu bewegen. Der Mißbrauch, die Gelder den Günstlingen zur Beute zu lassen (ein Uebel, dessen ersten Quellen man schon bis zu Carl VIII. hinauf nachspühren kann) war unter der lezten Regierung so weit gegangen, daß der arbeitsamste, der einsichtigste und redlichste Mann an der Spitze der Finanzen vielleicht nicht den üblen Wirkungen einer so ungeheuren Verschwendung hätte abhelfen können; unglücklicher Weise aber war O nichts weniger als das. Seine von Natur zu Ausschweifungen zur Weichlichkeit und zur Trägheit geneigte Gemüthsart, war noch durch alle die Laster, aus denen man sich an Heinrichs des dritten Hofe eine Ehre machte, verdorben worden, durch hohes Spiel, unmäßige Schwelgerey, albernes Geldverschleudern, häusliche Unordnung und Verschwendungen aller Art. Um alles mit Einem Worte auszudrücken, O hatte eine Stelle in der Liste der Bellegarde, Souvrai des Aeltern, Villequier, Quelus, Saint-Luc, Maugiron, Saint-Mégrin, Livarrot, Joyeuse, Epernon, La-Valette, Du-Bouchage, Thermes und einer Menge anderer weniger öffentlichen Günstlinge gehabt; und dieser Titel war auch seine ganze Empfehlung zu einer Stelle gewesen, welche die Fürsten, die sich am wenigsten um die Regierung bekümmern, doch um ihres eignen Vortheils willen von denen

denen ausnehmen, womit sie diese Art von Dienern belohnen.

Das war also der Mann der die Führung der Finanzen zu einer Zeit hatte, wo es scheint, daß sie eine ganz andre Gestalt hätten annehmen sollen, weil Maitressen und Günstlinge aus dem Kabinet verbannt waren. Aber was man am meisten bewundern wird, ist, daß der König bey seinen dringendsten Bedürfnissen, nicht einmal wenigstens den Vorzug genießen konnte, seine eignen Einkünfte mit dem Oberaufseher zu theilen. d'O bekümmerte sich wenig darum, ob Heinrich oft um einer geringen Summe willen eine Stadt oder einen Gouverneur verlohr, unterdessen Er seinen eignen Vergnügungen nicht das geringste entziehen wollte. Lieramont, der Gouverneur von Catelet, wendete sich an mich, um bey dem Herrn von O um die Bezahlung seiner Besatzung nachzusuchen. Ich fand die Sache so wichtig, daß ich meinen Widerwillen überwand, und meinen Auftrag ausrichtete; aber vergebens. Der Oberaufseher sagte, nachdem ich ihn verlassen hatte, zu Edouville und Mouffy, er wollte eben so gern diesen Ort in den Händen der Spanier als der Protestanten sehn (Lieramont war reformirt). Mouffy, der mein Verwandter war, sagte mir es wieder, und ich erklärte dem Oberaufseher, daß ich ihn zur Rechenschaft ziehen würde, wenn der Ort wegen dieser nicht erfolgten Auszahlung verlohren gienge; er machte sich aber nicht viel aus meiner Drohung.

Des Königs gutes Glück befreite ihn wenige Tage nachher durch eine Krankheit von diesem schlechten Diener. Das sonderbare bey diesem Tode war, daß dieser Mann, dessen Reichthum das ganze Geld des Landes war, mit dem er fast unumschränkt schaltete, und der in der Pracht seines Aufzuges, seiner Möblen und

sei-

seines Tisches den König selbst weit übertraf, noch ehe ihn die Aerzte verlassen hatten, von denjenigen unter seinen Verwandten, die er stets am meisten geliebt hatte, von seinen Bedienten, und einigen andern, die es unter dem Titel Schuldner thaten, gleichsam um die Wette so rein ausgeplündert wurde, daß lange vorher ehe er starb in dem Zimmer, worin er lag, nur noch die nackten Mauern waren, als hätte das Schicksal wenigstens durch eine Handlung der Gerechtigkeit mit ihm endigen wollen.

Der König kam nach Paris zurück, um wegen des Stillstandes, um den ihn der Herzog von Lothringen inständigst bat, und wegen des Vergleichs des Herzogs von Guise, der ihn durch seine Mutter die Herzogin, welche Geschwisterkind mit dem Könige war, und durch seine Schwester, Mademoiselle de Guise, darum ersuchen ließ, in Unterhandlung zu treten. Man kann sagen, daß von allen denen, die die Waffen gegen den König getragen hatten, der Herzog von Guise die meiste Nachsicht verdiente. Zu den gemeinschaftlichen Gründen der Religion und Unabhängigkeit, nach welchen alles erlaubt zu seyn schien, kam bey ihm noch der hinzu, daß sein Vater durch Heinrichs Vorgänger meuchelmörderisch ums Leben gebracht war. Die Frau von Guise that das meiste, um ihren Sohn zur Aussöhnung zu bewegen. Sie stellte ihm unaufhörlich vor, daß die Empörung der Prinzen und Großen des Reichs, welche die Religion vielleicht im Anfang gerechtfertigt hätte, strafbar würde, seitdem Heinrich das einzige Hinderniß weggeräumt hätte, welches dem Genuß seiner unbezweifelten Rechte auf die Krone entgegen stehen könnte.

In jedem andern Jahrhundert, wo man nicht, so wie in diesem, die wahren Begriffe von Tugend und

Laster verlohren gehabt hätte, wäre diese Frau durch den Charakter ihres Herzens und ihres Geistes die Zierde ihres Geschlechts gewesen. Sie besaß eine so natürliche und so wahre Redlichkeit, daß man gleich sah, sie habe gar nicht einmal eine Idee von dem Bösen, weder um es zu befolgen, noch andern anzurathen, und damit vereinigte sie eine solche Sanftmuth, daß sie eben so wenig auch nur das kleinste Gefühl von Haß, Bosheit, Neid, oder selbst nur von übler Laune kannte. Ich glaube nicht, daß je eine Frau im Umgange mehr Anmuth besessen, oder mehr feinen und leichten Witz mit so viel angenehmer Naivetät und einem so einfachen Wesen vereinigt hat. Ihre Antworten hatten eben so viel Salz als Ungezwungenheit. Man fand sie zu gleicher Zeit sanft und lebhaft, ruhig und lustig: der König lernte sie bald ganz kennen und von dem Augenblick an vergaß er nicht nur alle seine Empfindlichkeit, sondern er nahm auch in seinem Betragen ganz die Freimüthigkeit und die Vertraulichkeit eines aufrichtigen Freundes an. Er gestand den Herrn von la Rochette, Pericard und Bigot, welche der Herzog von Guise schickte, um seine Vorschläge zu thun, die nöthigen Paßports zu; und ernannte sogar, durch die Bitten dieser beiden Damen überwunden, von seiner Seite drey Agenten, um mit denen, die der Herzog geschickt hatte, zu unterhandeln, den Kanzler von Chiverny, den Herzog von Retz, und den Staats Sekretair Beaulieu Rusé.

Diese Drey, welche sich als feine Staatsmänner zeigen wollten, fingen gleich an, alle die Umschweife anzuwenden, welche die Politik der Gesandschafts-Angelegenheiten so sehr unpassend an die Stelle jenes ofnen und freimüthigen Betragens gesetzt hat, welches, ohne Jemanden zu betrügen, dieselbe Wirkung hervorbrin-

bringen würde. Zehn Tage nach einander hatten die Konferenzen gedauert, ohne daß man auch nur über den geringsten vorläuffigen Artikel wäre einig geworden. Die Frau von Guise, für die alle diese affectirte Langsamkeit die größte Marter war, kam zu dem König, da Sr. Majestät mir grade die Ehre erzeigte, sich mit mir zu unterhalten, und mich bey der Hand gefaßt hatte. Sie lenkte die Unterredung auf den Vergleich ihres Sohns, und beklagte sich mit ihrer gewöhnlichen Munterkeit, die doch mit einer kleinen Bewegung von Ungeduld vermischt war, darüber, daß man ihr drey Leute entgegen gesetzt hätte, „welche," wie sie sagte, „auf drey ganz verschiednen Wegen darauf los „giengen nichts zu beschließen. Der Erste, weil er „nie etwas bestimmteres sagte, als die Worte: man „muß sehen, man muß sich besinnen, wir „wollen's noch besser machen; der Andre, weil „er sich selbst nicht verstünde, ob er gleich beynahe un„aufhörlich spräche; und der Dritte, weil er nichts thäte, „als schelten." — In der That war auch dies der wahre Charakter der drey Abgeordneten. — Von ihrem Eifer für den König und ihrer Zärtlichkeit für ihren Sohn hingerissen, faßte diese würdige Frau nunmehr die Hände des Königs und küßte sie ihm ungeachtet seines Widerstrebens, und beschwor ihn, seine Arme dem Herzog von Guise zu öfnen, und ihr selbst den Trost zu gewähren, daß sie ihre Familie wieder in seine Gunst aufgenommen sähe. Sie sprach mit einer so lebhaften Ergießung des Herzens, daß Heinrich, selbst bis zu Thränen gerührt nicht umhin konnte, ihr zu antworten: „Nun gut, Kusine, was verlan„gen Sie denn von mir? Ich will ihnen nichts abschla„gen." „Weiter nichts" antwortete sie, „als daß Ew. Majestät den Mann, den Sie bey der Hand „halten ernennen, um mit meinem Sohn zu unterhan-

„deln.“ „Was!“ rief der König, „diesen gottlosen „Hugenotten? In Wahrheit, ich gebe ihn Ihnen „recht gern; ob ich gleich weiß, daß er mit Ihnen ver„wandt, und Ihnen unendlich zugethan ist.“ Er nahm auch sogleich dem drey Kommissarien die Führung dieser Sache ab, und ließ mir deswegen ein Patent mit dem großen Siegel ausfertigen, so wohl über das, was dem Herzog von Guise, als auch das, was die ganze Provinz Champagne betraf. Man wird leicht denken, daß der Kanzler sich mir dafür nicht sehr verbunden glaubte; aber es ist die Art eines alten und feinen Hofmanns, denen, die in Gunst stehen, um so mehr Schmeicheleien zu machen, jemehr man im Herzen eine lebhafte Rachbegierde gegen sie hegt, und Chiverny verstand sich besser als irgend Jemand auf die Künste eines Hofmanns.

Der Herzog von Guise hatte Anfangs wirklich ungeheure Bedingungen vorgeschlagen, welche den Vergleich würden unmöglich gemacht haben. Wahrscheinlich hatte er geglaubt, da er die Leute, an die er gewiesen war, kannte, er müsse fordern, wenn er etwas erhalten wollte. Er verlangte nichts weniger, als die Würde eines Obristhofmeisters des Königlichen Hauses, welche man dem Grafe von Soissons hätte nehmen müssen, der sie nach der Ermordung des lezten Herzogs von Guise bekommen hatte; die Stadthalterschaft von Champagne, die man auch schon an den Herzog von Nevers vergeben hatte; und den Genuß aller Pfründen des Kardinals von Guise, seines Oheims, besonders des Erzbißthums Reims, welches jetzt der Herr du Bec, ein Verwandter der Frau von Liancourt, der Maitresse des Königs, besaß. Es waren noch einige andre Artikel, aber diese drey machten die größte Schwierigkeit. So bald aber der Herzog von

Guise

Guise erfuhr, daß er mit andern Kommissarien sollte zu thun haben, so entschloß er sich leicht, alles übertriebene in seinen Forderungen nach zu lassen, und schrieb an seine Frau Mutter und an seine Bevollmächtigten sie möchten mit mir auf billige Bedingungen, und selbst um welchen Preis es wäre abschließen. Er hatte seit kurzem einen neuem Grund, bald zu endigen, der mir gänzlich unbekannt war. Er hatte nehmlich erfahren, daß die Stadt Reims, welche das schönste Geschenk war, das er dem König bringen konnte, sich das Verdienst erwerben wollte, aus eigener Bewegung zum Gehorsam zurückgekehrt zu seyn und daher die ganze Provinz aufmahnen ließe, sich mit ihr zu vereinigen, auch schon einen Theil derselben dazu bewogen habe. Der Herzog hatte diesem ihm unangenehmen Fall zuvorkommen und eine Besatzung hineinlegen wollen, aber die Einwohner gaben ihm zu verstehn, daß sie ihre Stadt selber zu bewachen dächten; über diese Weigerungen war ein Streit entstanden, und sie beantworteten seine Drohungen mit Drohungen von ihrer Seite.

Gleich in der zweyten Zusammenkunft, die ich mit den Bevollmächtigten des Herzogs hatte, war schon nicht mehr, weder von der Obristhofmeister-Stelle, noch von der Statthalterschaft von Champagne, noch von den Pfründen die Rede. Da diese drey Hindernisse gehoben waren, so sah ich keine große Schwierigkeiten mehr vor mir. Ich hatte dem König eine Idee, die mir eingefallen war vorgeschlagen, den Herzog von Guise aus Champagne nach Provence zu versetzen, und ihm diese Statthalterschaft zur Belohnung zu geben, damit sein eigner Vortheil ihn mit Lesdiguières und Ornano, welche die Partey des Königs gegen Epernon hielten, verbände, und man dadurch

endlich einmal die Gewalt dieses so furchtbaren Unterthanen stürzte. Der König willigte um so eher ein, und befahl mir, nach diesem Plan abzuschließen, weil er nach der Art, wie sich das Haus Guise gegen ihn betrug, urtheilte, daß er auf die Treue desselben würde bauen können. Ich that den Agenten des Herzogs diesen Vorschlag, und gab mir auf einem wiederhohlten Befehl des Königs so viel Mühe, auch in den andern Punkten mit ihnen überein zu kommen, daß noch am folgenden Abend der Vergleich geschlossen, von mir im Namen des Königs, und von der Frau von Guise und den drey Bevollmächtigten im Namen des Herzogs unterzeichnet wurde.

Den Tag darauf trafen sechs Abgeordnete der Stadt Reims zu Paris ein, welche an mich gewiesen waren. Sie sagten mir, der König könne die Mühe sparen, dem Herzog von Guise große Belohnungen zu geben, denn nicht allein stehe es nicht mehr in seiner Gewalt, Reims zu übergeben, sondern die Einwohner dieser Stadt erböten sich sogar, ihn selbst dem König aus zu liefern. Sie verlangten nicht mit Sr. Majestät zu reden; es sey ihnen genug, sagten sie, von ihm oder auch nur blos von mir eine schriftliche Versicherung zu haben, daß er ihre Unternehmung gut hieße; die Belohnung dafür überließen sie ganz seinem guten Willen. Alles dies wurde, nach dem Gebrauch, mit der Anerbiethung eines Geschenks von 10,000 Thalern für mich begleitet. Ich schlug das Geschenk aus, welches ich nicht annehmen wollte, und auch nicht mehr konnte, dankte ihnen im Namen des Königs für ihre gute Absicht und versicherte ihnen, daß Sr. Majestät den Beweis derselben mit Vergnügen annehmen würde. Die Antwort verschob ich aber, bis ich über ihre Sache würde mit dem König gesprochen

chen haben, und ich gieng auch gleich hin, ihm alles zu melden. Er war grade in seinem kleinen Kabinet, ließ alle Welt bis auf Béringhen hinausgehen, und hörte mir zu indem er auf und ab gieng, sich die Stirne rieb, und bey der Betrachtung des natürlichen Unbestandes und Leichtsinnes des Volks lächelte. Nachher zog er mich ans Fenster, und fragte mich, wie weit ich mit dem Herzog von Guise wäre. So bald ich ihm gesagt hatte, daß der Vergleich geschlossen wäre, so bedachte er sich nicht einen Augenblick, ob er ihn halten wollte; aber zugleich wollte er sich auch gegen die Zuneigung der Stadt Reims nicht unempfindlich bezeigen. Ich führte die Abgeordneten zu ihm, denen er königlich dankte. Er gestand ihnen sehr ansehnliche Gnaden zu, und das mit einer so einnehmenden Art, daß sie voll Freude und Bewunderung zurückkehrten.

Nachdem der Vertrag des Herzogs von Guise in der gewöhnlichen Form von Gévres an des Königs Stelle unterzeichnet war, so baten die Herzogin und Madem oiselle de Guise für ihn um die Erlaubniß, daß er selber kommen dürfte, Sr. Majestät seines Gehorsams zu versichern. Ich schrieb ihm, er möchte keine andere Sicherheit, als blos diese Erlaubniß verlangen, und er machte auch gar keine Schwierigkeit darüber. Er versammlete so viele von seinen Freunden als er konnte, und warf sich dem König mit so aufrichtigen Zeichen seiner Reue zu Füßen, daß dieser, der in dem Grunde seines Herzens las, anstatt ihm Vorwürfe zu machen oder ein Stillschweigen zu beobachten, das bey solchen Gelegenheiten oft noch niederschlagender ist, sich nur Mühe gab, ihn zu beruhigen. Er umarmte ihn dreymal, nannte ihn seinen Neffen, machte ihm tausend Liebkosungen, und sprach ohne die

Erinnerung an das Vergangne zu vermeiden noch auf eine gezwungne Art aufzusuchen, mit Lobeserhebungen von dem verstorbnen Herzog von Guise. Er sagte, sie wären in ihrer Jugend warme Freunde gewesen, obgleich oft Nebenbuhler bey den Damen. Die guten Eigenschaften des Herzogs, und eine große Aehnlichkeit der Neigungen hätte ihnen beiden einen gleichen Widerwillen gegen den Herzog von Alenzon eingeflößt. Ein Freund der sich nach einem leichten Zwist mit seinem Freunde auszusöhnen sucht, hätte nicht mehr thun können, und alle, die bey dieser Aufnahme gegenwärtig waren, konnten nicht genug bewundern, daß ein König, der so viel Eigenschaften besaß, durch die er sich furchtbar zu machen vermochte, immer nur die, die ihm Liebe erweckten, anwendete.

Der Herzog von Guise, der durch diese Anrede völlig gewonnen war, antwortete darauf, er würde nichts vergessen, was ihn der Ehre, die der König dem Andenken seines Vaters wiederfahren ließe, und den Gesinnungen, die er ihm selbst bezeugte, würdig machen könnte. Er wußte ihn so gut zu überzeugen, daß er hinfort mit unverletzlicher Ehrfurcht an ihm hängen würde, daß Heinrich von dem Augenblick alles vergaß, was ein andrer von dem Sprößling eines Hauses befürchtet haben würde, vor dem so oft die Könige hatten zittern müssen, mit ihm vertraulich umgieng und ihn wie die andern Hofleute, an seinen Vergnügungen Theil nehmen ließ. Es war ein Hauptzug in Heinrichs Charakter, daß der ernste äussere Anstand, den die königliche Majestät nothwendig zu machen scheint, ihn doch nicht abhielt sich den Freuden zu überlassen, welche die Gleichheit der Stände in der Gesellschaft gewährt. Der wirklich große

Mann

Mann weiß, so wie es die Gelegenheit erfordert, alles zu seyn, was er seyn muß, bald Herr der Andern, bald ihres Gleichen, bald König und bald Bürger. Er verliert nichts dadurch, sich im engern Kreise so herabzulassen, wenn er nur ausserhalb desselben sich gleich fähig zu Staatssachen und zum Kriege zeigt; der Höfling wird doch nie vergessen, daß er bey seinem Herrn ist.

Die Frau von Guise trat einige Tage nachher in das Zimmer des Königs, als eben ihr Sohn ihm zu einer leichten Mahlzeit, die er den Nachmittag hielt, die Serviette reichte; sie nahm daher noch Gelegenheit, Sr Majestät ihre Dankbarkeit zu bezeigen, und sagte mit Lebhaftigkeit, wenn je der Herzog seine Pflicht vergessen könnte, so würde sie ihn nicht für ihren Sohn erkennen, und ihn enterben. Der König lief auf sie zu und umarmte sie, indem er ihr versicherte, daß er von seiner Seite für den Herzog von Guise die zärtlichsten Gesinnungen eines Vaters hegte.

Man unterließ nicht, über den Vergleich den ich mit ihm gemacht hatte, mächtig zu schreien. Die besondern Feinde des Herzogs, und jene andre Art von Menschen, von denen es an den Höfen wimmelt, und die keine andere Beschäftigung haben, als die Aufführung der Personen, die die Geschäfte verwalten zu belästern, vereinigten sich wider mich, in geheim durch die, denen man die Versorgung dieser Sache abgenommen hatte, angehetzt, und verbreiteten überall, ich hätte blos diesen Auftrag übernommen, um mich der Frau von Guise gefällig zu machen. Der Herzog von Epernon vergaß sich dabey nicht. Er wiederhohlte unaufhörlich, indem er von dem Herzog von Guise und von sich selbst sprach, ich hätte dem Einen ohne einige Ursache Gefälligkeiten erzeigt, und dem Andern

wider alle Vernunft geschadet. Diese Reden wurden so oft vor die Ohren des Königs gebracht, daß er am Ende auch anfieng zu glauben, ich möchte mich wohl ein wenig übereilt haben, doch ohne deswegen darüber unzufrieden zu seyn.

Es war mir nicht schwer, mich zu rechtfertigen, und ich that es in einer schriftlichen Vertheidigung, die ich dem König überreichte. Ich stützte sie auf folgende Gründe: Er hätte dem Herzog die oben erwähnten drey Punkte nicht zugestehn können, ohne eine Menge Mißvergnügte zu machen; dies würde aber dennoch haben geschehen müssen, wenn man ihm nicht eine Statthalterschaft hätte geben können; und es sey auch die geringste Belohnung die er hätte erwarten dürfen, da er die Statthalterschaft von Champagne aufgab, und so manchen andern Forderungen entsagte; in Ansehung des Gouvernements, das man ihm als Schadloshaltung gab, so würde man keins finden, welches so wenig gefährlich werden könnte, im Fall der Herzog ja in der Folge fähig seyn sollte, seine neuen Schwüre zu brechen, als das von Provence, denn man würde von ihm wenig in einer Provinz zu befürchten haben, die gar keine Gemeinschaft mit Lothringen, den Niederlanden, und besonders mit Bourgogne hätte. Wenn man von der andern Seite von allen seinen Forderungen ihm weiter keine hatte zugestehn wollen, als ihn in der Statthalterschaft von Champagne zu bestätigen, so wäre zu befürchten gewesen, daß dieses den Krieg in der Gegend verewigt haben würde. Es sey der Vortheil des Königs einen Mann nach Champagne zu setzen, der nicht nur im Herzen seinem Dienst ergeben, sondern auch so gut bekannt wäre, daß die Rebellen in Bourgogne alle Hoffnung aufgeben müßten, jemals mit ihm in einige Verbindung treten zu können.

In

In Ansehung von Provence setzte ich noch den Grund wegen des Herzogs von Epernon, wovon ich schon etwas berührt habe, hinzu. Ich erinnerte den König mit wenig Worten, an alle die Ursachen zum Mißvergnügen die er von demselben erhalten hätte, an seine beinahe immerwährende Empörung, seine heimlichen Bemühungen, alle Katholiken von Sr. Majestät abwendig zu machen, die Art mit der er sich öffentlich berühmt hatte, daß er in seiner Stadthalterschaft nie Jemanden über sich erkennen würde, sein letztes Betragen bey der Belagerung von Villemac, und an so viel andre Punkte, die gewiß einst in der Geschichte dieses hochmüthigen Unterthanen sich schlecht ausnehmen werden. Es war ein Oberhaupt der Ligue, dem man ein anderes entgegenstellte; aber den Herzog von Guise gegen tausend Bewegungsgründe auch noch ausser seinem persönlichen Vortheil, den man doch immer als den mächtigsten ansehen kann, in ein System, das seinen ersten Aussichten gerade zuwieder war.

Ich gieng nun zu der Person dieses letztern über, ohne mich bey den Befehlen, die mir der König in dieser Sache gegeben hatte, noch bey der Gefahr eines längern Aufschubs aufzuhalten. Selbst wenn der von ihm geschlossene Vertrag auch nicht so vortheilhaft für Sr. Majestät gewesen wäre, als man doch leicht darthun konnte, daß er es war; hätte denn der König nach aller Strenge einen Mann behandeln sollen, der standhaft die schmeichelhaftesten Anerbietungen und Versprechungen von Seiten Spaniens, der Herzoge von Savoyen und Lothringen und aller Feinde des Staats, ausgeschlagen hatte, welche ihn bewegen sollten, einen Krieg fortzusetzen, der, wenn er auch noch so kurze Zeit gedauert hätte, doch dem Könige würde beschwerlicher gefallen seyn, als alles, was er dem Her-

Herzog von Guise zugestanden hatte? Ich will es sogar noch vor eine geringe Sache rechnen, einen Mann gewonnen zu haben, den blos sein Name und seine Geburt an die Spitze einer mächtigen Partey stellen könnten, was auch seine und meine Feinde davon sagen mögen. Ich will ihnen, wenn sie es verlangen, selbst noch das einräumen, daß dieser Prinz am Ende nur ein eitles Opfer ungerechter und unsichrer Ansprüche gebracht hatte. Mit Einem Worte, wir wollen alles so gering anschlagen, als möglich und hier nichts, als eine bloße Großmuth des Königs in Betrachtung ziehen: so verband er sich doch dadurch nicht nur einen einzelnen Mann, sondern ein ganzes Haus, das durch seine Verwandtschaft, seine Güter und seinen Kredit wichtig war. Kann man das übel angewendete Großmuth nennen?

Meine Gründe fielen dem König auf, und er schien mir verwundert, daß ich von Epernon so gute Nachrichten hatte. Er hielt nicht für rathsam, meine Schrift öffentlich bekannt zu machen, denn sie enthielt Wahrheiten, zu deren Entdeckung die Zeit noch nicht gekommen war. Ich ließ mir dies sehr leicht gefallen; ich habe mir jederzeit aus den Bemühungen des Neides, welches eine Art von unheilbarer Krankheit ist, wenig gemacht. Das Betragen des Herzogs von Guise hat in der That mich am besten entschuldigt. Er trat seine Statthalterschaft mit einer so deutlichen und so bestimmten Erklärung seiner Gesinnungen an, daß er den Aufwieglern alle Hoffnung benahm, ihn je in Versuchung führen zu können. Bey allen Gelegenheiten beförderte er mit eben so viel Vestigkeit als Klugheit den Dienst des Königs und das Wohl des Staats. Die Eroberung von Marseille, die mit Recht für eine von den Unternehmungen in dieser Art, die mit der

gröss-

größten Geschicklichkeit ausgeführt wurde, gehalten wird, war sein Werk. Mit Lesdiguieres und der Gräfin von Sault, die ihm Hülfe leisteten, schlug er den hochmüthigen Epernon, und brachte ihn so in die Enge, daß er endlich seinem aufrührischen Gemüthe einen Zaum anlegte; und man sah diesen unbiegsamen Geist gezwungen, sich der Gnade des Königs zu ergeben und einer seiner aufmerksamsten Höflinge zu werden.

Ich bin bereit dem Herzog von Epernon Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und thue es auch gern. Man wird immer finden, daß ich der Erste bin, auf die Dienste, die er entweder in Person, oder durch seine Truppen, in Limoges, Saint-Germain, Ville-Bois, Chartres, Boulogne, Montauron, und selbst, wenn man will, zu Villemur leistete, ein Gewicht zu legen. Es ist mir unangenehm, daß mein Gegenstand mich oft zu einer genauern Untersuchung zwingt, die nicht immer vortheilhaft für ihn ausfällt; aber was läßt sich auch von seinem Betragen in Provence denken? und dies ist grade ein Umstand, der weder übergangen noch verstellt werden kann. Gewiß ist es sehr gelinde mit ihm verfahren, und Schonung seines Rufs, wenn man alles auf die Rechnung seines Eifers für die katholische Religion schreibt. Seine Lobredner, die überall den Preis seiner geringsten Thaten ausposaunt haben, sollten ein wenig gemäßigter bey vielen so bestimmten Zeugnissen von Ungehorsam und Empörung seyn; oder sie müssen erst den Satz festsetzen, daß ein Unterthan, ohne Vorwürfe zu verdienen, gegen seinen König und sein Vaterland sich vergehn, seinem Ehrgeiz zu gefallen alles verwirren und unter einander werfen, und durch Gewaltthätigkeit das Recht verdrängen kann. Wenn Jemand hier ein Lob verdient, so ist es ohne Zweifel der König, der nach allem diesem noch Epernon mit ofnen Armen aufnimmt, und

ihn

ihn sogar von Belohnungen nicht ausschließt, die jetzt, nach beider Lage, nichts als bloße Gnade von Heinrichs Seite waren.

Nach dem Tode des Herrn von O erschien unter den Bewerbern um die Oberaufseherstelle ein Mann, von dem man glaubte, daß er sie bald erhalten würde. Es war Nikolaus von Sancy, dem es in diesem Fach weder an Fähigkeit noch an Erfahrung fehlte. Sancy war das, was man im gemeinen Leben einen Mann von Verstande nennt, das heißt in der Bedeutung, die man gewöhnlich diesem Ausdruck giebt, er besaß Lebhaftigkeit, Scharfsinn und eine leichte Fassungskraft; weil aber diese Eigenschaften gar nicht unzertrennlich von einer vortreflichen Beurtheilungskraft sind, so verdarb er sie durch eine Eitelkeit, einen Eigensinn und eine Heftigkeit, die ihn zuweilen beinahe unerträglich machten. Mein Urtheil von diesen mit einer lebhaften und starken Einbildungskraft begabten Köpfen ist im allgemeinen dieses, ob sie gleich gemeiniglich zwey großen Fehlern unterworfen sind, einer zu großen Spitzfindigkeit in ihren Ideen, und zu weniger Ordnung in ihren Entwürfen, durch die sie sich gewöhnlich hinreissen lassen, so muß man sie doch gar nicht für ganz unfähig zu Geschäften halten, denn sehr oft finden sie Hülfsmittel, die den kältern Pflegmatikern nicht eingefallen wären; aber es muß nothwendig immer Jemand über sie wachen und sie zurecht weisen, wenn sie abschweifen.

Sancy hatte Heinrich dem dritten und dem jetzigen Könige lange und mit Nutzen in Deutschland und in der Schweitz gedient. Er hatte sich durch eine große Nachgiebigkeit, ungezwungene Manieren, und die Kunst, ihm auf die feinste Art bey seinen Vergnügungen zu schmeicheln und bey seinen Liebeshändeln angenehm

genehm zu unterhalten, bey Heinrichen in Gunst gesetzt, und war dadurch mit ihm auf den Fuß der engsten Vertraulichkeit gekommen. Theils aus Eifersucht, theils um auf alle Art ihm den Hof zu machen, schrie er unaufhörlich über die Verschwendung der Finanzen, und weil ein Schmeichler immer mehr sagt als er will, so hatte er, indem er den Oberaufseher tadelte, es nicht lassen können, auch auf die Oberaufseherstelle loszuziehen, als ein Amt das dem Staat verderblich wäre. Hierin hatte er sich nun eben nicht als ein Mann von Verstande gezeigt. Ein sehr wesentliches Hinderniß stand seiner Erhebung zu dieser Würde noch entgegen: nicht allein hatte er sich noch nicht bestrebt, der Frau von Liancourt, die jezt bey dem König in Gunst war, zu gefallen, sondern er hatte auch, weil er, wie das bey seines Gleichen gewöhnlich der Fall ist, seine Zunge nicht zähmen konnte, diese Dame an der empfindlichsten Stelle beleidigt.

Ich weiß nicht, ob die Geschichte, die ich hier erzählen werde, jemals mehr als eine bloße Geschichte gewesen ist; in dem Fall aber hätte Sancy nur noch größeres Unrecht, sie ausgebreitet zu haben. Doch dem sey, wie ihm wolle, ich erzähle sie so, wie sie in Paris herum gieng. Der König schickte seinen ersten Leibarzt Alibour zu der Frau von Liancourt, welche eine unruhige Nacht gehabt hatte; es war noch im Anfang seiner verliebten Bemühungen bey dieser Dame. Alibour kam zurück und sagte, er habe freilich einige Erhitzung bey der Kranken gefunden, aber Sr. Majestät möchte deshalb nicht in Sorgen seyn, es werde gewiß ein gutes Ende nehmen. „Aber wollt ihr sie denn nicht zur „Aderlassen und ihr Arzney geben?" fragte der König. „Ich werde mich wohl hüten, antwortete der alte Mann „eben so treuherzig," sie hat noch nicht die Hälfte ihrer

Zeit

Zeit erreicht. „Was!“ rief der König in der äußersten Bewegung und Erstaunen, „was redet ihr alter „Narr? ich glaube, ihr träumt, oder seyd nicht recht „bey Verstande.“ Alibour unterstützte seine Meinung mit guten Gründen, welche der König zu widerlegen glaubte, indem er ihn genauer unterrichtete, wie er mit der Dame stünde. „Ich weiß nicht, was Sie gethan „oder nicht gethan haben“ antwortete der alte Doktor mit vieler Kälte, und verwies ihn auf einen vollkommenen Beweis in sechs oder sieben Monathen. Der König verließ ihn im äußersten Zorn, und gieng stehendes Fußes hin, die schöne Kranke auszuschelten; aber diese wußte alles, was der ehrliche Mann in der Unwissenheit geschwatzt hatte, so gut wieder gleich zu machen, daß man nicht das geringste Mißverständniß zwischen ihr und ihrem Liebhaber sah. Wahr ist es indessen, daß der Erfolg Alibour's Weissagungen pünktlich wahr machte. Man glaubt aber, daß Heinrich nach einer bessern Untersuchung dahin gebracht wurde zu glauben, er allein habe sich verrechnet. Anstat das Kind, womit die Frau von Liancourt zu Coussy während der Belagerung von Laon niederkam, nicht anzuerkennen, erklärte er sich vielmehr öffentlich darüber, und befahl, daß man ihm den Namen Caesar geben sollte.

Sancy ließ seinem Witz freien Lauf, wenn er diese Geschichte erzählte, und vergaß dabey nie die Anekdote von la-Regnardiere, der, wie er sagte, sich die Freiheit hatte nehmen wollen, dem König einige Aufklärungen zu geben, die aber so wenig gefielen, daß er einige Tage nachher vom Hofe weggejagt wurde. Man nahm zum Vorwand, er habe sich gegen den Admiral vergangen. Sancy hatte immer was zu reden, bis der ehrliche Alibour starb, dessen Tod er natürlicher gefunden haben würde, wenn er nicht grade mit der Erfüllung jener

Pro-

Prophezeihung zusammen getroffen hätte. Wenn er solche Anmerkungen über die Geburt des Sohnes machte, so erlaubte er sich nicht geringere über den ganzen Lebenslauf der Mutter; aber er erfuhr auf seine Unkosten, was der Haß einer Frau, und besonders der Maitresse eines Königs vermag. Heinrich liebte ihn und wollte ihm wohl, und ob er gleich geneigt war, die Stelle eines Oberaufsehers der Finanzen eingehn zu lassen, so würde er sie doch blos, um sie Sancy zu geben, beybehalten haben; aber die Frau von Liancourt wußte ihn schon daran zu verhindern.

Statt des Oberaufsehers errichtete der König jezt ein Kollegium, welches aus acht Räthen bestand, dem Kanzler von Chiverny, dem Herzog von Retz, den Herren von Belliévre, dessen Platz nachher Matignon erhielt, von Schombery, Maisse, Freßne, den die Frau von Liancourt beschützte, la Grange-le-Roi und Sancy, welcher sich noch sehr glücklich schätzen mußte, blos einen Platz in diesem Kollegio zu bekommen. Der König gab diesem Rath noch ein Oberhaupt, aber blos dem Titel nach und ohne einigen Einfluß, und dies war der Herzog von Nevers. Diese neue Art der Verwaltung der Finanzen dauerte mit einigen kleinen Veränderungen, eine Weile fort. Ich werde sie zu ihrer Zeit bemerken, denn man wird in diesen Memoiren alles, was die Finanzen betrift, mit der Weitläuftigkeit abgehandelt finden, die ein Mann der so lange Zeit sein einziges Studium und seine einzige Beschäftigung daraus gemacht hat, diesem Gegenstand widmen kann.

Der Erfolg zeigte dem König deutlich, daß diese neue Veränderung im Staatsrath noch lange nicht das Mittel war, welches man gegen das Uebel suchte. Ich sah es ein, ungeachtet meiner wenigen Erfahrung in diesen Sachen. Es ist nicht die Verwaltung durch

einen einzigen Mann, welche Schuld ist, daß die Finanzen in Verfall gerathen; weil es einmal nothwendig ist, daß sie durch Jemandes Hände gehen, so bleiben die Einkünfte um desto mehr beysammen, je weniger Hände man dabey gebraucht. Der Mißbrauch liegt in der Wahl dieses Mannes, und in der Verfassung des Finanzwesens; und in diesen beiden Rücksichten wird das Uebel nur verewigt, wenn man diese Geschäfte unter viel Köpfe zertheilt. Wenn es schwer ist, in dem ganzen Königreiche einen einzigen Mann, so wie man ihn zu diesem Amte braucht, zu finden, wie wird man sich schmeicheln dürfen, ihrer eine so große Anzahl zu bekommen? Eben so auffallend ist der Irrthum sich einzubilden, daß, wenn jeder von diesen Männern eine andre gute Eigenschaft hinzubrächte, dadurch dieselbe Wirkung hervorgebracht werden könne, als ob Ein Mensch sie alle besäße; denn da müßte man voraussetzen, daß diese Eine gute Eigenschaft eines jeden nie durch seine eignen oder seiner Kollegen Fehler unnütz gemacht werden werde. Die herrschende Neigung fast Aller, die Aemter antreten, ist der unüberwindliche Hang, sich und ihre Verwandte zu erheben und zu bereichern. Wenn sie auch diesen Durst nach Reichthum nicht gleich im Anfang empfinden, so entsteht er doch bald, wächst und wird durch das Geld, das sie unter Händen haben stets gereitzt. In der Abhängigkeit und der gegenseitigen Furcht, worin einer durch den andern erhalten wird, stellt jeder von ihnen sich die strenge Redlichkeit als eine Eigenschaft vor, die ihm unnütz, ja schädlich seyn müsse, weil die Unbequemlichkeit allein ihn, der Ruhm aber alle seine Mitbediente mit treffe. Auch in der Wahl der Mitglieder dieses neuen Kollegiums war der König nicht glücklich. Ein Theil von ihnen war, außer dem natürlichen Hang zum Laster, auch noch in einer Lage, die sie leicht dazu hin-

hinreissen konnte. Sie hatten alle eine Menge Schulden zu bezahlen und ihre eignen Angelegenheiten wieder in Ordnung zu bringen.

Heinrich hatte mir auch einen Platz darin bestimmt, und in seinen Unterredungen mit mir sprach er schon seit langer Zeit davon, daß er wünschte, ich möchte anfangen mich mit den Finanzen bekannt zu machen. Mir standen aber die befehlenden Manieren des Herzogs von Nevers gar nicht an, der mit jeder Gelegenheit uns seinen Stolz auf seinen Rang eines Prinzen empfinden ließ, und das an einem Orte, wo dieser Rang grade vor nichts zu rechnen war. Eines Tages, da er mich aufs äußerste gebracht hatte, nahm ich mir die Freiheit ihn zu bitten, er möchte bemerken, daß der Graf von Nevers aus dem Hause Bethune hergekommen wäre, ehe er ein Glied des Hauses Gonzaga ward. Man konnte diesen von Eitelkeit aufgeblasnen Menschen keine empfindlichere Beleidigung anthun. Er sagte und wiederholte gegen alle, die ihn anhören wollten, ich wäre ein Hugenot vom Vater auf den Sohn; und um auf meine Anmerkung zu antworten, setzte er hinzu, er habe meinen Großvater zu Nevers eine traurige Figur machen sehn. Ich ließ ihn seine Rache ausüben, die doch nicht weiter gehen konnte, als mich aus einer Rathsversammlung zu entfernen, in welcher ich gar keine Lust hatte, mich mit ihm zusammen zu befinden. Er erhielt Genugthuung. Der König, der noch auf tausend Dinge Rücksicht nehmen mußte, fand nicht für gut uns beysammen zu lassen. Er sagte mir sehr verbindlich, er wäre gezwungen, das Zeugniß seines Wohlwollens für mich noch auf eine entferntere Zeit zu verschieben. In dieser Erwartung war ich mit der Stelle eines Staats-Sekretairs mit 2,000 Livres Gehalt, und mit einer Pension von 3600 Livres, welche seine Majestät mir gab, zufrieden.

Da die Nothwendigkeit eine Veränderung im Finanzwesen zu machen, auch den am wenigsten Hellsehenden auffiel, so wollte der neue Rath im Anfang sich diese Ehre verdienen, und ließ von denen seiner Mitglieder, welche sich einbildeten den meisten Scharfsinn und Geist der Ordnung zu besitzen, von Freßne und la Grange-le-Roi einen Entwurf dazu machen. Nachdem sie aber über diese Materie einen mächtigen Band zur Welt gebracht hatten, gieng es damit wie mit den meisten Systemen, die man erfunden hat und noch erfinden wird. Nichts war erhabner in der Spekulation, nichts holprichter in der Ausführung, und der König, den sie oft mit den prächtigsten Hofnungen unterhalten hatten, fand sich am Ende des Jahrs, das er zu Paris zugebracht hatte, indem er von einem Tage zum andern die Wirkung ihrer Versprechungen erwartete, um nichts weiter gekommen.

Er wurde durch den Vertrag mit Lothringen, welches sich endlich von Spanien trennte, und ein Bündniß zur Vertheidigung und Angrif mit Frankreich schloß, auf eine nützlichere Art in der Hauptstadt zurück gehalten. Sancy verwendete sich dabey mit vielem Nutzen und hatte beinahe allein die Ehre davon. So bald nachher der Herzog von Bouillon nach Paris kam, fehlte es dem König nicht mehr an Beschäftigung. Er kam, um in Person die Ausführung der Plane zu befördern, von denen er mich zu Sedan unterhalten hatte, besonders die Erklärung des Krieges gegen Spanien, denn auf den bauete er den Grund seiner Vergrößerung an der Seite der Niederlande. Er sprach davon mit so anscheinenden Gründen, daß, nachdem er den König schon halb gewonnen und den größten Theil der Hofleute auf seine Seite gezogen hatte, er nicht länger anstand den Vorschlag im öffentlichen Staats-

rath

rath zu thun. Aus zwey verschiednen Gründen erhielt er nicht den Beifall aller Gegenwärtigen. Diejenigen, welche noch einen kleinen Rest von Anhänglichkeit an die Ligue und an Spanien hatten, und diese waren nicht in geringer Anzahl; und diejenigen, welche urtheilten, daß bey dem jetzigen Zustande der Schwäche und Erschöpfung des Reichs gar keine Zeit wäre an den Krieg zu denken, erklärten sich dawider. Diese lezte Meynung hatte nur wenige Anhänger, aber desto stärkere Gründe, wenn man sie hätte anhören wollen.

Ich wollte den Vorwurf nicht auf mich laden, bey dieser Gelegenheit geschwiegen zu haben; ich suchte durch alle mögliche Mittel den König von diesem Krieg abzurathen, aber, schon durch seine eigne Neigung heimlich nach dieser Seite hingezogen, glaubte er die lang gesuchte Gelegenheit gefunden zu haben, sich an einem Nachbar zu rächen, der auf alle Art gestrebt hätte das Feuer zu erhalten, welches das Innere des Reichs verzehrte. Man war der Lothringischen Truppen gewiß; England und Holland ließen uns durch ihre Gesandten hoffen, daß sie durch eine mächtige Unternehmung die Gewalt der Feinde theilen wollten. Nach den Reden des Herzogs von Bouillon durfte er nur ein einziges Wort sprechen, und ganz Luxemburg würde sich uns ergeben. Sancy machte die schönsten Versprechungen von Seiten der dreyzehn Kantons; sie sollten sich über die ganze Franche-Comte verbreiten und sie verheeren. Alle diese schönen Aussichten entschieden den Entschluß des Königs, und der Krieg wurde im Januar des folgenden Jahres erklärt.

Der spanische Hof schien sich wenig daraus zu machen, und zeigte in seiner Antwort 1595.
viel Verachtung gegen Heinrichs Kabinet und gegen ihn selbst, dem er keinen andern Titl, als den eines

Prinzen von Bearn, gab. Indem er Anstalten zu seiner Vertheidigung machte, arbeiteten seine Unterhändler in Frankreich daran, ihm diese Sorge zu ersparen; dieser Plan war so schwarz, daß man Mühe haben wird zu glauben, daß er zu einer so niederträchtigen Hinterlist seine Zuflucht nehmen konnte.

Am 26. December (1594) war der König in seinem Zimmer im Louvre, wo ihm die Herren von Montigny und Ragny vorgestellt wurden, mit welchen eine große Menge Menschen hereingedrungen war. In dem Augenblick, wo der König sich bückte, um den einen von diesen beiden zu umarmen, bekam er ins Gesicht einen Stos mit einem Messer, welches der Mörder sogleich fallen ließ, um sich in dem Gedränge zu retten. Ich war gegenwärtig. Mehr todt als lebendig drang ich hinzu, da ich den König ganz mit Blut bedeckt sah, und mit Recht fürchtete, der Stoß möchte durch die Kehle gegangen seyn. Heinrich tröstete uns selber mit einer ruhigen und sanften Mine; und wir sahen auch bald, daß er weiter keinen Schaden hatte, als eine gespaltne Lippe. Der Stoß war zu hoch geführt worden, und ein Zahn, der dadurch zersprengt war, hatte ihn aufgehalten. Der Mörder wurde ohne Mühe entdeckt, ob er sich gleich unter der Menge verborgen hatte; es war ein Schüler mit Namen Jean Châtel. Auf die ersten Fragen, die man an ihn that, sagte er, er wär vor kurzem aus dem Jesuiter Kollegio gekommen, und legte diesen Vätern wichtige Sachen zur Last. Der König, der es hörte, sagte mit einer Munterkeit, deren wenige Personen bey dieser Gelegenheit würden fähig gewesen seyn: er wüßte schon aus dem Munde vieler rechtschaffnen Leute, daß diese Gesellschaft ihn nicht liebte; jezt aber sey er durch seinen eignen davon überführt worden. — Châtel wurde

der

der Gerechtigkeit überliefert, und die Untersuchungen gegen die Jesuiten, welche man bisher aufgehoben hatte, wurden schärfer als vorher wieder angefangen. Sie endigten sich blos mit der gänzlichen Vertreibung dieses Ordens aus dem Königreiche. Der Pater Johan Guignard wurde gehangen, wegen der verbrecherischen Sätze gegen das Ansehn und das Leben gekrönter Häupter, die er behauptet hatte. Johan Guéret, Peter Varade, Alexander Mayus, Franz Jacob und Johan Lebel, lauter Mitglieder der Gesellschaft, welche den Verdacht eines Antheils an dem Verbrechen auf sich gezogen hatten, mußten öffentliche Buße thun und wurden auf ewig des Landes verwiesen.

Der König wurde dadurch nur noch mehr zum Kriege gegen Spanien aufgemuntert. Er zog eine günstige Vorbedeutung aus dem glücklichen Erfolg der ersten Feindseeligkeiten. Die Lothringischen Truppen hatten sich gleich nach ihrem Vertrage mit Frankreich von selbst unter der Anführung der Herren von Tremblecourt und Saint-George über Bourgogne verbreitet, und dort alles in Schrecken gesetzt. Die Besatzung von Soissons, einem der Ligue völlig ergebnen Platze, wurde mit Conan und Bellefond an ihrer Spitze, durch Moussy, d'Edouville, Beyne und Gadancourt, dem Leutenant von meiner Kompagnie, fast gänzlich geschlagen. Der Herzog von Montmorency hatte, um sich der Würde eines Connetable, mit welcher er vor kurzem bekleidet worden war, würdig zu machen, mit einem Korps von 4,000 Mann zu Fuß und 400 Pferden, alles zum Krieg gut abgerichtete Truppen, einen Einfall in Dauphiné, Lionnois und Bresse gethan; was noch von Truppen der Herzoge von Savoyen und Nemours darinne war, hinaus gejagt; Vienne durch Kapitulation mit Diximieux, der darin für den Herzog von Nemours

kommandirte, und nachher Montluel eingenommen. Der Marschall von Biron hatte sich nachdem er Beaune gesichert hatte, zum Meister von Nuits, Autun und Dijon gemacht. Der Herzog von Bouillon, der sich gleich nach der Kriegserklärung an die Spitze der Truppen von Sedan gesetzt hatte, war in das Luxemburgsche eingedrungen, und hatte hier mit Hülfe des Grafen Philipp von Nassau acht bis zehn Trupps Cavallerie, welche Mannsfeld anführte, geschlagen.

Heinrich zweifelte nicht, daß, wenn er alle diese kleinen Korps in Eine Armee zusammen zöge, er damit im Stande seyn würde, jede Provinz, wohin er sie führte, zittern zu machen. Freilich konnte man nachher nicht mehr überall die Spitze bieten, so wie zuvor; aber der Vortheil, den er aus diesem Plan zu ziehen hoffte, bestimmte ihn dazu. Da er unter Picardie, Champagne und Bourgogne zu wählen hatte, so entschloß er sich zu der leztern, wo Montmorency, Biron und Sancy ihm zu dem glücklichsten Erfolg Hofnung machten. — Wir wollen sehn, was diese drey Männer für geheime Ursachen dabey hatten.

Der Connetable von Montmorency war durch die großen Zurüstungen aufmerksam gemacht worden, die er die Spanier in der Lombardey machen sah. Der Connetable von Castilien hatte Ordre bekommen, das Mayländische zu verlassen, so nothwendig auch seine Gegenwart sonst daselbst seyn möchte, in Frankreich zu dringen, sich mit dem Grafen von Fuentes, dem General der spanischen Truppen in den Niederlanden, zu vereinigen, und alsdann irgend eine große Unternehmung zu wagen. — Montmorency fürchtete, daß ihm diese ganze Macht auf den Hals fallen möchte. Der Marschall von Biron, der in derselben Gegend war, wo er sich der Stadt Dijon bemächtigt hatte, und jezt

das

das Schloß dieses Orts und das von Talon, welche beide sehr vest waren, belagerte, fürchtete auch, daß er die Belagerung würde aufheben müssen, wenn man ihm nicht zu Hülfe käme.

Was Sancy anbetraf, so wollte er blos aus der Eroberung von Franche-Comte, zu der er den König unaufhörlich antrieb, sich eine Ehre machen. Durch seine Erfahrung von der Gewalt der Frau von Liancourt überzeugt, suchte er ihn diesen Plan in den Kopf zu setzen. Er stand nicht gut genug bey ihm, um dies selbst zu unternehmen; aber er verstand recht gut, wie man am Hofe durch einen Stoß den man auf eine geschickte Art abprellen läßt, den rechten Fleck treffen, und doch verborgen bleiben kann. Er ließ dem Kanzler von Chiverny, und durch diesen einer Dame, von der er gewiß wußte, daß sie damit sich bey der Frau von Liancourt ein Verdienst machen würde, hinterbringen, der König könnte ohne Mühe seinem Sohn Cäsar ein reiches Erbtheil verschaffen. Es käme nur darauf an, die Spanier aus Franche-Comte zu verjagen, und ihm diese Provinz unter der Souveränetät der dreyzehn Kantons zu geben, welche ihr eigner Vortheil bewegen würde, diese Unternehmung zu begünstigen. Ich bin überzeugt, daß die Frau von Liancourt sich nicht schmeichelte, den König zu einem so lächerlichen Entwurf bewegen zu können, und daß sie es auch gar nicht einmal wagte, ihn ihm vorzuschlagen; aber es gehörte nun auch weiter nichts dazu, um diese Dame auf die Seite derjenigen zu bringen, die Sr. Majestät die Reise nach Bourgogne anriethen. So sind die Höfe, und so betrügt man die Könige. Sie mögen daraus lernen, daß, einen so großen Begrif sie sich auch von der Geschicklichkeit oder der Weisheit ihrer Minister mögen gemacht haben, es doch noch weit sicherer ist, bey jeder

wichtigen Angelegenheit den Hang, den Vortheil und die geheimen Neigungen derer, die sie umgeben, auszuforschen.

Um gewisser Maßen dem gefährlichen Umstande vorzubauen, daß man die Gränze von Picardie den Einfällen der spanischen Truppen in Flandern blos stellte, ließ der König, der sich nicht so wie die andern mit der mächtigen Unterstützung die England und Holland versprochen hatten, täuschte, an dieser Gränze die Herren von Nevers, Bouillon, Villars und Saint-Paul, jeden an der Spitze eines kleinen Korps, befahl ihnen, im Nothfall einander zu Hülfe zu kommen, und empfohl ihnen nichts so sehr, als ein gutes Verständniß. Im Fall sie sich vereinigten, sollte der Herzog von Nevers den Oberbefehl haben. Mit gleicher Aufmerksamkeit sorgte er für die innern Angelegenheiten. Er errichtete einen Staatsrath, welcher, außer den Finanzen, auch noch die Vergleiche, welche man mit den Provinzen, Gouverneurs und Städten machen könnte, die Kriegsangelegenheiten, und die Staatsverwaltung des Königreichs besorgen sollte.

So bald Sr. Majestät sich öffentlich über die Errichtung dieses Staatsraths erklärt hatte, so wünschte der Graf von Soissons zum Presidenten desselben ernannt zu werden, und fieng an sich etwas davon in des Königs Gegenwart merken zu lassen. Um ihm vergessen zu machen, was ich gethan hatte, seine Heirath zu verhindern, suchte ich für ihn um diesen Titel an, der mehr ehrenvoll war, als daß er wirkliche Gewalt gegeben hätte, und der auch nach allem Anschein nur kurze Zeit dauren konnte: aber der König, dessen Widerwille gegen den Grafen mit jedem Tage zunahm, hatte schon den Prinzen von Conty dazu ausersehn. Er machte diesen Entschluß den Mittag vor dem ganzen

zen Hofe bekannt; nachher kehrte er sich zu dem Grafen von Soissons, da er wüßte, sagte er, daß seine Gemüthsart ihn ganz zu dem Kriege hinzöge, so würde er ihn in diesem Feldzuge bey seiner Person behalten, und zugleich befahl er ihm, seine Kompagnie Gensd'armen in Stand zu setzen. Der Prinz von Conty antwortete durch eine tiefe Verbeugung, weil er nicht die Gabe hatte, sich leicht auszudrücken; der Graf von Soissons that dasselbe, weil der Aerger ihm den Mund schloß. Alles was seine Majestät zu ihm sagte, war mit so vielem Lob seiner Tapferkeit und mit einer so auszeichnenden Art begleitet, daß er noch thun mußte, als ob er sehr zufrieden wäre.

Die Mitglieder des neuen Staatsraths wurden beynahe alle aus dem alten genommen. Man vermehrte ihn durch drey Intendanten Heudicourt, Marcel und Guibert; zu diesen kamen in der Folge noch fünf andere, Incarville, des Barreaux, Atichy, Santeny und Vienne, und Meillant als Sekretair hinzu. Obgleich der Herzog von Nevers jezt nicht mehr darinne war, so fand doch der König nicht weniger Schwierigkeit mich hinein zu bringen, als das erstemal. Anfangs wagte er es gar nicht, aus großer Achtung vor den Katholiken, die keinem Protestanten ein Amt gönnen wollten. Drey Tage nachher that er doch diesen Schritt, und die Ursach, die er den übrigen Räthen angab, war, daß das Vertrauen, welches der Prinz von Conty auf mich sezte, es ihnen um ihrer selbst willen nöthig machte, daß ich zu ihnen gehörte.

Da der Weg des Königs über Moret gieng, so begleitete ich ihn bis dahin, weniger, um ihn daselbst zu empfangen, welches die Frau von Roßny auch ohne mich hätte thun können, als um Zeit zu finden, mich mit ihm ohne Zeugen zu unterreden und seine geheimen Anweisungen, die in seiner Abwesenheit in dem Staats-

rath

rath abgehandelt werden sollten, zu erhalten. Das gute Einverständniß herrschte nicht lange in demselben. Meine Kollegen verbanden sich alle aus Eifersucht gegen mich, da sie aus den geheimen Depeschen, welche ich erhielt, sahen, daß ich das Ohr des Königs hatte, und sich einbildeten, daß ich allein den Ruhm von allem haben würde, was das Conseil löbliches thun könnte. Sie glaubten mich abzuschrecken, oder zum Stillschweigen zu zwingen, indem sie sich alle standhaft gegen meine Meinung vereinigten. Da sie aber sahen, daß ich demungeachtet meinen Weg fortgieng, so gebrauchten sie das Mittel, sich in den Rathsversammlungen von ganz andern Dingen als den Finanzen zu unterhalten, und nachher bey dem Kanzler oder bey Sancy in geheim darüber zu Rathe zu gehen. Hier wurde alles ohne meine Theilnehmung eingerichtet. Ich verbarg ihnen nicht, was ich von diesem pflichtwidrigen Verfahren hielte. Ich sagte ihnen gradezu, daß ich mit ihren Beschließungen nichts mehr wollte zu thun haben, und statt sie zu unterzeichnen, protestirte ich dagegen und entfernte mich nach Moret. Die Herren des Raths, die von dem Mißvergnügen, das sie mir verursacht hatten, nicht einen so guten Vorwand anzugeben wußten, fürchteten die Vorwürfe des Königs, und ließen mich durch den Prinzen von Conty selber bitten, meinen Platz bey ihnen wieder einzunehmen. Es ist mir stets von Natur unmöglich gewesen, Jemanden zu schmeicheln, oder etwas gegen meine Empfindung zu sagen. Ich antwortete ihnen: weil man keinem der Mißbräuche, die sich bey den Finanzen eingeschlichen hätten, abhülfe, ungeachtet man sie kennte; so wollte ich mir wenigstens nicht den Vorwurf zuziehen, daß ich daran Theil genommen hätte; ich blieb lieber in Moret, als daß ich Zeuge von allen dem schlechten Verhalten hätte seyn sollen, das ich so ungestraft hingehen sah.

Der

Der König fand so viel Aehnlichkeit zwischen seiner Lage und der Meinigen, als ich ihm schrieb was mir begegnet war, daß er mich nicht besser trösten zu können glaubte, als wenn er mir wieder erzählte, wie es ihm gienge. Er hatte mit ganz unbiegsamen Köpfen zu thun. Der Graf von Soissons, der ihm nur mit Widerwillen gefolgt war, rächte sich dafür, indem er ihn seinen ganzen Eigensinn und üble Laune empfinden ließ. Er mochte aber thun, was er wollte, so konnte er doch den König, so aufgebracht dieser auch war, nie dahin bringen, daß er ihm befohlen hätte zurück zu kehren, welches doch sein einziger Zweck war. Er mußte am Ende von selbst, und unter einem so nichtigen Vorwand, daß man es kaum einen Vorwand nennen kann, die Armee verlassen. Auf das Gerücht von der Annäherung des Connetable von Castilien hatte der König den Connetable von Montmorency und dem Marschall von Biron Befehl gegeben, mit ihren beiden Korps zu ihm zu stoßen. Der Graf von Soissons behauptete, seine Würde als Obristhofmeister des königlichen Hauses gäbe ihm das Recht, alle diese Truppen in Abwesenheit des Königs zu kommandiren; und er sagte dies ihm selber. Dieser mochte gar nicht einmal mit den Connetable oder dem Marschall davon sprechen, daß sie ein solches Unrecht sich sollten gefallen lassen, sondern bemühte sich, dem Grafen diese lächerliche Idee auszureden. Er bat ihn, er ersuchte ihn darum, wie er gegen seinen Sohn oder seinen Bruder hätte thun können, (dies sind seine Ausdrücke, als er mir diese Sache schrieb) aber vergebens. Soissons, der gar nicht aus Unwissenheit fehlte, verließ ihn mit verstellten Mißvergnügen, und bewog einen Theil der Truppen, die er anführte, dasselbe zu thun. Der König schickte sogleich einen Kurier mit Briefen an seinen Staatsrath, und erinnerte ihn, richtige Maaßregeln

wegen

wegen der Flucht des Grafen von Soissons zu nehmen. Derselbe Kurier gab in Moret einen Brief an mich ab. Heinrich wußte noch nicht, daß ich mich dahin begeben hatte, aber wir hatten dieses so abgeredet, um meinen Briefwechsel mit Sr. Majestät vor meinen Feinden geheim zu halten.

Drey oder vier Tage nachher meldeten mir meine Bedienten, daß Kriegsleute angekommen wären, welche in Saint Mamert, einem Dorfe am Zusammenfluß der Seine und des Lein, welches unter Moret gehört und nur eine Viertelmeile davon entfernt ist, ihr Quartier zu nehmen verlangten. Ich schickte Camord ab, um zu wissen, wer sie wären, und was für Absichten sie hatten. Sie erzeigten diesem Edelmann nicht nur die bey solchen Gelegenheiten gebräuchliche Höflichkeit nicht; sondern gaben ihm noch die grobe Antwort, sie hätten das Recht sich da einzuquartieren, wo ihre Pferde müde würden, und man könne weiter nichts von ihnen verlangen, als daß sie keinen Schaden thäten. Sie wollten durchaus ihre Kapitäns nicht nennen, und sagten blos, sie gehörten zu dem Grafen von Soissons. Um das Unrecht völlig auf die Seite dieser Offiziere zu schieben, glaubte ich noch einmal an sie schreiben zu müssen, daß weil sie dem Grafen von Soissons angehörten, der mich mit seiner Freundschaft beehrte, so möchten sie doch nach Moret kommen; ich wollte ihnen in den Wirtshäusern und bey den Bürgern Quartiere schaffen, wo sie bequemer seyn würden. Ich ließ nur beyläufig ein Wort mit einfließen, um ihnen zu zeigen, daß ich die Art, wie sie meinen Abgeschickten aufgenommen hätten, recht gut fühlte. Camord, dem ich diese zweite Bothschaft auftragen wollte, sagte mir aber, dies würde zu nichts helfen, als sie nur noch unartiger zu machen, sie wären vorsätzlich in der Absicht mich zu

be-

beleidigen gekommen. Er bestätigte mir dies durch verschiedne Umstände bey seinem Empfang, die er mir erst verschwiegen hatte, um gröſsers Unheil zu vermeiden. Meine Frau, die bey diesem Bericht gegenwärtig war, fieng an, sich ihrem weiblichen Schrecken zu überlassen. Sie beschuldigte Camord einer Unbesonnenheit, und sagte, sie wollte lieber, daß das ganze Dorf Saint-Mamert von Grund aus zerstöhrt würde, als daß ich um einer solchen Kleinigkeitwillen mit dem Grafen von Soissons zerfiele, und Händeln mit diesen Offizieren ausgesetzt würde.

Ich bat sie, sich dahinein nicht zu mischen; alsdann ließ ich fünfe oder sechse von diesen Reitern, die nach Moret gekommen waren, um etwas an ihrem Zeuge ausbessern zu lassen und Lebensmitteln zu kaufen, gefangen nehmen, und schickte Camord zu diesen unhöflichen Offizieren zurück. Dießmal wurde er noch übler empfangen; es fehlte nicht viel, so hätte man Hand an ihn gelegt. Man beschwerte sich mit groſsen Drohungen, daß ich die Soldaten angehalten hätte. Jetzt war es nicht mehr Zeit zu thun, als ob ich die beleidigende Absicht nicht merkte. Es blieb mir nichts mehr übrig, als mir selber Recht zu schaffen, indem ich jedoch immer mit äuſserster Mäßigung verführe. Ich ließ noch zwölf andre Reiter fest halten, die so eben nach Moret gekommen waren, und versammlete in zwey Stunden 150 Büchsenschützen und 30 Pferde. Die 30 Pferde, 50 von den Büchsenschützen und 30 Pikenier nahm ich mit mir, und marschirte auf einem sehr bedeckten Wege mit ihnen nach Saint-Mamert, unterdeß der Ueberrest meines Haufens auf einem flachen mit Brettern bedeckten Schiffe auch dahin gieng, und fast zugleich mit mir bey den Häusern des Dorfes, die am Ufer liegen, ankam. Da meine Beleidiger diese

bei-

beiden Trupps sahen, schickten sie einige von den ihrigen an mich ab, und ließen fragen, was das bedeutete. „Weiter nichts," antwortete ich ihnen ganz kalt, „als „daß ich in dies Dorf, welches mir gehört, meine In„fanterie bringe, welche hier ihr Quartier hat." Die Offiziere sahen aus diesen Worten, daß ich nicht Lust hatte, ihnen nachzugeben. Sie schickten gleich wieder, ließen mir Entschuldigungen machen, und mir sagen, daß sie sogleich sich wieder entfernen würden; es wäre gar nicht ihre Absicht gewesen, wider meinen Willen sich auf meinen Gütern einzuquartieren, welches auch der Graf von Soissons ihnen niemals verzeihen würde. In der That bezahlten sie auch alles, was sie gekauft hatten, und stiegen wieder zu Pferde, ohne nur ihre Gefangnen zurück zu fordern, die ich ihnen aber nachschickte, als sie auf den Hügeln von Dormeilles waren. Sie dankten mir dafür und thaten mir Anerbietungen, die mich völlig besänftigten; ich schickte sogar an die Offiziere ein Dutzend Flaschen Wein und zwey Pasteten. Nachher setzte ich mich zu Pferde, um dem Befehl zu Folge, den ich eben erhalten hatte, mit dem Prinzen von Conty Maaßregeln gegen die Entweichung des Grafen von Soissons zu nehmen.

Dies Unglück war indessen noch nichts gegen das, was in Picardie geschah. Die Eifersucht wegen des höchsten Commandos machte gleich Anfangs die Herzoge von Nevers und Bouillon zu Feinden. Die Befehlshaber der spanischen Truppen, der Graf von Fuentes und Roßne, welche ohne Zweifel davon Nachricht hatten, machten sich diese Uneinigkeit zu Nutze, und rückten vor Catelet und la Capelle. Dem ersten dieser beiden Orte fehlte es an Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen, und der Gouverneur des andern war ein Mensch ohne Ehre; die Haupturſach ihres Verlusts

aber

aber kam von den beiden französischen Feldherren, die aus gegenseitigem Haß keinen Schritt thaten, ihnen zu Hülfe zu kommen.

So stunden die Sachen, als der Gouverneur von Ham, einem spanischen Platze, mit seiner Besatzung unzufrieden, sich entschloß, dem König das Schloß Ham, auf welches die Uebergabe der Stadt nothwendig folgen mußte, zu überliefern. Er wendete sich an den Herzog von Longueville, und bat ihn um Mannschaft, weil er mit einer zahlreichen Besatzung zu thun hätte. Longueville theilte den kommandirenden Generalen, und besonders dem Herzog von Bouillon, diese Sache mit, welcher ihm auch eine schnelle Unterstützung versprach. Auf diese Versicherung eilte der Herzog von Longueville sogleich nach der Gegend von Ham, um nicht durch zu langen Aufschub eine so günstige Gelegenheit zu verliehren; d'Humieres nebst einigen Picardischen Truppen begleiteten ihn, von denen er einen Theil in das Schloß warf, die andern in der Nähe zerstreute, und zugleich durch Sturmleitern und Petarden die Stadt zu erobern suchte. Die feindliche Besatzung wehrte sich mit Löwenmuth. Sie trieb sie verschiedne male zurück. Vielleicht hat es nie in der Art etwas so heftiges gegeben. Endlich warfen die Franzosen, von ihren tapfern Anführern aufgemuntert, welche jetzt wohl sahen, daß sie den Herzog von Bouillon vergebens erwarteten, sich auf die Verschanzungen des Schlosses, bemächtigten sich ihrer und drangen in die Stadt. Hier erwartete sie die Spanische Besatzung festen Fußes. Gezwungen zu weichen, sammlete sie sich verschiedne male wieder, und lieferte eine Menge kleine Gefechte auf dem Markplatz, an den Ecken der Hauptstraßen und in den Häusern selbst, bis die ganzen 1000 bis 1200 Mann, woraus sie bestand, in die Pfanne gehauen wa-

ren. Aber die Franzosen erkauften diesen Sieg sehr theuer. Er kostete ihnen dreißig ihrer besten Offiziere, worunter die Mestres de Camp Cluseau und la Croix waren, und d' Humieres selbst, der tapferste und fähigste Offizier in ganz Picardie.

Die Herren von Saint-Paul, Bouillon und Villars, die unterdessen ihre Truppen vereinigt hatten, glaubten sie nicht besser anwenden zu können, als wenn sie Fuentes und Roßne zwängen, die Belagerung von Dourlens aufzuheben, welches diese nach Catelet und la Capelle angegriffen hatten. Der Herzog von Bouillon hatte 400 Pferde, Villars eben so viel, und Saint-Paul 500; ihre ganze Infanterie konnte etwa 2000 Mann stark seyn, welche sie in die Stadt zu werfen dachten, wenn es ihnen nicht gelänge, die Belagerer zu vertreiben.

Eine halbe Meile von Dourlens ließ Bouillon 50 von seinen Reitern 500 Schritte voraus gehen, um den Gipfel eines Berges zu erreichen, von wo man die Stadt und das feindliche Lager bequem übersehen konnte. Viere von diesen 50 Reitern, welche die Spitze machten, entdeckten einen Haufen Feinde, welche zwischen dem Lager und den Hügeln grade auf sie zu kamen. Es war die ganze Armee in Schlachtordnung, welche von dem Plan der Unsrigen Nachricht gehabt hatte. Die vier Reiter aber, die aus Angst nicht deutlich gesehn hatten, statteten dem Herzog von Bouillon einen falschen Bericht ab; so, daß er glaubte, nur einen abgeschickten Haufen vor sich zu haben, und mit seiner Schwadron desto schneller nach dieser Seite hin eilte. So bald er auf den Gipfel des Berges kam, sah er deutlich seinen Irrthum. Ein Haufen von 100 Pferden gieng voraus, dann kamen, etwa 1000 Schritte zurück, zwey Schwadronen, jede von 600 Pferden; und

drey

drey andre Schwadronen, die eben so stark waren, und 7 bis 8,000 Mann Infanterie unterstützten sie. Kaum hatten die 100 Pferde Bouillon erblickt, so kamen sie im Trab auf ihn zu, die beiden ersten Schwadronen folgten im stärksten Schritt, alle mit völligen Waffen und eingelegter Lanze. Er zweifelte nun nicht mehr, daß seine Leute entdeckt wären, und daß er, ungeachtet der Ueberlegenheit der Spanier, die wenigstens um zwey Drittel stärker waren, das Gefecht nicht würde vermeiden können, wenn er nicht ein Mittel ausfindig machte, ihnen zu verbergen, daß er nur so schwach wäre.

Er ließ sogleich durch einen Edelmann dem Admiral sagen, er möchte ihm zu Hülfe kommen. Villars, der die Tapferkeit selbst war, antwortete kein Wort, sondern streckte blos die Arme mitten zwischen seinen Reitern in die Höhe, ließ sie alle den Helm aufsetzen, und rief ihnen statt aller andern Ermunterung blos zu, sie sollten nur bedacht seyn, ihm zu folgen, und in dem Augenblick sah Bouillon ihn an seiner Seite. Da er ihn so bereitwillig fand, sagte er zu ihm, man müsse die Feinde hindern zu sehen, daß sie keinen Rückhalt hätten, und deshalb den wüthendsten Angrif auf sie thun. Der Admiral ließ sich das nicht zweimal sagen. Er glaubte, daß Bouillon ihn auf das beste unterstützen würde, eilte wetteifernd mit seinem Haufen voraus, gieng unerschrocken im starken Trab auf den Feind los, fiel plötzlich den linken Flügel desselben an, und stürzte sich mit dem Pistol in der Hand in diesen Wald von Lanzen. Er brachte die ersten 600 Pferde in Unordnung, und er würde sie niedergehauen, uud vielleicht noch mehr gethan haben, wäre er gehörig unterstützt worden. Aber Bouillon machte blos einen verstellten Angrif, schwenkte, und zog sich zurück. — Er hat nachher immer behauptet, er hätte bloß dies mit dem Admiral

miral abgeredet; aber alle, die bey dem Leztern gewesen waren, haben ausgesagt, man habe einen wirklichen Angrif beschlossen gehabt.

Dieser Irthum, wenn es ja einer war, hatte alle die traurigen Folgen, die sich davon erwarten ließen. Die feindliche Schwadron, welche Bouillon Mine gemacht hatte, anzugreifen, fiel, so bald dieser davon geeilt war, über Villars her, der die andre geschlagen hatte; und in dem Augenblick kamen noch mehr frische Truppen in solcher Menge hinzu, daß sein Haufen überwältigt wurde, und weiter kein Mittel sah, als die Flucht. Villars, gleich unfähig zu fliehen oder zu zittern, that mit einer kleinen Anzahl tapfrer Leute, die ihn nicht verließen, unglaubliche Dinge. Endlich aber, von allen Seiten angefallen und umringt, wurden sie alle zur Erde gestürzt, und kamen um durch ihre Wunden oder durch die kalte Mordlust der Feinde.

Es half dem Herzog von Bouillon nichts, seinen Mitbefehlshaber so, auf die Schlachtbank geliefert zu haben. Der siegreiche Feind fiel nun über seinen und Saint-Paul's Haufen, und über die Infanterie her. Ihr Anführer hatte ihnen Einmal nicht das Beispiel einer tapfern Gegenwehr gegeben; jezt that er auch nichts weniger als das. Bouillon und Saint-Paul ergriffen die Flucht, ihre Reiter mit ihnen, und das Fußvolk blieb ohne einige Hofnung sich zu retten zurück; auch wurde es völlig niedergehauen. Vergebens verlangte nun die belagerte Stadt zu kapituliren. Der Feind, von seinem Glück berauscht, hörte auf nichts, überwältigte den Platz während des hin und her Redens, und ließ mit unmenschlicher Grausamkeit alles niedermezeln. Ich habe diese einzelnen Umstände von la Font, der, nach seines Herren Tode wieder in meine Dienste trat, und man kann von der Wahrheit derselben

ben desto sicherer überzeugt seyn, da dieser Gewährsmann allen den Glauben verdient, den man einem Manne von Ehre, und einem Augenzeugen von Allem was er erzählt, schuldig ist. Er bemerkte, daß bey dieser Gelegenheit mehr als 3,000 Franzosen ums Leben kamen, und was noch weit betrübter ist, mehr tapfre Männer, als die drey großen Schlachten des Königs, bey Coutras, Arques und Ivry, nicht gekostet hatten. An dem einzigen Villars erlitt Frankreich einen unersetzlichen Verlust. Zu der allgemeinen Trauer des ganzen Königreichs kömmt auch bey mir noch die hinzu, einen wahren und seltnen Freund verloren zu haben.

Ein andrer eben so getreuer Bericht von dem Herrn Belthazard, dem ich ausdrücklich anbefohlen hatte, nichts von dem, was bey der Armee des Königs vorfallen würde, zu übergehen, setzt mich in den Stand, das Publikum davon zu unterrichten. Man wird mit Vergnügen in dieser Erzählung einen König finden, der die Süßigkeiten eines Throns geschmeckt hatte, und doch ganz derselbe geblieben war, der er zuvor war. Wo er glücklich war, sieht man aus allen Umständen deutlich, daß er dies allein seiner Tapferkeit und klugen Leitung zu danken hatte; und das Gegenstück der Unglücksfälle, die überall erfolgten, wo er nicht war, erhebt noch den Ruhm seiner glücklichen Begebenheiten. — Heinrichs jetziger Feldzug in Franche-Comte übertrift, nach dem Urtheil vieler Kenner, alles was er bisher gethan hatte.

Ich habe schon oben bemerkt, daß der Marschall von Biron beschäftigt war, die Bürger von Dijon zu unterstützen, welche die feindliche Besatzung in dem Schloß belagert hielten. Er kam sehr zur rechten Zeit. Der Vikomte von Tavannes hatte den Feinden

eine beträchtliche Verstärkung zugeführt, und aus Belagerten waren sie nun Belagerer geworden. Die Bürgerschaft, von allen Seiten gedrängt und aufs äusserste gebracht, vertheidigte sich nur noch an den Enden einiger Straßen, wo sie sich angelehnt hatte, und nur noch ein Stadtthor war in ihrer Gewalt. Biron's Ankunft gab ihr wieder Muth. Vereint jagten sie nun den Vikomte von Tavannes wieder zurück, und schlossen ihn in den Schlößern Dijon und Talan ein. In dieser Zeit ungefehr erfuhr Biron, daß der Herzog von Mayenne, durch das Glück der königlichen Waffen in Bourgogne äusserst niedergeschlagen, dem Connetable von Castilien so dringend angelegen hatte, daß dieser endlich im Begriff war, an der Spitze einer Armee über die Gebürge zu gehen und in diese Provinz zu dringen. Biron verbarg dem König diese Nachricht, und begnügte sich blos ihn zu bitten, er möchte so bald als möglich kommen und ihm das Schloß Dijon erobern helfen. Heinrich erhielt die Depeschen des Marschalls, als er zu Troye ankam, und errieth durch bloße Vermuthung, was Biron aus seinen Nachrichten wußte; daß nehmlich der Connetable von Castilien, der, wie er glaubte, bald nach Flandern würde marschiren müssen, seinen Weg über Dijon nehmen würde, um mit dem Herzog von Mayenne im Vorbeygehn hier die Angelegenheiten der Ligue wieder herzustellen. Er richtete daher selbst seinen Marsch eilig nach diesem Orte und wendete alles an, damit sie bey ihrer Ankunft nichts mehr zu thun finden möchten.

Es ist unstreitig, daß diese beiden Generale dem König hätten zuvorkommen und sich die Schlößer von Dijon erhalten können, hätten sie sich nicht zur Unzeit auf ihrem Wege aufgehalten, um Vesoul und einige an-

der

dere kleine Plätze in Franche-Comté wegzunehmen, deren sich die Lothringischen Truppen bemächtigt hatten. Nach dieser willkührlichen Zögerung wurden sie nachher wider ihren Willen zu Gray aufgehalten, wo sie die Saone ausgetreten und daher den Uebergang darüber unmöglich fanden. Der Connetable von Castilien ließ, um diese Schwierigkeit zu heben, unterhalb der Stadt eine Brücke schlagen; aber er gieng dabey so langsam zu Werke, als ob er sich fürchtete, sich bis in die Mitte von Frankreich zu wagen und so viel Flüsse hinter sich zu lassen. Die Wahrheit ist, daß dieser General schon wußte, daß er den König selbst gegen sich haben würde.

Bey seinem Abmarsch von Troye ließ der König den Grafen von Torigny mit 8 bis 900 Pferden vorausgehen, welche dem Marschall von Biron eine große Freude verursachten. Heinrich kam nachher zu Dijon an, und ohne vom Pferde zu steigen nahm er sogleich die Aussenwerke und die ganze umliegende Gegend in Augenschein, besonders an der Seite, wo er glaubte daß der Feind herkommen könnte. Er ließ gute Verschanzungen machen und schnitt die Gemeinschaft zwischen beiden Schlössern ab. Nachdem dieses geschehen war, und er sah, daß sie sich trotz aller seiner Anstrengungen noch einige Zeit würden halten können; gieng er, wie gewöhnlich, mit einem bloßen Detaschement den Feinden auf ihrem Wege entgegen, um sie in ihrem Marsch aufzuhalten, und seinen übrigen Truppen Zeit zu lassen, ihre Unternehmungen zu Stande zu bringen. Er urtheilte, daß es immer ein ansehnlicher Vortheil für ihn seyn würde, wenn er sie noch mit dem Uebergang über die Saone beschäftigt finden könnte, hätte er auch nur eine Handvoll Leute bey sich. Er bestimmte daher den ganzen Haufen Lua und Fontaine-Françoise zum Sammelplatz, gieng blos mit

mit 300 Reitern, wovon die Hälfte Büchsenschützen waren, voraus, und kam mit dieser Bedeckung bis an die Vigenne, nahe bey dem Flecken Saint-Seine. Hier schickte er den Marquis von Mirebeau mit 50- bis 60 Pferden voraus, um Erkundigung einzuziehen; und gieng unterdessen selbst mit 100 bis 120 Pferden über die Vigenne, blos in der Absicht den Boden und die Gestalt des Landes zu untersuchen, wo er vielleicht ein Gefecht nicht würde vermeiden können.

Er war kaum weiter als eine Meile vorwärts gegangen, als Mirebeau ziemlich in Unordnung zu ihm zurückkam, und ihm sagte, er wäre von 3 bis 400 Pferden angegriffen worden, die ihn gehindert hätten den Feind gehörig zu rekognosciren. Er glaubte jedoch, diese 400 Pferde möchten ausgeschickt seyn, um sich des Postens von Saint-Seine zu bemächtigen, und die ganze feindliche Armee würde dicht hinter ihnen folgen. Biron, der in diesem Augenblick bey dem König ankam, erbot sich, genauere Nachrichten einzuziehen. Ungefehr 1000 Schritte von da traf er auf einem Hügel einen Vorposten von ungefehr 60 Pferden; er grif sie an, bemächtigte sich des Hügels und sah nun deutlich die ganze Spanische Armee in Schlachtordnung heran kommen, und besonders 400 Pferde, die vor dem übrigen Heer voraus waren, und 150 Französische verfolgten. Es war d' Aussonville, den der König auf einer andern Seite auf Entdeckung ausgeschickt hatte. Durch seine Flucht zog er das Ungewitter auf den Marschall von Biron. Das feindliche Detaschement theilte sich in zwey Haufen und griff ihn von beiden Seiten an, wahrscheinlich in derselben Absicht, die er vorher gehabt hatte, um zu sehen was hinter ihm wäre. Der Unterschied bestand darin, daß der Feind, der noch durch einen andern

Hau-

Haufen von beinahe 600 Pferden unterstützt wurde, mehr als dreimal so stark war, als Biron und Mirebeau zusammen, die im ganzen etwa nur 300 Pferde bey sich hatten.

Trotz dieser Ungleichheit bot Biron doch die Spitze. Er theilte sein Detaschement in drey gleiche Haufen. Mirebeau mit dem ersten wurde auf die rechte Seite gestellt, der Baron von Lux mit dem zweiten auf die Linke, und der Marschall selbst blieb mit dem dritten in der Mitte. Die Feinde griffen zu gleicher Zeit, mit 150 Mann von jeder Seite, an. Lux litt viel, und wurde selbst nebst verschiednen andern niedergeworfen. Biron, der auf seiner Seite den Vortheil gehabt hatte, eilte ihm zu Hüle und brachte seine Abtheilung wieder in Ordnung. Gleich nachher aber wurde er von allen den feindlichen Geschwadern, welche sich vereinigt hatten, wüthend angegriffen, und zu gleicher Zeit sah er noch andre von der großen Armee abgehn um zu diesen zu stoßen; er hielt es daher für das beste sich zurück zu ziehen. Aber dieser Rückzug artete in eine wirkliche Flucht aus, sobald die feindliche Cavallerie anfieng ihnen nachzusetzen. So kam er im Angesicht des Königs an, welcher sogleich hundert Pferde ihm zu Hülfe schickte. Nichts ist schwerer, als einen Haufen, der auf der Flucht ist, aufzuhalten, vorzüglich wenn der Feind ihm an den Fersen ist. Die hundert Mann wurden selbst von der Bewegung derer, die sie unterstützen sollten, hingerissen, und kamen fliehend zurück.

Der König sah, daß ihm kein Hülfsmittel übrig blieb, als in ihm selbst; er reitet gegen die Flüchtlinge ohne sich Zeit zu nehmen, seinen Helm aufzusetzen; wagt es drauf, den siegenden Schwadronen, die über 800 Mann stark waren, zu begegnen, ruft seine vornehmsten Offiziere bey ihren Namen, ist, ohne die ge-

ringste Schonung seiner Person, überall selbst gegenwärtig, und bringt es endlich so weit, daß er einen Theil der Flüchtlinge aufhält. Er theilt sie in zwey Haufen; mit 150 Mann kehrt er nun von der einen Seite zum Angrif zurück, indeß la Trimouille auf seinen Befehl mit einer gleichen Anzahl dasselbe auf der andern Seite thut. Ohne diese Unerschrockenheit wäre vielleicht nicht ein einziger von diesen Reitern davon gekommen, die so, einen Fluß hinter sich, mit einem siegreichen Feinde im Gefecht waren. Der König, der immer seinen Soldaten das Beyspiel giebt, stürzt sich nun, ohne Helm, mitten in diese sechs Schwadronen, bringt sie in Unordnung und zum Weichen. Biron nutzt den Augenblick, bringt etwa 120 von den Flüchtlingen zusammen, unterstützt damit den König, und alle zusammen verfolgen mit immerwährenden Scharmützeln die feindliche Cavallerie bis an die Hauptarmee des Herzogs von Mayenne.

Heinrich ließ sich jedoch nicht so hinreißen, daß er nicht gesehn hätte, daß rechts und links die Gehölze mit Füseliern besetzt waren, deren Feuer er aushalten, und nachher noch Gefahr laufen mußte, umringt zu werden, wenn er sich in der Hitze der Schlacht vergessen und die Spanische Armee angefallen hätte. Er hält an, und ist auf seiner Hut. In dem Augenblick sieht er zwey andre Haufen Cavallerie, welche mitten aus diesen Hölzern hervorkommen, um den geschlagnen Vortrab zu verstärken. Dies war noch einer von den kritischen Augenblicken, wo unvermeidliches Unglück auf den geringsten Mangel an Vorsicht folgt. Der König, der die Bewegungen der beiden feindlichen Trupps beobachtet, läßt die seinigen halt machen und sich näher zusammen ziehn, um desto besser im Stande zu seyn, sie zu empfangen. Hierauf allein kam es an; denn in dem Feuer des Siegs hatten die Franzosen alles, was ihnen entgegen

gegen kam, über den Haufen geworfen, und ſtanden ausgebreitet vor allen den Bataillonen, die über die Wunder, welche ſie ſahen, erſtaunten. Heinrich ſah aber wohl ein, daß dies erſte Erſtaunen nicht lange dauren, und daß alle dieſe Truppen, über ihn herfallen würden, durch den Anblick ſeiner geringen Anzahl aufgemuntert die Schande ihrer faſt unbegreiflichen Niederlage abzuwiſchen. Er nutzte die Unthätigkeit des Feindes, um wenigſtens ohne verfolgt zu werden den erſten Kampfplatz wieder zu erreichen, und nicht ſo mitten zwiſchen der feindlichen Armee zu ſtecken. Dies richtete er mit einer ſolchen Ordnung und Ueberlegenheit aus, daß der Feind auf keine Art ſich für ſeinen Verluſt rächen konnte, und er ſelbſt an Einem Tage und faſt in demſelben Augenblicke die Ehre des ſchönſten Sieges und des ſchönſten Rückzuges, wovon man in der Geſchichte nur ein Beyſpiel hat, davon trug.

Bey ſeiner Ankunft auf ſeinem erſten Poſten fand er den Grafen von Chiverny, den Ritter von Oiſe, Vitry, Clermont, Riſe, Arambure, la Curee, Hures, Saint-Geran und la Boulaye, welche auch mit ihren Compagnien heran kamen. Mit ihnen hatte der König nun 800 Pferde, und die Feinde wagten es nicht, ihn ſo verſtärkt noch anzugreifen. Ueberzeugt, daß ſeine ganze Armee hinter ihm wäre, und noch beſtürzt, daß eine Handvoll von dieſen Leuten ſechsmal ſo viele geſchlagen hatte, kehrten ſie um, und ſchickten ihre Cavallerie an die Spitze, damit ſie durch die Infanterie bedeckt würde; der König verfolgte ſie und hörte nicht auf ſie zu necken, als bis ſie auf ihrer Brücke unterhalb Gray wieder über die Saone gegangen waren. Da ſie nachher dieſen Uebergang nicht noch einmal wagen wollten, ſo blieb Bourgogne den Waffen des Königs blosgeſtellt, welcher ſich auch in wenig Tagen,

bis

bis auf Seure, der ganzen Provinz bemeisterte. Er nahm noch eine Menge kleiner Städte in Franche-Comte weg, die er aber auf Bitten der Schweitzer alle in Freiheit setzte. Alle diese Vortheile waren die Frucht des Sieges bey Fontaine-Françoise.

Heinrich gestand, daß sie bey weitem seinem Verlust nicht gleich kämen, als er die Nachrichten von der Niederlage in Picardie erhielt. Er verließ eilig Bourgogne und Lionnois und kam nach Paris. Indem er durch Moret gieng, erzählte ich ihm weitläuftiger die Gründe, warum ich den Staatsrath verlassen hätte; er ließ mir Gerechtigkeit wiederfahren, und urtheilte selbst, daß die Zeichen seines Zutrauens zu mir, welche er hätte merken lassen, und mein Wunsch mich ihrer immer würdiger zu machen, die wahren Ursachen wären, welche mir so viel Feinde zugezogen hätten. Er war so gütig mich darüber zu trösten, indem er mir versicherte, daß dieser Haß nur sein Wolwollen für mich vermehrte. Zugleich muß ich gestehen, daß Heinrich, der zu einer Zeit, wo der bey Dourlens erlittne Verlust eine Revolution verursachen konnte, Jedermann schonen mußte, auch jezt genöthigt war sich zu verstellen und Niemanden Vorwürfe zu machen. Nur gegen mich klagte er über die Urheber dieser traurigen Begebenheit, mit mir beweinte er die gefährlichen Wirkungen der Feindschaft unter den Oberhäuptern, welche beinahe die einzige Ursach der größten Unglücksfälle im Kriege ist. Er schien mir empfindlich über Villars Verlust betrübt, und sprach nicht anders, als mit tausend Lobeserhebungen von ihm. Er hatte die Wahrheit recht gut erkannt, trotz allem, was die dabey interessirten Personen auch vorbrachten, um alle Schuld des geschehnen Unglücks auf den Todten zu wälzen.

Hein-

Heinrich sah jezt ein und gestand mir auch, er habe sich zur Unzeit zu einem Kriege hinreissen lassen, dessen glücklichen Ausgang man ihm als untrüglich vorgestellt hätte. Er war selbst so aufrichtig, dies einen Hauptfehler zu nennen, der Frankreich in noch größeres Elend stürzen könnte, als das, dem es entgangen war. Indem er so sprach hatte er nur die Größe seines Verlustes vor Augen: Catelet, la Capelle, Dourlens, Ardes, Cambray, von wo Balagny vertrieben worden war, und Calais vor allen andern, das man schon verlohren gab, ob es gleich noch nicht eingenommen war. Ich für meine Person fand, daß Frankreich noch mehr bey solchen Gelegenheiten gewagt hatte, als die war, wo der König nur die Bourgogne und sein eignes Leben durch ein Wunder der Tapferkeit und des Glücks rettete. Von dieser Zeit an pflegte Heinrich zu sagen, von allen Dingen auf der Welt müßte eine Kriegserklärung am reiflichsten überlegt werden, und sie könne es niemals genug seyn, welche Aufmerksamkeit man auch darauf verwendet zu haben glaube. Die Fürsten können aus diesem Beyspiel auch noch eine andre, nicht weniger nützliche Lehre ziehn: daß sie niemals einen eingewurzelten Haß gegen ihre Nachbarn nähren müssen; und daß die Klugheit oft erfordert, daß sie, ungeachtet der heftigsten und selbst der gerechtesten Empfindlichkeit, stets zur Aussöhnung geneigt scheinen.

Heinrich hütete sich wohl, öffentlich im geringsten merken zu lassen, was er dachte. Im Gegentheil suchte er den niedergeschlagnen Muth wieder zu heben und sagte den Parisern, als sie über seinen Verlust ihm ihr Beileid zu bezeigen kamen, er würde leicht wieder zu verbessern seyn, wenn sie ihrer Seits ihre Worte mit Thaten unterstützen wollten. Sie thaten ihm recht schöne Anerbietungen, da er aber schon mehrmals erfah-

fahren hatte, wie wenig er sich darauf verlassen dürfte, so nahm er andre Maaßregeln. Ohne die Erfüllung der Versprechungen der Pariser abzuwarten, reisete er schon den folgenden Tag wieder ab, nachdem er noch die Freude gehabt hatte, durch einen Kurier von Rom zu erfahren, daß der Pabst ihm endlich die Absolution, um die er schon so lange anhalten ließ, ertheilen wollte; eine Neuigkeit die bey den gegenwärtigen Umständen nichts weniger als gleichgültig war.

Der heilige Vater machte folgende Bedingungen dabey: der König sollte die Protestanten von allen Aemtern und Würden ausschließen; aus aller Macht daran arbeiten, sie völlig zu unterdrücken; die Messe in Bearn wieder herstellen; den Katholiken alle Kirchengüter wieder geben lassen, welche die Hugenotten ihnen genommen hätten; den Prinzen von Conde zur Annehmung der katholischen Religion bewegen; das Tridentinische Concilium bekannt machen und annehmen lassen; und endlich die Jesuiten in Frankreich wieder einführen. Die Bedingungen, welche die Protestanten und das Tridentinische Concilium angiengen, blieben ohne Wirkung, die übrigen erfüllte der König. Diejenigen welche finden, daß Heinrich bey dieser Gelegenheit von dem Pabst Gesetze annahm, mögen die Schuld Du Perron und Arnold von Ossat beymessen, der damals diese Sache zu Rom unmittelbar betrieb. Weit entfernt, diese Bedingungen zu verwerfen, hätten die beiden Prälaten es sehr ungern gesehn, wenn die Sache anders geendigt wäre. Wenn ein Aufsatz, der mir einige Jahre nachher von Rom zugeschickt wurde, und von dem ich zu seiner Zeit weitläuftiger reden werde, Glauben verdient; so wird man darin einen hinlänglichen Beweis dessen was ich sage, wenigstens in Betracht des Kardinals von Ossat finden.

Die-

Dieser Aufsatz behauptet zwey Dinge bey Gelegenheit der Absolution des Königs, welche einen der Hauptartikel desselben ausmacht: Erstlich, daß der Pabst und das ganze heilige Kollegium so sehnlich wünschten, der König möchte sich wegen dieser Formalität an sie wenden, daß sie die Furcht nicht verbergen konnten, die sie einigemal bey der ausgestreuten Nachricht überfiel, Heinrich möchte die ganze Ceremonie vielleicht verachten oder sie für unnütz ansehen. Der Beweis davon ist aus ihren eignen Briefen hergenommen. Zweitens, daß d'Ossat, weit entfernt, den König von dieser Stimmung des Römischen Hofes Nachricht zu geben, wie es seine Pflicht gewesen wäre, wenn ihm die Ehre des Königs und der Krone nur ein wenig am Herzen gelegen hätte, im Gegentheil seinem Herrn zu verstehen gab, er würde seine Aussöhnung mit dem heiligen Vater nicht anders zu Stande bringen können, als wenn er zugäbe, daß die Freiheiten der Gallikanischen Kirche verletzt würden, und sie mit allen den angeführten Bedingungen erkaufte. Heinrich belohnte dem ungeachtet seine beiden Abgeordneten mit den erhabensten geistlichen Würden.

In drey Tagen kam der König nach Peronne, wo Balagny sogleich ihm entgegen kam. Dieser Mann, den eine närrische Eitelkeit um Stadthalterschaft, Güter, Weib und Ehre gebracht hatte, suchte noch immer statt vor Schaam sich zu verbergen, sich vielmehr vorzudrängen, sprach laut, und wollte, daß man in diesem, eigentlich seinem natürlichen Zustande, für ihn eben die Achtung haben sollte, die man immer noch unglücklichen Souverains beweiset. Der König, der entschlossen war, alles zu wagen um Calais zu Hülfe zu kommen, zugleich aber sich ganz von Truppen entblößt sah, mit denen er das Lager der Feinde hätte angreifen können,

nen,

nen, faßte den einzigen Entschluß, der ihm übrig blieb, sich selbst mit einer ansehnlichen Partey in die Stadt zu werfen. Er schiffte sich zu dem Ende zweimal ein, aber der widrige Wind trieb ihn ans Land zurück. Er verzweifelte jezt an seiner Unternehmung, als Matelet, der Gouverneur von Foix, sich erbot, zum drittenmal zu versuchen, in den belagerten Ort zu kommen. Er versprach, wenn der König ihm 4 — bis 500 Edelleute mitgeben wollte, so viel Versuche zu machen, daß es ihm endlich zu Wasser oder zu Lande gelingen müsse. Heinrich lobte seinen Entschluß, und gab ihm die Bedeckung, die er forderte, mit welcher er auch glücklich sein Vorhaben durchsetzte, und nach tausend überwundnen Schwierigkeiten in Calais hinein drang. Aber er brachte sich bald um den Ruhm einer so schönen Handlung, da er sich blos mit der Besatzung dieses Orts vereinigt zu haben schien, um sich von ihrer Furcht anstecken zu lassen und in die Kapitulation zu willigen. Heinrich hatte den Verdruß, nur darum gegen Calais vorgerückt zu seyn, damit er unter seinen Augen es sich an die Feinde ergeben sähe.

Einem jeden wird die Frage einfallen, wo denn unterdeß die Großen Frankreichs, und die Generale waren, die den Krieg so eifrig angerathen hatten; und warum sie den König beynahe allein die ganze Last tragen und Verlust auf Verlust erleiden ließen? Zur Schande des Französischen Namens sey's gesagt, sie suchten für sich selbst Vortheil aus dem Unglück zu ziehen, welches ihre Unbesonnenheit angerichtet, und ihre Gleichgültigkeit vermehrt hatte. Sie schmiedeten unter dieser Zeit Anschläge, die dem königlichen Ansehn weit verderblicher waren, als der grausamste auswärtige Krieg. — Man wird sogleich Nachricht davon erhalten.

Der

Der König, über sein widriges Schicksal eben so erhaben, als über sein Glück, tröstete die, welche Calais hatten verlassen müssen, sorgte für die Sicherheit von Boulogne, Abbeville, Montreuil, Monthulin u. s. w. und marschirte gegen Saint-Quentin, aus Furcht, daß die Feinde, die von diesen Gegenden nicht weit entfernt waren, nicht einen von den Generalen und Großen, die einer nach dem andern sich endlich dahin verfügten, aufheben möchten. Sie wählten diesen Augenblick, um bey dem König an der Ausführung des Plans zu arbeiten, den sie mit einander vor ihrer Abreise von Paris abgeredet hatten. Der Herzog von Montpensier hatte diesen Auftrag übernommen, nicht etwa, daß er der übelgesinnteste gewesen wäre, sondern weil er leicht zu lenken und schwach war. Er redete den König zu Saint-Quentin an, und that ihm im Namen der Ersten unter den Großen von Frankreich, als das einzige Mittel seinen Feinden zu widerstehen, den Vorschlag, die Provinzen ihren Statthaltern eigenthümlich und erblich zu überlassen, und ohne daß sie dafür außer der Lehnspflicht zu etwas gegen den König verbunden wären.

Es ist unbegreiflich, wie ein Vorschlag, der so sichtlich dahin abzweckte, Frankreich in jene Anarchie zurück zu schleudern, welche es in den ersten Jahrhunderten mit Blut und Abscheulichkeiten erfüllt hatten, aus dem Munde eines Franzosen, eines Prinzen, und über das alles, eines Prinzen vom Geblüt kommen konnte. Heinrich blieb den ersten Augenblick sprachlos, so sehr war er erstaunt und betroffen über die Beleidigung, die man der königlichen Würde zufügte. Montpensier fuhr in seiner Rede, auf die er lange vorher sich vorbereitet hatte, fort, und wollte dem König beweisen, daß, indem alle diese Statthalter, oder viel-

mehr diese kleinen Fürsten ihm zu allen seinen Bedürfnissen allezeit Truppen bereit hielten, er nie in eine solche Lage würde kommen können, als jezt, wo er ohne Soldaten vor seinen Feinden erscheinen müßte. — Von allen den Empfindungen, die jezt in seiner Seele stürmten, zeigte der König dem Herzog von Montpensier keine als das größte Mitleiden, daß er ihn eine seiner so unwürdige Figur spielen sähe. Er machte seinem Vortrag ein Ende, indem er ihm ohne alle Bitterkeit sagte, er hätte schon mehr als zu viel gehört; er sähe wohl, man habe die Lenksamkeit des Herzogs gemißbraucht, um ihm eine Rolle aufzubürden, deren ganze Niedrigkeit er nicht gefühlt hätte; Er, ein Prinz vom Geblüt, und der Krone weit näher, als ehedem Heinrich es selbst gewesen wäre. Er setzte noch viel in diesem Ton hinzu; aber er war so weit entfernt zu fürchten, daß er jemals könnte genöthigt werden, zu einem solchen Vorschlag die Hände zu bieten, und auch so entschlossen, lieber tausendmal umzukommen, als seine Familie und die königliche Würde je mit einer solchen Schande zu bedecken, daß er auch gar nicht einmal einen Gedanken hatte, sich darüber in irgend eine genauere Untersuchung einzulassen, oder auf die Sache selbst nur ein einzigs Wort zu antworten.

Der Herzog von Montpensier merkte seinen Fehler an der Mine und dem Ton, welche der König gegen ihn annahm. Er schämte sich, bat um Verzeihung, und beschwor Sr. Majestät zu vergessen, daß er jemals im Stande gewesen wäre, seinen eignen Rang so herab zu setzen. Der König zeigte ihm auch, so bald er ihm nur sein Unrecht ganz hatte erkennen lassen, das Mittel, es bey denen, die ihn dazu bewogen hätten, auf einige Art wieder gut zu machen; was ihn selbst anbeträfe, so versicherte er dem Herzog, daß

er

er es vergessen, und ihn auch künftig als seinen Blutsfreund betrachten wollte. Er redete nachher mit ihm ab, daß bey der ersten Gelegenheit, wo die Urheber dieses Anschlags den Herzog von Montpensier wieder darauf bringen würden, dieser ihnen grade zu sagen sollte, er habe über das, was sie von ihm forderten, nachgedacht; sie möchten einem andern den Auftrag geben, diese Sache, die er durchaus mißbilligte, vorzutragen; wenn Er jemals mit dem König davon spräche, so würde es nur geschehn, um diesen davon abzurathen, und sie könnten darauf rechnen, daß er selbst durch alle nur ersinnliche Mittel der Ausführung sich entgegen setzen würde. Er richtete dies so pünktlich aus, und mit einer Art, die so natürlich schien, daß er alle diese Herren dadurch aus der Fassung brachte, und ihnen auf immer die Lust benahm, seine Treue in Versuchung zu führen.

Blos um den König in die Nothwendigkeit zu versetzen, sie zu seines Gleichen zu machen, unterstützten die Prinzen und die Statthalter ihn so schlecht mit der Hülfe, die sie ihm versprochen hatten. Der Herzog von Bouillon war einer von denen, die sich am theuersten erkaufen ließen. Da der König nicht zweifelte, daß er an dem Komplot Antheil hätte, so wünschte er sich davon durch die Verwirrung desselben zu überzeugen, ohne ihm jedoch merken zu lassen, daß er anders woher etwas erfahren hätte. Bouillon besaß Verstellungskunst und Geschwätz genug, um recht gut zu verbergen, was er nicht entdeckt wissen wollte; aber außerdem, daß Heinrich nicht weniger die Gabe hatte, denen, mit welchen er redete, tief ins Herz zu sehen, so ist auch die Gegenwart des Fürsten selbst eine Last, die den, der sich schuldig weiß, zu Boden drücken kann. Der König suchte erst sich Gewißheit zu verschaffen,

daß Montpensier nicht auch ihn wieder an den Herzog von Bouillon verrathen hätte. Denn brachte er ihn auf die Niederlage von Dourlens, und fragte ihn ohne Umschweif und mit einer Art von Vertraulichkeit, wie aber doch die so sichern Verständnisse hätten fehlschlagen können, die der Herzog in Lüttich, Namur und noch vielen andern Plätzen in Luxemburg und Hennegau unterhielte und welche, wie er wüßte, der Hauptgrund gewesen wären, der ihn selbst zu dem Kriege bewogen hätte.

Bouillon, durch die Frage selbst, und die einfache Art, womit sie vorgebracht wurde, in Verlegenheit gesetzt, fieng, anstatt über seine vorgeblichen Verständnisse eine richtige Antwort zu geben, eine Menge Reden an, die keinen rechten Zusammenhang hatten, und ihn noch mehr verriethen, als gradezu ein Geständniß hätte thun können. Er beschuldigte alle Welt; den Herzog von Nevers, der, wie er sagte, ihm seine Offiziere verführt, und seine Werbungen gehindert hätte; die Engländer, die den versprochnen Einfall nicht gethan, und die Holländer, die sich diesen Zeitpunkt zu Nutze gemacht hätten, um sich selbst an der Seite von Over-Issel und Friesland auszubreiten. Weil er nichts so sehr suchte, als die Unterredung immer mehr und mehr auf Nebensachen zu lenken, so sagte er bey dieser Gelegenheit, die erste Ursach alles Unglücks käme daher, daß der König keinen Mann von Gewicht, und auf den er bauen könne, in London hätte, um die versprochne Hülfe von daher zu beschleunigen; zu gleicher Zeit erbot er sich zu dieser Gesandtschaft, ja sogar er bat dringend darum. Heinrich sah wohl, daß es vergebens seyn würde, weiter wegen seines Fehltritts in den Herzog zu dringen, er schwieg also davon; und in die Englische Gesandtschaft willigte er auch am Ende,

de, da er bedachte, daß er an der Gegenwart des Herzogs nur sehr wenig verlöhre. Er ließ ihm seine Beglaubigungsschreiben ausfertigen, und Bouillon gieng auch in wenigen Tagen nach England ab.

Alle einzelne Umstände dieser Unterredung und der vorher erwähnten mit dem Herzog von Montpensier, habe ich von dem König selbst. Kaum hatte er Bouillon verlassen, so fiel ihm ein, daß dieser vielleicht, anstatt ihm am Londner Hofe nützlich zu dienen, wohl nur diesen Auftrag suchte, um dort das Betragen des Königs von einer widrigen Seite zu schildern, oder doch wenigstens nur für sich selbst zu arbeiten. Er ließ mich des Morgens sehr frühe durch Jacquinot rufen, um mir seine Furcht mit zu theilen. Ich mußte auf einem Polster an der Seite seines Bettes knien, und er fieng damit an, daß er mich fragte, was ich selbst von seiner langen Unterhaltung mit dem Herzog von Bouillon dächte. Ich antwortete, jeder hätte seine eignen Muthmaßungen darüber; wahrscheinlich würde doch wohl von dem Vorgang bey Ham und Dourlens, und von des Herzogs von Montpensier Vorschlag am meisten die Rede gewesen seyn. Der König sagte mir, ich irrte mich; er kenne den Herzog von Bouillon genug, um gewiß zu seyn, daß die Vorwürfe, die er ihm über alle diese Gegenstände hätte machen können, weit entfernt ihn zu bessern, ihn blos völlig zur Empörung würden gebracht haben. Nachher wiederholte er mir fast Wort vor Wort, was wegen der Englischen Gesandtschaft zwischen ihnen geredet worden war; und schlug mir vor, den Herzog dahin zu begleiten, um seine Schritte genauer zu beobachten.

Alles geschieht durch verdeckte Wege am Hofe Als der König nach seiner Unterredung mit Bouillon

den Herren vom Finanzrath gesagt hatte, er würde ihn nach England schicken, so fanden diese, nachdem sie es mit einander überlegt hatten, nichts so bequem, ihrer Eifersucht gegen mich genug zu thun, als den König zu überreden, daß er mich mit dem Herzog schicken möchte. Meine Geschicklichkeit in Unterhandlungen erhielt von ihnen das größte Lob; sie hofften schon sich dafür schadlos zu halten, so bald es ihnen nur würde gelungen seyn, mich von Sr. Majestät zu entfernen. Heinrich, der ihre Absicht nicht einsah, fand diesen Einfall nach seinem Geschmack, aber ich ließ mich nicht fangen. Ich zeigte ihm die wahre Ursach der verstellten Großmuth dieser Herren gegen mich. Von dem Augenblick an, wo der Herzog von Bouillon würde den geringsten Verdacht geschöpft haben, daß ich ihn beobachtete und vielleicht sein Werk vernichtete, würde es sicherlich zum Bruch zwischen uns gekommen seyn, und, so wie er gesinnt war, würde sein erfinderischer Haß gewiß Mittel gefunden haben, alles das Uebel, das er gestiftet, und das Gute, das er mit Willen unterlassen hätte, mir zur Last zu legen. Das hatten meine Neider eben so gut gefühlt als ich; der König sah es ein, er ließ sich durch meine Gründe überreden, und drang nicht weiter in mich.

Aber die Herren vom Rath waren damit noch nicht zu frieden. So bald sie den König wiedersahen, waren sie die Ersten zu gestehen, sie hätten Unrecht gehabt, mich dem Herzog von Bouillon zugesellen zu wollen; weil aber dieser nur kurze Zeit in London bleiben sollte, so hatten sie ausgedacht, mich mit demselben Rang und Titel nachher an seine Stelle zu schicken. Alles war ihnen einerley, wenn sie mich nur los wurden. Der König ließ sich noch einmal zu ihrer Meinung hinreißen, und machte mir einige Tage nachher

seine

Digitized by Google

seine Gesinnung bekannt, mit dem Befehl, gleich jezo alle meine Zurüstungen zu dieser Reise zu machen, mich mit Gelde zu versehen, auch mit meiner Gemahlin Abrede zu nehmen, wenn ich sie mit mir führen wollte, welches er jedoch nicht für nöthig hielte, da, wie er sagte, meine Abwesenheit nicht länger, als höchstens sieben bis acht Monathe dauren sollte. Er merkte sogleich meinen Widerwillen, und begleitete daher diesen Befehl mit allem, was sich nur verbindliches denken läßt. Da der Zwang der Umstände, sagte er, ihn hinderte, mir allein seine Finanzen aufzutragen, so würde er sich einen Vorwurf daraus machen, den einzigen Mann in seinem Reiche, den er dieses wichtigen Platzes würdig hielte, den Gefahren einer langen und harten Belagerung auszusetzen. — Er hatte sich so eben laut erklärt, daß er la Fere belagern wollte.

Ich bewunderte, indem der König so mit mir redete, die versteckte Bosheit meiner Widersacher, und ihre Hartnäckigkeit, mich zu verfolgen. Unter der blendenden Aussenseite eines eitlen und Kostenspieligen Ehrentitels, schnitten sie mir, vielleicht auf immer, die Gelegenheit ab, weiter zu kommen; denn wer würde in meiner Abwesenheit für mich gesprochen haben? Wer sie verhindert haben, nach ihrem Gefallen meinen Aufenthalt außer dem Reiche zu verlängern, bis die Einrichtungen in Frankreich eine veste und dauerhafte Gestalt angenommen, und sie dann einen Mann davon ausgeschlossen hätten, der nach einer so langen Abwesenheit nur als ein Fremder erschienen wäre? Alle diese Betrachtungen machten, daß ich standhaft blieb. Ich bat den König, mich nicht zu einer Reise zu zwingen, gegen die ich die aller unüberwindlichste Abneigung fühlte; und ich war auch so glücklich, daß Heinrich, schon von selbst geneigt zu glauben, ich würde ihm,

während der Belagerung die er vor hatte, in Paris nützlicher seyn können, als in London, mich an den ersten dieser Orte zurückschickte, um die Erhebung des Geldes und die Nachsendung der zu dieser Belagerung nöthigen Bedürfnisse zu erleichtern; seine Befehle daselbst zu erhalten, sie dem Staatsrath mit zu theilen, und weise Entschlüsse daselbst fassen zu lassen. Hätte ich selbst die Wahl gehabt, ich hätte keine vollkommnere Rache für mich ersinnen können.

Achtes Buch.

Verschiedne Gründe bewogen den König, eine so schwere Belagerung als die von la Fere zu unternehmen. Die Feinde hatten nach jenen glücklichen Unternehmungen ihre Truppen ausgebreitet, er wollte die Seinigen, die sich nun endlich versammlet hatten, nicht ganz ungebraucht lassen, auch war es nöthig den Einwohnern von Picardie wieder Muth zu geben, die durch eine solche Reihe von Unglücksfällen beynahe wankend gemacht waren. Mir wäre es am liebsten gewesen, wenn ich während dieser Belagerung hätte bey dem König bleiben können, dessen Schonung meiner Person mir gar nicht anstund; aber ich durfte den Auftrag, der mich in Paris festhalten sollte, nicht ausschlagen, und um mir ihn zu versüßen versicherte mich Heinrich, es werde vors Erste noch lange nichts wichtiges vor la Fere geschehn, und ich könnte ja zu Zeiten eine Reise dahin machen. Ich bin auch wirklich zwey oder dreimal dort gewesen, aber ich war immer kaum angekommen, so zwang mich auch die Nothwendigkeit, für den Unterhalt der Truppen zu sorgen, schnell wieder zur Rückreise. Mein Trost ist, daß ich mich doch schmeicheln darf, ein wenig zu dem glücklichen Erfolg beygetragen zu haben, weil durch meine Sorge nie in der Armee an etwas Mangel gewesen ist. Die Belagerung dauerte sechs Monathe; es ist die längste, die Heinrich gemacht hat. Aber dieser Ort hatte auch, außer seinen vortreflichen Vestungswerken, noch eine sehr zahlreiche Besatzung, welche aus lauter auserlesnen Truppen bestand, und von zwey sehr 1596.

geschickten Offizieren kommandirt wurde: dem Seneschall von Montelimart einem Franzosen, und von einem Spanier mit Namen Osonio.

Beringhen hatte sich durch einen Ingenieur, der sein Freund oder gar sein Verwandter, und bloß deswegen aus Flandern, wo er sich aufhielt, hergekommen war, in den Kopf setzen lassen, man könne la Fere überschwemmen; und auf die Bürgschaft seines Ingenieurs machte er den Erfolg so sicher, daß Heinrich gegen seine eigne Meinung sich hinreissen ließ zu erlauben, daß man es versuchte. Freilich hätte das die Belagerung sehr verkürzt, aber man weiß aus der Erfahrung, daß die meisten Entwürfe dieser Art nur gar zu leicht mißlingen; wenn man sich nur in der geringsten Sache verrechnet hat, so ist alles vergebens, und ohne einen solchen Fehler geht es doch selten ab. So war einst die Idee, den Ticino abzuleiten, Schuld, daß Franz I. die Schlacht und seine Freiheit verlohr. Bey einer von meinen Reisen ins Lager fand ich grade diesen Vorschlag im Werke. Ich hielt die Ausführung desselben für unmöglich und bestritt ihn aus allen Kräften; aber es fehlte dem Ingenieur nicht an wahrscheinlichen Gründen den unsrigen entgegen zu setzen. So wie er es vorstellte, war das Ganze eine Sache, die nur wenig Zeit und Mühe erforderte; es kam bloß darauf an, einen Damm zu machen. Er wurde auch gemacht, und zwar wohl dreimal, weil ihn das Wasser so oft wegriß. Der lezte war endlich stark genug; aber was wurde draus? das Wasser konnte nicht bis zu der Höhe steigen, die man sich versprochen hatte. Es ist wahr, daß nur etwa sechs Fuß daran fehlten, aber man war doch nicht weniger genöthigt, die Sache aufzugeben, nachdem man viel Zeit und Geld dabey verschwendet hatte.

Die Krankheit, welche der König zu Travecy, wo sein Quartier war, bekam, hinderte auch den Fortgang

der

der Belagerung. Auf die erste Nachricht, die ich davon erhielt, flog ich zu ihm, und verließ ihn nicht eher, als bis ich ihn völlig hergestellt sah. Die Krankheit war wichtig genug, um mich den größten Verlust, den Frankreich hätte thun können, befürchten zu lassen. Da es dem Gouverneur von la Fere am Ende an Allem fehlte, so übergab er die Stadt. Der König ließ sie ausbessern, und machte auf Bitten der Frau von Liancourt seinen Sohn Cäsar zum Gouverneur derselben; Manicamp, ein Verwandter dieser Dame, versah die Stelle des jungen Gouverneurs als sein Verweser.

Der König rückte nun gegen die Gränze von Artois, nahm das Schloß Imbercourt mit Sturm ein, und dachte die Stadt Arras auch durch Petarden weg zu nehmen. Der Marschall von Biron war Schuld, daß diese lezte Unternehmung fehlschlug, weil er nicht genug Petarden mitgenommen hatte. Die drey ersten sprangen mit ziemlich gutem Erfolg; die vierte aber fiel mit dem, der sie anschrob, ohne Wirkung in den Graben, und tödtete und verwundete verschiedne von den Unsrigen. Es ist traurig, daß eine so wichtige Eroberung, welche Amiens vor dem Unglück, daß kurz nachher geschah, gesichert haben würde, verfehlt werden mußte, weil man nicht noch zwey oder drey Petarden mehr mitgenommen hatte. Biron entfernte sich, um die gerechten Vorwürfe, die man ihm machen konnte, zu vermeiden, und ließ seinen Zorn an der Gegend von Bapaume aus, welche er fürchterlich verheerte.

Die mißlungne Unternehmung auf Arras wurde durch verschiedne günstige Begebenheiten gegen das Ende des vorigen und im Anfang des jetzigen Jahres wieder gut gemacht, welche ich nach meiner Art nur bloß anzeigen werde: die Einnahme von Toulouse, das Glück

der

der königlichen Waffen in Provence, und die Vereinigung der Häupter der Ligue mit Heinrichs Partey. Joyeuse, der die Mönchskutte weggeworfen hatte, um den Küraß anzuziehen, und sich für die Kasteiungen des Klosters reichlich schadlos hielt, schloß um diese Zeit seinen Vergleich mit dem König. Ihm folgte der Herzog von Nemours, als er aber im Begrif war, zu schließen, starb er; aus Kummer, glaubt man, so große Entwürfe zu so wenig herab gebracht zu sehn. Saint-Sorlin, sein Bruder, beendigte für sich den Vergleich. Der Tod des Herzogs von Nevers befreite den König auch noch von einem eben so unnützen als beschwerlichen Diener. Und endlich fieng auch der Herzog von Mayenne, der spanischen Unredlichkeit überdrüßig, um diese Zeit ernstlich an, auf Mittel zu denken, sich mit dem Könige auszusöhnen.

Heinrich hatte die Eroberung von Arras für so wichtig gehalten, daß er, nach jenem fehlgeschlagnen Versuch, es zu überrumpeln, den Anschlag machte, es förmlich zu belagern. Ich glaube, ich bin der einzige gewesen, dem er sich darüber entdeckte. Das Geheimniß war bey dieser Gelegenheit von so äußerster Wichtigkeit, daß er es nicht wagte, durch Jemand andern die Stadt beobachten zu lassen, sondern dies Geschäft selbst übernahm. Ich war diesen ganzen Winter, durch den Dienst Sr. Majestät beschäftigt, zu Paris geblieben; nur zuweilen machte ich einmal eine kleine Streiferey nach Moret, wo es mir sehr gefiel. Eines Tages, da ich mich dort beschäftigte die Anhöhen zu nivelliren, welche 2000 Schritt von dem Wohnhause liegen, um die zwey Bäche von da ableiten zu lassen, die jezt die beiden Wasserflächen an jeder Seite der großen Allee machen, sah ich einen Kurier von der Frau von Liancourt ankommen. Er brachte mir einen Brief

von

von dieser Dame und einen andern von dem König, worin er mich von seinen Absichten auf Arras und den Mitteln, sie auszuführen, unterrichtete. Nie habe ich ihn in einem solchen Zorn gesehn, als er es in diesem Briefe über die „Erpressungen und Spitzbübereien von „acht Fressern war, die er sich aufgeladen hätte, statt „eines, den er vorher hatte." Dies sind alles seine Worte. „Diese Schurken", setzte er hinzu, „und die „ungeheure Menge von Intendanten, die alle mit ihnen „Vetter und Gevatter sind, verzehren den Braten mit „einander. Sie haben mehr als hundert tausend Tha„ler durchgebracht; eine Summe, mit der ich Spa„nien hätte aus Frankreich hinaus jagen können." Dies alles war buchstäblich wahr. Ich werde es Jedermann deutlich machen, wenn ich auf das Einzelne der Finanzen komme; jezt will ich nur im voraus zwey oder drey Züge anführen.

Die Herren vom Finanzkollegio bildeten sich ein, es käme ihnen zu, die Rechnungen wegen der Anschaffungen zu der Belagerung von la Fere zu berichtigen, worin sie aber irre waren, denn der König hatte mir diese Sache ganz allein übertragen. Sie ließen sie sich daher von Descüres, la Corbinieres und andern Unternehmern geben, mit denen sie sich so gut verstanden, daß diese ihnen blos ihre Namen liehen, oder höchstens nur mit kleinen Summen dabey interessirt waren. Alsdann handelten sie, immer noch unter den erborgten Namen mit den Kaufleuten und Lieferanten, die sie gewöhnlich versorgten, um die niedrigsten Preise, um nachher in den Rechnungen, (die sie machen würden wie sie glaubten) doppelt und dreifach so viel anzusetzen, als es in der That gekostet hatte.

Eine andre Thatsache weiß ich vor dem König selbst. Der königliche Schatz war den Schweitzern,

den

den deutschen Reitern, und andern Fremden in franzö-sischem Solde, ansehnliche Rückstände schuldig. Das Finanzkollegium stellte einen Menschen mit Namen Otoplote an, der den Agenten dieser Fremden zu verstehen geben mußte, sie dürften nicht hoffen, jemals die Bezahlung zu erhalten, wenn sie nicht von selbst so viel nachließen, daß man sie, ohne die Kasse zu erschöpfen, befriedigen könnte. Man kam überein, wie viel abgezogen werden sollte; aber die Herren vom Finanzrath brachten die ganze Schuldsumme in Rechnung, und bestahlen also den König, oder vielmehr die rechtmäßigen Schuldner um den Ueberschuß. Man könnte noch eine Menge solcher Züge anführen. Auch schwammen diese Herren im Ueberfluß, unterdessen es dem Könige selbst und in seinem Hause an allem mangelte. Wenige Tage vorher, ehe er mir diesen Brief schickte, hatte er ihnen geschrieben, er brauche zu einer wichtigen Unternehmung (der Belagerung von Arras) 800 Thaler; er bat sie, er beschwor sie, ihm diese Summe zu verschaffen; aber sie waren taub. Ihre ganze Antwort war, weit entfernt ihm übermachen zu können, was er verlangte, wüßten sie kaum mehr, wie sie sein Haus erhalten sollten. Es ist der Mühe werth, zu sehen wie sie es unterhielten, dies königliche Haus. „Ich bin ganz nahe „bey meinen Feinden" schrieb mir dieser gute Fürst, „und habe kaum einmal ein Pferd, auf dem ich fech„ten, oder eine vollkommne Rüstung, die ich anlegen „kann. Meine Hemden sind ganz zerrissen, meine Röcke „haben Löcher an den Elenbogen; meine Kessel ruhen „sehr fleißig, und seit zwey Tagen bitte ich mich hier „und da zu Gaste, denn meine Lieferanten sagen, sie „können mir nichts mehr auf meine Tafel schaffen." Desto besser war der Tisch bey den Herren Finanzräthen besorgt. Heinrich beklagte in seinen Briefen diese schreienden Mißbräuche noch weniger um seiner selbstwillen,

als

als wegen seiner Unterthanen, die er, so sagte er, alle als seine Kinder ansähe, da ihm der Himmel keine andern gegeben hätte. Er theilte mir seinen Einfall mit, die Stände des Reichs zu versammlen, um ein Mittel gegen diese üble Verwaltung auszufinden.

Er hatte mir befohlen, diesen Brief zu verbrennen, ich gehorchte auch, doch nahm ich mir vorher eine Abschrift davon. Jezt, da dieselben Ursachen ihn geheim zu halten nicht mehr vorhanden sind, mache ich mirs zur Pflicht, den Inhalt desselben als ein Zeugniß von der Weisheit und Güte dieses Fürsten anzuführen. Heinrich schloß mit dem Befehl, zu ihm nach Picardie zu kommen, und ihm seine Geliebte mit zu bringen. Wir waren die einzigen, gegen die er sein Herz eröfnen konnte. Das Billet der Frau von Liancourt enthielt nur zwey Worte, sie würde den nächsten Mittwoch abreisen, und die Nacht in Maubuisson bey ihrer Schwester, der Aebtisin, bleiben, bis dahin wolle sie mich in Paris erwarten.

Ich gieng den Sonnabend Abend bis Corbeil, und dachte einen Theil des Sonntags und den ganzen Montag in Paris zu zu bringen, wo ich allerley im Palais zu kaufen hatte. In der Straße der Messerschmiede aber begegnete ich einem Bothen von der Frau von Liancourt, welche mir sagen ließ, sie hätte auf einen neuen Brief des Königs, und auf die Nachricht von einer Krankheit der Aebtissin von Maubuisson, sich entschlossen vor dem bestimmten Tage abzureisen; ich könnte sie in Pontoise einholen. Es kam mir vor, als ob diese Dame vielleicht Lust hätte, auf Unkosten meiner Trägheit dem Könige ein Kompliment zu machen. Ich änderte daher meinen Entschluß und sagte meinen Leuten, ich wolle noch den Abend bis Maubuisson gehen, ohne mich weiter in Paris aufzuhalten, als so lange es nöthig wäre,

Digitized by Google

wäre, um einen Biſſen zu eſſen und die Pferde in dem erſten Wirtshauſe, das uns vorkommen würde, zu füttern. Es hatte das Zeichen zu den drey Tauben, deſſen ich mich nicht mehr erinnern würde, wäre mir nicht ein lächerliches kleines Abendtheuer hier aufgeſtoßen.

Indem ich allein in ein ſehr weitläuftiges Zimmer trat, fand ich einen Mann, der mit großen Schritten hin und her gieng, und in ſeine Gedanken ſo vertieft war, daß er mich nicht grüßte, ja, wie ich glaube, gar nicht einmal ſah. Je genauer ich ihn betrachtete, je ſonderbarer ſchien mir alles an ſeiner Perſon, ſeiner Stellung, ſeiner Geſichtsbildung, und ſeinem Anzug; ein langer äußerſt ſchmächtiger Körper, ein magres abgezehrtes Geſicht, ein dünner und in zwey Theile getheilter Bart, ein mächtiger Hut, der ihm das ganze Geſicht beſchattete, ein bis an den Kragen zugeknöpfter Mantel, ungeheure Stiefeln, ein Degen, der auf dem Boden nachſchleppte, und in ſeiner Hand eine große doppelte Patrontaſche, ſo wie man ſie am Sattelknopf trägt. Ich fragte ihn ziemlich laut, ob er in dieſem Zimmer logirte und warum er ſo tief in Gedanken wäre. Er verachtete meine Frage und antwortete mir kurz, ohne mich zu grüßen oder nur anzuſehen, er wäre in ſeinem Zimmer und dächte an ſeine Angelegenheiten ſo wie ich an die meinigen. Obgleich ich über die Grobheit dieſes ſeltſamen Geſchöpfs ein wenig betroffen war, bat ich ihn doch mit aller möglichen Artigkeit, mir einen Aufenthalt in ſeinem Zimmer zu erlauben, welches er aber murrend und auf die unhöflichſte Art abſchlug. In dem Augenblick traten drey von meinen Edelleuten, meine Pagen und einige von meinen Bedienten herein; dies bewog ihn, ſeinem Geſicht und ſeinen Worten eine ſanftere Stimmung zu geben. Er nahm ſeinen Hut ab und bot mir alles an, was in ſeinem Vermögen

ſtün-

stünde, dann sah er mich plötzlich starr an, und fragte mich mit einer verstöhrten Mine, wohin ich gienge. Zum Könige, gab ich zur Antwort. „Was," rief er, „der König hat Sie rufen lassen! Ich bitte Sie, sagen „Sie mir, welchen Tag und um welche Stunde Sie „seinen Brief erhalten haben, und auch in welcher „Stunde Sie abgereiset sind."

Es war leicht, an diesen Fragen, die er mit einer so feierlichen Art that, daß nichts ihn aus seiner Ernsthaftigkeit bringen konnte, einen Sterndeuter zu erkennen. Ich mußte ihm noch mein Alter sagen und in meine beiden Hände sehen lassen. „In Wahrheit, mein Herr" rief er, nachdem das Ceremonial vorbey war, mit einer Art von Erstaunen und Ehrfurcht, „ich „trete Ihnen sehr gern mein Zimmer ab. In kurzem wer„den viele Andre Ihnen ihre Stellen überlassen müssen, „die es mehr schmerzen wird als mich." Je mehr ich mich über seine Geschicklichkeit erstaunt anstellte, desto größere Beweise suchte er mir davon zu geben. Er versprach mir Reichthümer, Ehre, Ansehn, die Wahrsager pflegen damit nicht geitzig zu seyn, und bat mich, ihm meine Geburtsstunde wissen zu lassen, so wollte er mir alles sagen, was mir begegnet wäre und noch begegnen würde, und das, ohne daß er meinen noch ich seinen Namen wissen sollte. Nach diesen Worten gieng er ziemlich eilig zur Thür hinaus, und entschuldigte sich, daß er mich nicht länger unterhielte, weil er seinem Advokaten und Prokurator nothwendig Papiere zu überbringen hätte. Ich suchte ihn nicht aufzuhalten, aber meine Leute hätten es gern gethan. Bey jedem Worte dieses Thoren sah ich, wie sie von Ehrerbietung und Furcht durchdrungen wurden. Ich machte meiner Gemahlin in dem ersten Briefe, den ich an sie schrieb ein Vergnügen mit dieser kleinen Szene.

Ich kam den Abend nach Maubuisson, welches gewissermaßen eine Vorstadt von Pontoise macht. Frau von Liancourt war noch hier, und ich nahm den folgenden Tag mit ihr den Weg nach Clermont. Sie saß in einer Sänfte, ich ritt etwa 7 bis 800 Schritte voraus, und kurz hinter ihr folgte eine große, schwere Kutsche, worin ihre Kammerfrauen saßen; vor und hinter der Kutsche giengen Mauleſel, die das Gepäck trugen. Eine Meile von Clermont, da wir uns eben auf einer Stelle befanden, wo der Weg durch eine steile Erdwand auf der einen, und einen jähen Absturz in ein tiefes Thal auf der andern Seite, so verengert wurde, daß genau etwa zwey Wagen neben einander Platz hatten, war der Kutscher um irgend einer Nothwendigkeit willen abgestiegen. Einer von den Mauleseln, der neben der stillstehenden Kutsche vorbey gieng, erschreckte durch sein Wiehern und seine Schellen die Pferde, die zum Unglück jung und scheu waren, dergestalt, daß sie durchgiengen. Sie rissen den Wagen und seine ganze Ladung mit einer solchen Gewalt fort, daß sie zwey Maulthiere, welche sie faßten, gleich über und über stürzten. Die Weiber in der Kutsche die jezt ihre Gefahr begriffen, da sie tausend offne Abgründe unter ihren Füssen sahen, erhoben ein Zetergeschrey. Vergebens ruften, schrien und zerarbeiteten sich der Kutscher und die Eseltreiber, die Pferde waren nicht aufzuhalten. Schon waren sie nur noch etwa 50 Schritte von der Sänfte entfernt, als die Frau von Liancourt, durch den Lermen erschreckt, den Kopf hinaus steckte. Sie that einen fürchterlichen Schrey, da sie gar kein Mittel sah, zu verhindern, daß die Sänfte nicht hinab gestürzt würde. Ich drehte mich auch um, und erblickte mit Schaudern die Gefahr dieser Frau und ihres ganzen Haufens; und doch sah ich nicht ab, wie ich ihr helfen könnte, weil ich gar zu weit entfernt war.

„Ach

„Ach Freund" sagte ich zu la Font, „was sollen wir „anfangen? Unsre Dame wird den Hals brechen; was „soll aus uns werden? Was wird der König sagen?" Zugleich rannte ich mit verhängtem Zügel darauf zu; aber alles war vergebens, und ich würde zu spät gekommen seyn.

Durch einen von jenen Glücksfällen, die einem Wunder ähnlich sehen, waren, im Augenblick der höchsten Gefahr, durch einen gewaltsamen Stos die Vorstecker an den Vorderrädern gesprungen; die Räder fuhren daher von der Achse ab und flogen auf beide Seiten, der Wagen schmiß auf die Erde und blieb fest. Eins von den Deichselpferden wurde durch den Stoß zu Boden geworfen, und hielt das Andre auf. Die Vorderpferde zerrissen die Stränge und streiften so nahe an der Sänfte hin, welche sich hart an dem Abgrunde hielt, daß man deutlich sahe, hätten sie die Kutsche nachgeschleppt, sie würden sie gefaßt und hinunter gestürzt haben. Ich hielt die Pferde auf und ließ sie durch meine Bedienten zurück bringen, und eilte dann zu der Frau von Liancourt, die vor Schrecken halb todt war. Nachher gieng ich zu dem Wagen und zog die Weiber heraus, deren Furcht nicht geringer war. Sie hätten ihren Kutscher gern ums Leben gebracht, und aus Gefälligkeit gab ich ihm eine Tracht Prügel. Endlich, da die Furcht völlig vorüber und der Wagen wieder in Stand gesetzt war, traten wir unsre Reise bis Clermont wieder an, und ich verließ keinen Augenblick mehr die Sänfte der Frau von Liancourt.

Der König war seiner Geliebten bis hieher entgegen gegangen. Eine halbe Stunde nach uns traf er ein. Während der Erzählung des überstandnen Abendtheuers, wovon man nicht unterließ ihn gleich zu unterrichten, beobachtete ich ihn, und sah ihn unruhig

werden und erblassen. Aus diesen Bewegungen, die ich nie, auch in der größten Gefahr, an ihm bemerkt hatte, war mir es leicht, die Stärke seiner Leidenschaft für diese Frau zu beurtheilen.

Nachdem die ersten Augenblicke der Zärtlichkeit vorüber waren, brachte mich der König auf seine Angelegenheiten. Die dringendste war die Nachricht, welche man ihm in einem Briefe von Rouen schrieb, daß der Herzog von Montpensier, inniger als jemals mit den unruhigen Köpfen verbunden, einen wichtigen Anschlag, den man aber nicht entdeckte, gegen seine königliche Person schmiedete, und auf alle Art seine Anhänger zu vermehren suchte. Den König schmerzte dies um desto mehr, weil er aus Neigung den Herzog liebte, und auch, da die Politik ihm verbot sich durch die Vermählung seiner Schwester mit dem Grafen von Soissens oder einem von den Lothringischen Prinzen zu verbinden, sich gewöhnt hatte, ihn als seinen künftigen Schwager zu betrachten. Er wollte, ich sollte alles andre liegen lassen und nach Rouen gehen, um den Herzog von Montpensier zu seiner Pflicht zurück zu bringen, oder seine heimlichen Bemühungen zu vereiteln.

Ich brachte sechs Tage daselbst zu, und während dieser Zeit überzeugte ich mich völlig, daß die Beschuldigung gegen diesen Prinzen durchaus falsch und ein Kunstgrif von denen war, die so gern Verwirrung in der Regierung stifteten. Weit entfernt von den Gesinnungen, welche man ihm beymaß, ließ der Herzog von Montpensier in allen seinen Handlungen und Reden nichts sehen, das nicht seine Anhänglichkeit an die Person des Königs bezeugt hätte. Diejenigen, mit denen er einst über diesen Punkt in den genauesten Verbindungen gestanden hatte, durften nicht mehr anders in seiner Gegenwart reden, und verzweifelten, ihn jemals

mals wieder zu gewinnen. Den einen Tag, da er mir die Ehre erzeigt hatte, mich zu Tische zu bitten, sprach er gegen mich mit einer Ehrlichkeit und Freimüthigkeit von seinen Gesinnungen, deren er, wie jeder der ihn kennet sehr gut weiß, nicht fähig gewesen wäre, wenn er sich schuldig gefühlt hätte. Ob er gleich nicht daran dachte, sich zu rechtfertigen, so giebt es doch gewisse stumme Beweise der Unschuld, in denen man sich so leicht nicht betrügt. Er umarmte mich verschiedne male, als einen Mann, den er wegen seiner Ergebenheit für den König liebte; um dieser Eigenschaft willen versprach er mir seine Freundschaft, von der ich in der Folge manchen Beweis erhalten habe. Ich sprach mit ihm von seiner Heirath mit der Prinzessin, als von einer Sache, worin der König eben so eifrig als er selbst sein Glück suchte. Er gestand mir, er hätte nie etwas so brennend gewünscht, als dieses, aber er dürfte sich nicht mehr damit schmeicheln, sagte er, da er nichts an sich sähe, das im Stande wäre, ihm das Herz der Prinzessin zu gewinnen, oder das Uebergewicht des Grafen von Soissons zu überwinden. Ich war ganz mit den Gesinnungen des Herzogs von Montpensier zufrieden, und beschloß dem König die vortheilhafteste Rechenschaft davon abzulegen. Die übrige Zeit meines Aufenthalts zu Rouen wendete ich an, meine alten Freundschaften mit dem Ersten Presidenten von Boquemare, den Herren von Lanquetot, Gremonuille, Bouterode, und Berniere, welche alle Parlaments Glieder waren, mit den Aebten von Tiron und Martimbault, mit Motteville, des Hameaux, dem Kapitän des alten Pallastes du Meßnil, mit Menencourt, Mesnilbasil und Andern zu erneuern. Sie bewirtheten mich und ich bewirthete sie wieder; ich war bey la Pile, einen von meinen besondern Freunden abgetreten.

Ich fand den König noch zu Amiens, und wenige Tage nachher kamen die Deputirten der vornehmsten Städte von Provence und Languedoc an. Heinrich nahm ihre Komplimente und Reden mit seiner gewöhnlichen Güte auf. Der Abgeordnete von Marseille, der für eine so alte und zu jeder Zeit ihren Fürsten so treue Stadt sprach, wurde mit dem größten Vergnügen gehört.

Mein Bericht hatte dem König nicht nur seinen Irthum wegen alles dessen, was man dem Herzog von Montpensier hatte aufbürden wollen, benommen, sondern ihn auch mehr als jemals von der Liebe desselben überführt. Er beschloß nun, einen lezten Versuch zu seinem Besten zu machen, und ich hatte das Unglück, daß er mir wieder diesen neuen Auftrag gab. Eines Abends ließ er mich vor sein Bette kommen, und sagte mir, ich müßte zu der Prinzessin Katharina reisen, unter dem Vorwande, daß ich blos in seinem Namen ihr einen Besuch abstattete; in der That aber, um sie zu bewegen, daß sie für den Herzog von Montpensier die Gesinnungen annähme, die sie, seit der Rückgabe des Heirathsversprechens, noch immer für den Grafen von Soissons hegte. Nach dem, was über diese Sache schon zu Chartres vorgefallen war, hielt ichs für Verwegenheit, mich noch darein zu mengen, und für durchaus unmöglich, sie glücklich durchzusetzen. Ich beschwor den König, mir bey der Prinzessin und dem Grafen diesen lezten Grund, mich ewig zu hassen, zu ersparen. Aber alle meine Bitten, so dringend ich sie auch wiederholte, waren vergebens. Er antwortete mir blos mit dem Sprichwort: gute Herren machen dreiste Bediente; und es blieb mir nichts übrig, als zu gehorchen.

Meine

Meine lezte Zuflucht war noch, den Auftrag schriftlich zu verlangen, damit ich mich einst damit vor dem Schicksal so vieler Höflinge schützen könnte, die in Ungnade gefallen waren, weil sie ihren Herren zu blindlings gegen Personen von solchem Range gedient hatten. Ich verlangte daher, daß der König mir außer dem bloßen Höflichkeits Briefe für die Prinzessin, den er mir mitgeben wollte, auch noch einen andern anvertrauen sollte, worin die Ursach meiner Reise, die Befehle, die er mir gab, die Art, wie ich sie ausführen, und die Gründe, womit ich sie unterstützen sollte, angezeigt wäre. Heinrich, immer etwas lebhaft, so bald vom Point d' Honneur die Rede war, antwortete mir auf diesen Antrag, seine ärgsten Feinde hätten nie eine andre Sicherheit, als sein Wort verlangt. Ich antwortete ihm, ich versspräche, nicht anders als im äußersten Fall Gebrauch davon zu machen; übrigens könnte mir diese Schrift bey der Prinzessin nöthig seyn, im Fall sie etwa sich geneigt zeigen sollte, seinem Willen zu gehorchen, wenn ich ihr deutlich beweisen könnte, worin er bestünde. Durch diesen lezten Grund ließ er sich bewegen, und ich begab mich, mit diesem authentischen Stücke zwar versehn, aber ohne zu wissen was für eine Figur ich machen sollte, auf den Weg nach Fontainebleau, wo die Prinzessin sich damals aufhielt.

In Paris hielt ich mich nur vier und zwanzig Stunden auf, und kam dann bey der Prinzessin an, die mich mit einiger Ungeduld erwartete, weil der König ihr schon einige Tage vorher durch Lomenie von meiner Reise hatte vorläuffige Nachricht geben lassen, doch ohne ihr die Ursach davon zu sagen. Sie schmeichelte sich, (denn wie man in der Liebe alles fürchtet, so hofft man auch alles) ich käme vielleicht, um den Grafen von Soissons glücklich zu machen. Dieser Gedanke

machte mich selber glücklich, so lange er dauerte, das heißt, die beiden ersten Tage, welche ich blos mit Höflichkeiten und Komplimenten hingehen ließ. Am dritten Tage änderte sie schon ihren Ton, da die sah, daß ich blos aus der Ursach auf ihre Liebe kam, um ihr zu sagen, der Graf von Soissons hätte sich durch alle seine Unbesonnenheiten den Haß des Königs dergestalt zugezogen, daß sie gar nicht mehr darauf denken dürfte, ihn zu ihrem Gemahl zu machen. — Ich glaubte, erst den Einen entfernen zu müssen, ehe ich es unternähme, dem Andern günstige Aufnahme zu bewirken.

Ob ich gleich, indem ich von dem Grafen sprach, mich immer der gelindesten Ausdrücke, die mir nur einfallen wollten, bediente, so hatte er doch in der Prinzessin eine heftige Verfechterin. Ihre ganze Antwort bestand blos aus den stärksten Beinamen, mit denen sie mich beehrte, und der Drohung, mich um die Gunst ihres Bruders zu bringen. Ueber ein so heftiges und so plötzliches Auffahren erschrocken, suchte ich nur sie zu besänftigen, denn sonst hätte mein Auftrag gleich ein Ende gehabt. Ich bat sie nur, mich anzuhören, und fieng eine lange Rede an, ob ich gleich selbst nicht recht wußte, was ich darin sagen wollte. Vor allem andern begann ich mit einer langen und beredten Versicherung meiner Ehrfurcht, meiner Ergebenheit, meines eifrigen Wunsches ihr zu dienen. Vergebens rufte ich während der Zeit meine Einbildungskraft zu Hülfe, mir etwas einzugeben, das sie beruhigen könnte, denn der vernünftigste Grund, den ich ihr anzuführen wußte, die Beleidigungen die der König von ihrem Geliebten empfangen hatte, war grade das, was sie am mehrsten aufbrachte. Dennoch wagte ich es, und bat sie, ernstlich zu erwegen, ob dieser Prinz durch seine Aufführung es verdient hätte, daß Heinrich sein Glück zu machen

sich

sich bemühte. Nur die Hofnung, daß eine Rede, die ihr so wenig gefiel, vielleicht auf eine für ihre Liebe angenehmere Art endigen möchte, zwang die Prinzessin beynahe wieder ihren Willen, zuzuhören. Ich sah es deutlich an der abwechselnden Blässe und Röthe, die auf ihrem Gesicht die vorübergehenden Zornwolken anzeigten.

Indessen fuhr ich fort, ihr mit der möglichsten Schonung alle die Ursachen zur Unzufriedenheit vorzustellen, welche der Graf dem König gegeben hatte, und besonders seine Entweichung in Bourgogne, die selbst eine Geliebte nicht würde entschuldigen können. Dabey unterließ ich sorgfältig nicht, sehr oft zu widerholen, ich für meine Person hielte den Grafen weit entfernt von den Gesinnungen, die man, seines Betragens wegen, ihm vielleicht beymessen könnte. Ich ließ sie bemerken, was dieses für Folgen grade jezt in Ansehung des gegen die Prinzessin von Conde angefangnen Prozesses haben müßte, weswegen der junge Prinz, der noch ein Hugenot war, ungewiß über sein Schicksal in einer Art von Verbannung zu Rochelle lebte. Die Sache war eine von denen, wo das Recht allein nicht hinreichend ist, und es würde den Anhängern des jungen Prinzen schwer geworden seyn, alle die Beschuldigungen gegen die Mutter zu widerlegen, und dem Sohn seinen Rang als ersten Prinzen vom Geblüt und wahrscheinlichen Kronerben zu versichern, wenn nicht der König in der Folge den Prozeß unterdrückt und dadurch die Rechtfertigung der Einen und die Vertheidigung des Andern selbst übernommen hätte. Ich gab der Prinzessin zu verstehen, daß der Graf von Soissons jezt sein Schicksal in Händen hätte; daß er aber die gute Absicht des Königs sich so schlecht zu Nutze machte, daß er, bey einer Gelegenheit, wo es für ihn auf nichts ge-

ringeres ankäme, als an die Stelle des Prinzen von Conde zu treten, wahrscheinlich Seine Majestät dahin bringen würde, seinen Gegner zu unterstützen. — Mit einem Wort, ich gab mir so viele Mühe, daß ich glaube, jeder Andre würde das Unrecht des Grafen eingesehn haben.

Die Prinzessin, die während dieser ganzen Rede in tiefes Nachdenken versunken war, das aber mehr aus bittern Kummer als aus weiser Ueberlegung entstand, unterbrach mich hier, um mich zum Schluß zu bringen, den ich ihr als vortheilhaft vorgestellt hatte, und der sich immer weiter entfernte, je länger ich redete. Da sie aber Einmal das Wort genommen hatte, so war sie nicht im Stande wieder aufzuhören; ihr Verdruß gewann wieder die Oberhand, und sie brach zum zweiten male gegen mich und gegen den König los. Ich suchte blos sie zu betrügen, sagte sie, und ihr Bruder, setzte sie spöttisch hinzu, liebte sie so sehr, daß er sich gar nicht entschließen könnte, sie weg zu geben. Zum Beweis machte sie mir ein weitläuftiges Verzeichniß aller derer, die für sie geseufzt hätten. Bey einigen von diesen wäre mir es leicht gewesen, ihr zu zeigen, daß sie durch ihre eigne Schuld vortheilhafte Heirathen verfehlt hatte; zum Beyspiel, als sie den König von Schottland ausschlug. Sie verschonte weder ihre Mutter noch Heinrich den dritten, welche alle das ihrige beygetragen hätten, um sie im ehlosen Stande zu erhalten. Ihr Herz, das nach so vielen Schmähungen endlich auch gern einmal loben wollte, brachte natürlich alles Lob auf den Grafen von Soissons, und dieser Artikel wurde im entgegengesetzten Stil nun noch weitläuftiger ausgeführt.

Endlich besann sie sich, daß sie mich blos unterbrochen hatte, um desto eher den guten Rath zu hören,

ren, durch welchen, wie ich ihr gesagt hatte, das Vergangne wieder verbessert werden könnte. Sie verlangte jezt so gleich ihn bestimmt zu wissen, aber sie that dieses mit eben dem boshaften und spöttischen Ton, so daß ich immer deutlicher sah, keine menschliche Beredtsamkeit würde im Stande seyn auf ihre Gesinnungen zu wirken. Da sie aber die Frage dringend wiederholte, antwortete ich ihr: das Vergangne kann nur dadurch gut gemacht werden, wenn Sie grade das Gegentheil von dem thun, was der Graf von Soissons bisher gethan hat. Die kurze Zeit, die ich brauchte, um diese Worte zu sagen, war hinreichend mich zu überzeugen, daß ich vergebens den Herzog von Montpensier in Vorschlag bringen würde. Ich betrachtete daher meinen Auftrag als beendigt, oder vielmehr, als völlig fehlgeschlagen; und suchte nur noch, mit so unbestimmten und allgemeinen Ausdrücken, daß ich ihr dadurch gar keinen Vortheil über mich einräumte, noch Anlaß gäbe zu behaupten, ich hätte ihr mein Versprechen nicht gehalten, mich aus dieser unbequemen Lage zu ziehen. Unter allen Arten des Stofs zum Reden findet man diesen am leichtsten. Ich warf mich gleich auf die Pflichten der Könige, und breitete mich weitläuftig darüber aus, ob ich gleich weiter keinen Schluß daraus ziehen wollte, als daß man von dieser Seite dem König gar keinen Vorwurf machen könnte. Aus der Folgerung selbst wurde wieder eine neue förmliche Abhandlung in mehreren Abtheilungen, wo ich sehr gründlich über Heinrichs Langmuth redete. Um endlich doch mit etwas bestimmtern zu endigen, weil gegen meine Erwartung die Prinzessin die Gütigkeit hatte, bey dieser langen Predigt keine lange Weile zu zeigen, so gab ich ihr die pünktliche Versicherung, daß man bey Heinrichs bekanntem Charakter alles billige, was man von ihm forderte, gewiß erlangen würde.

Die

Die Prinzessin, über einen so plötzlichen Abfall erstaunt, fragte mich nicht ohne Grund, ob ich ihr weiter nichts zu sagen hätte; denn es ist wahr, daß ich mir viele Mühe gegeben hatte ohne eben weiter zu kommen. Ich antwortete ihr, es bliebe mir noch manches übrig. Es war über unsrer langen Unterredung Abend geworden, und ich hoffte, sie so ermüdet zu haben, daß sie mich völlig abfertigen würde. Aber ich hatte mich geirrt; sie entließ mich nur bis auf den folgenden Tag, und das mit einem zugleich schalkhaften und mürrischen Wesen, welches, nebst einem Wink mit den Augen, und einigen abgebrochnen Worten über den Streich, den ich ihr zu Chartres gespielt hatte, die ich beym Hinausgehn hörte, mir von sehr übler Vorbedeutung schien.

Nur der Eingebildetste von allen Menschen hätte nun noch sich schmeicheln können, sie zu überreden; auch war ich weit entfernt von diesem Gedanken, und ich würde sehr froh gewesen seyn, hätte sie, als ich sie verließ, mir befohlen, nicht wieder vor ihre Augen zu kommen. Den folgenden Tag zu der mir bestimmten Stunde, gleich nach ihrer Mittagstafel, gieng ich wieder hin. Sie hatte sich früher als gewöhnlich in ihr Kabinet begeben, und daselbst mit der Frauen von Rohan, von la Guiche, la Barre und von Neufvy eingeschlossen, von welchen Allen ich keine guten Dienste erwarten konnte. Ich blieb im Vorzimmer und unterredete mich mit den Frauen von Gratain und Pangeac und zwey andere Fräuleins, die eben so gut, als die andern übelgesinnt waren. Ich gestand ihnen, daß ich es nicht würde ungern gesehn haben, wenn sie die Stelle der andern Damen in dem Kabinet der Prinzessin eingenommen hätten, welche, wie ich gewiß wäre, ihr in diesem Augenblick sehr schlecht riethen. Sie suchten

mir

mir es auszureden, aber ihr Ton bestärkte mich nur mehr in meiner Meinung.

Die Prinzessin brauchte wenigstens eine Stunde um sich vorzubereiten, dann kam sie heraus, und sagte mir, als sie mich erblickte, sie wollte mir jezt ihre Antwort geben. Aus der studirten, kalten und verachtenden Mine, womit sie diese Worte sprach, konnte ich leicht errathen, wie sie ausfallen würde. Ich folgte ihr in der unangenehmsten Fassung, die sich denken läßt. Sie ersparte mir die Mühe zu reden, indem sie gleich damit anfieng, „sie spräche mich von allem, was ich versprochen hätte ihr zu sagen, los; ich sollte weiter nichts thun, als sie selbst anhören. Dann gab sie ihrem Anstand noch einen stärkern Grad von Verachtung und Hoheit, und begegnete mir, ich muß es gestehn, in Gegenwart so vieler Zeugen, als dem elendesten Menschen;" und der sichs doch einfallen ließe, sagte sie, den Mann von Wichtigkeit und den geschickten Politiker zu machen, da ich doch im Grunde nichts wäre, als ein niederträchtiger Schmeichler, der blos ihr das Geständniß von Fehlern, die sie und der Graf von Soissons nicht begangen hätten, entreißen wollte, um mich dadurch bey dem Könige beliebt zu machen, der selbst über die Rolle, die ich spielte, äußerst aufgebracht wäre. Sie konnte nicht umhin zu zeigen, daß sie ein Weib war, die Menge ihrer Worte paßte schlecht zu ihrem angenommen Anstande. Es fiel ihr ein, daß ich den Abend vorher etwas von ihrer und des Grafen Aufführung in Bearn gesagt hatte. Sie machte jezt eine gar nicht passende Vertheidigung derselben; Pangeac nannte sie einen groben Kerl, der noch nicht alles hätte, was er verdiente. Sie nahm es sehr übel, daß ich von den Pflichten der Könige gesprochen hatte. Von dieser Abschweifung kam sie zurück, und sagte mir, um alles in

zwey

zwey Worte zu fassen und mir die Lust zu benehmen, mich mit meinem Auftrage zu brüsten, es wäre sehr unklug und sehr unbesonnen von mir, mich in die Angelegenheiten einer Person zu mischen, die so weit über mich erhaben wäre; ich wäre nichts, als ein kleiner Landjunker, dessen größte Ehre darin bestünde, daß er jung in ihrem Hause ernährt worden wäre; weder ich noch meine ganze Familie hätten leben können, wenn wir nicht den Prinzen von Navarra den Hof gemacht hätten. Meines Gleichen aber, wenn sie sich vergäßen und sich zwischen hohen Personen einmischen wollten, hätten immer das Schicksal, früh oder spät aufgeopfert zu werden, ohne daß ihnen die Ehre zu Theil würde, Aufsehn erregt zu haben. Diese ganze Stelle war trefflich ausgearbeitet, und von Weiberhand. Und da sie wohl wußte, daß Niemand, selbst der Graf von Soissons nicht, wenn er gleich Prinz vom Geblüt war, solche Reden hätte gegen mich führen dürfen, so setzte sie noch hinzu, als das beleidigendste, was sie hatte ersinnen können, es wäre nicht allein in ihrem, sondern auch in des Grafen Namen, daß sie so mit mir spräche. Der Schluß war dem Ganzen angemessen. Er bestand in einer sehr heftigen Drohung, mich mit einem einzigen Worte bey dem König zu stürzen, und einem Verbot, mich niemals, wo sie auch seyn möchte, vor ihren Augen sehen zu lassen.

Ich glaube nicht, daß irgend ein Unterschied des Standes oder Geschlechts das Recht geben kann, eine Reihe so beleidigender Ausdrücke zu gebrauchen. Es geschieht warhaftig nicht aus Eitelkeit, daß ich sie hersetze. Aber weil die Prinzessin von den Worten zu Thaten schritt, und mich zwang, zu meiner Vertheidigung zum ersten male die Ehrfurcht aus den Augen zu setzen, die ich der Schwester meines Herrn schuldig war;

so

so habe ich geglaubt, die Nothwendigkeit die mich dazu brachte nicht besser rechtfertigen zu können, als wenn ich unsre Unterredungen mit denselben Worten, die dazu Anlaß gaben, treulich hersetzte. Obgleich meine Eigenliebe durch eine so unwürdige Behandlung tief verwundet wurde, so hatte ich doch in dem Augenblick genug Herrschaft über mich selbst, und genug List um nichts davon merken zu lassen. Ich sage List, denn hätte ich nur die geringste Veränderung auf meinem Gesichte, oder Bitterkeit in meinem Ton gezeigt, so würde die Prinzessin ohne mich anzuhören sich entfernt, und einen Triumph davon getragen haben, den ich natürlicher Weise wenigstens in Gegenwart der Personen, die daran Antheil hatten, oder auch nur Zeugen waren, etwas nieder zu schlagen wünschte.

Ich nahm daher das Wort mit einer angenommnen Schüchternheit, wie ein Mensch, der sich gern entschuldigen möchte. Um sie zu bewegen, mich bis zu Ende anzuhören, sagte ich ihr gleich zu erst, es thäte mir unendlich leid, daß sie durch böse Rathschläge bewogen worden wäre, in meinen Worten etwas zu finden, was ich gar nicht hätte hinein legen wollen, und daß mir dieses von ihr eine Behandlung zugezogen hätte, die ich nicht verdiente. Es wäre mir leicht, sie von meiner Unschuld in Ansehung aller der Vorwürfe, die sie mir machte, zu überzeugen. Um mit dem anzufangen, was den Grafen beträfe, so wüßte sie selber, daß ich bey allem, was ich von ihm gesagt, stets hinzugefügt hätte, ich vor meine Person wäre von der Rechtschaffenheit seiner Gesinnungen überzeugt. Durch diesen Eingang hielt ich die Prinzessin auf; sie glaubte gewiß noch das Vergnügen zu genießen, mich zu ihren Füßen um Verzeihung flehen zu sehen.

Mit

Mit demselben kalten Blute fuhr ich fort: Um den Vorwurf zu heben, den sie darauf zu gründen schiene, daß man einen geringen Edelmann, der nicht werth wäre sich ihr zu nähern, an sie geschickt hätte; so wollte ich nur sagen, daß, ob ich gleich wegen der schlechten Wirthschaft meiner Vorfahren weder die Güter noch die Würden, auf die ich Anspruch machen könnte, besäße, dennoch zu verschiednen Zeiten die Töchter aus meiner Familie mehr als Hunderttausende zum Brautschatz in die Häuser Bourbon und Oestreich gebracht hätten; und ich führte diese Probe blos statt tausend anderer an, welche ich hinzu fügen könnte. Weit entfernt, dem König, seitdem ich in seinen Diensten stünde, beschwerlich zu fallen, hätte er vielmehr einige mal mich so glücklich gemacht, in seinen Bedürfnissen seine Zuflucht zu mir zu nehmen. Indessen gestünde ich, daß kein Grund in der Welt mich würde entschuldigen können die Befehle Seiner Majestät überschritten zu haben, wenn ich in der That dazu fähig gewesen wäre. Zu gleicher Zeit zog ich die zweite Schrift des Königs aus der Tasche, welche auch in Form eines Briefes an die Prinzessin gerichtet war, und indem ich mir die Verwunderung, in die ich sie gestürzt hatte, zu Nutze machte, sagte ich ihr, um meine Botschaft zu endigen ehe ich sie auf immer verließe, müßte ich mit der tiefsten Ehrfurcht ihr doch vorstellen, daß, da der König Vaterstelle bey ihr verträte und auch über das ihr Herr und König wäre, ihr weiter nichts übrig bliebe, als sich dem Willen desselben zu unterwerfen. Ohne darauf zu hören, was der Graf von Soissons ihr eingeben könnte, müsse sie sich entschließen, entweder einen Gemahl von der Hand ihres Bruders anzunehmen, oder sich seine Ungnade zuzuziehen. Es würde ihr aber in diesem lezten Fall sehr empfindlich fallen, nachdem sie mit dem Aufwand einer Königin gelebt hätte, sich auf ein

sehr

sehr mittelmäßiges Vermögen eingeschränkt zu sehen; denn es könne ihr nicht unbekannt seyn, daß der König, auch außer seinen ansehnlichen Geschenken, indem er ihr die Güter, welche sie genösse, überlassen hätte, mehr mit seinem Herzen, als mit den Gesetzen und Gebräuchen von Navarra, nach denen sie nur sehr wenig würde bekommen haben, zu Rathe gegangen wäre.

Diese lezten Worte rissen sie wieder ihren Willen aus der Kälte und dem höhnischen Wesen, welches sie zu zeigen sich bestrebte, um sie in die heftigste Wuth, der eine Frau fähig ist, zu stürzen. Nachdem sie ihr durch alles was der Zorn eingeben kann (diese Erzählung ist schon zu lang, um es noch her zu setzen) Luft gemacht hatte, gieng sie in ihr Kabinet und ich zog mich sachte nach der Treppe zurück. Als ich herunter gieng, kam die Frau von Neufvy gelaufen, und sagte mir, die Prinzessin wollte den Brief haben, den ich ihr gezeigt hätte. Dies war eine neue List von diesen vier Frauen, welche sie überredet hatten, daß sie wirksamer meine Ungnade bey dem König würde befördern können, wenn ich seinen Brief aufgeopfert zu haben schiene. Ich merkte die Schlinge, und antwortete der Frau von Neufvy, es schiene mir wunderbar, daß die Prinzessin mir jezt den Brief abfordern ließe, da sie doch vorher sich geweigert hätte, den Inhalt deſſelben zu hören. Ich könnte ihn Niemanden, als der Prinzessin allein mittheilen, und ihn ihr auch nur blos vorlesen, weil ich selbst ihn behalten müßte. Dies war nicht, was die Botschafterin gewollt hatte; sie kehrte zurück ohne ein Wort zu antworten.

Ich gieng den Abend bis Moret, wo meine Gemahlin war, hielt mich aber hier nur vier und zwanzig Stunden auf, und eilte dann nach Paris dem Kurier entgegen, den ich von Fontainebleau an den König abgefer-

gefertigt hatte. Ich erstaunte nicht wenig, statt desselben nur den jungen Boëße, den Haushofmeister der Prinzessin ankommen zu sehn, welcher mir einen Brief mitbrachte, über den ich noch mehr erstaunte, als ich erkannte, daß er von dem König war. Es war mir bekannt daß Boëße derjenige war, den die Prinzessin ihrer Seits an ihren Bruder gesandt hatte, und ich sah, daß dieser Brief offen an sie geschickt worden war, und daß ich ihn nicht eher erhielt, als bis sie ihn in Händen gehabt, und mit ihrem Siegel besiegelt hatte. Alle diese Zeichen ließen mich an meinem Unglück nicht mehr zweifeln; eine traurige Ahndung sagte mir es vorher, und ich erbrach den Brief mit Zittern. Sie wurde nur zu gut erfüllt. Anstatt des Lobes und der Beweise von Güte und Zutrauen, womit Heinrichs Briefe an mich gewöhnlich erfüllt waren, trafen meine Augen blos auf einen herben Befehl, der Prinzessin Genugthuung zu geben. „Seine Majestät," so hieß es," „könne nicht zugeben, daß ein Unterthan eine Prinzes„sin, und seine Schwester, beleidigte, ohne ihn so gleich „dafür zu bestrafen, wenn er nicht durch Unterwerfung „seinen Fehler wieder gut machte.

Dieser Streich, ich gesteh' es, schlug mich zu Boden, und das um so mehr, da ich gar nicht denken konnte, daß mein Bote dem König meinen Brief nicht sollte überbracht haben, und ich daher sahe, daß, selbst nachdem er ihn gelesen hatte, er mich so behandelte. Welche Betrachtungen stellte ich damals nicht über das Unglück an, zu Ausgleichungen unter Großen gebraucht zu werden, und über die Gefahr, Königen zu dienen? In Hinsicht auf Heinrichen warf ich mir nichts vor. Ich hatte ihm vier und zwanzig Jahre mit einer Unverdrossenheit und einem Eifer gedient, den nichts erkalten konnte. Wider meinen Willen hatte ich einen

so

so unangenehmen Auftrag übernommen. Das Schreiben, das ich mir hätte geben lassen, enthielt tausend Dinge, die weit härter waren, als alles, was ich der Prinzessin gesagt hatte; und ich hatte sie ihr in einem Augenblick erspart, wo ich vielleicht zu entschuldigen gewesen wäre, wenn ich sie noch vergrößert hätte. Mein ganzes Verbrechen war höchstens, zu treulich gehorcht zu haben, und dennoch opferte mich der König so grausam auf, und ohne die geringste Rücksicht weder auf die Gründe, die ich anführte, noch auf seine eignen Befehle. Diese Undankbarkeit durchdrang mich, und alle meine Gedanken strebten nach dem festen Entschluß hin, auf ewig den Hof zu verlassen.

Kaum aber hatte ich diesen Entschluß gefaßt, so fand ich schon wieder tausend Ursachen, die ihn bestritten. Schon oft hatte ich die Erfahrung gemacht, daß Heinrich eine solche Gewalt über meinen Willen erlangt hatte, daß nach tausend Schwüren von meiner Seite, ein einzigs seiner Worte hinreichte, mich, wie durch Bezauberung wieder zu ihm zurück zu ziehn. Zu dieser Betrachtung gesellte sich die Hinsicht auf meinen Vortheil. Sollte ich mich aussetzen, den gerechten Lohn meiner Dienste, in dem Augenblick wo ich ihn beynahe erreicht hatte, zu verliehren? Und jezt, wo ich durch die Enterbung von dem Vikomte von Gent um 50,000 Livres Einkünfte gebracht, durch einen langen und kostbaren Dienst erschöpft war, mein Haus wieder einrichten mußte, und durch die Fruchtbarkeit meiner Gemahlin mit einer zahlreichen Familie bedroht wurde; jezt war dieser Lohn meine einzige Hülfsquelle, das einzige Kapital, das ich nicht vernachläßigt hatte. Wie aber konnte ich auf der andern Seite mich überwinden, hinzugehn und die stolzen Begegnungen einer Prinzessin als ein Verbrecher über mich ergehen lassen, gegen die

ich kurz vorher eine so ganz verschiedne Rolle gespielt hatte? Und daß sie mir den Kelch so bitter als nur möglich machen würde, deß konnte ich sehr gewiß seyn. Ich glaube, daß Jedermann sich hier an meine Stelle setzen, und sich die Bewegung und die Beklemmung meines Herzens vorstellen wird.

Am Ende ergriff ich noch ein ganz gescheutes Mittel, ob es gleich nicht im Stande war, den Kummer, der mich nagte, zu vertreiben. Ich stellte mich krank; und es überfiel mich auch eine so finstre Schwermuth, die wohl fähig gewesen wäre, einen Theil von den üblen Zustande meiner Seele dem Körper mitzutheilen. Die Ursach meines Verdrusses entdeckte ich Niemanden. Ich ließ einen Arzt holen, der mir die Folgen eines Uebels, welches doch blos meine Erfindung war, auf die fürchterlichste Art vorstellte, mir aber doch versprach, durch Aderlässe und Arzneien mich davon zu heilen.

Um vier Uhr Nachmittags erschien ein andrer Arzt, welcher die Kunst verstand, mir meine Gesundheit wieder zu geben. Es war Picaut, mein Kurier, welchen ich mit Ungeduld erwartete, um auf seinen Bericht meinen lezten Entschluß zu fassen. Er erzählte mir, daß er das Unglück gehabt hätte, sich unterweges den Fuß zu verrenken, wodurch ihm der Kurier der Prinzessin zuvorgekommen wäre, und überreichte mir einen eigenhändigen Brief von dem Könige, der alle meine Schmerzen heilte. Er schrieb mir, ich würde jezt über seinen ersten Brief wohl sehr aufgebracht seyn; er hätte ihn in einer ersten Aufwallung von Hitze, wie ich sie an ihm kennte, auf übertriebne Klagen und die dringendsten Bitten seiner Schwester geschrieben. Um mich aber zu trösten, gäbe er mir sein Wort, daß er alles, was ich gethan hätte, billigen wollte, und mir so gar auf diesen Fall erlaubte, mich seines eignen Brie-

fes

ses gegen ihn zu bedienen. Er endigte mit diesen Worten: „Kommt zu mir, damit Ihr mich noch genauer „von allem, was vorgefallen ist, unterrichten, und Euch „überzeugen könnt, daß ich Euch noch eben so lieb habe, „als jemals, sollte ich auch den alten Wahlspruch der „Bourbons, mag drüber knurren, (Qui qu'en „grogne — buchstäblich: wer auch drüber grunzt) wer „will, wieder annehmen. Lebt wohl, mein Freund.“ An diesem herzlichen und vertraulichen Ton erkannte ich meinen alten Herrn wieder. Dieser Brief war vom 17ten, der erste vom 15ten May, beide von Amiens, wohin ich mit Tages Anbruch mich auf den Weg machte, und den folgenden Tag ankam. Ich verhehlte und verstellte nichts von allen dem, was zwischen der Prinzessin und mir zu Fontainebleau vorgefallen war, und der König bezeugte mir durch seine vermehrten Liebkosungen, daß er meine ganze Aufführung billigte.

Um nicht zu oft durch eine Erzählung, die überall ihren Platz finden kann, den Faden der Geschichte zu unterbrechen, will ich hier mit wenig Worten alles, was diese Sache angeht, beendigen. La Varenne, der bey Hofe den Auftrag hatte, den Vortheil der Prinzessin zu besorgen, unterließ nicht, ihr von der guten Aufnahme, die ich bey dem König gefunden hätte, und von der Neuigkeit, welche sich auszubreiten anfieng, daß ich das Haupt des ganzen Finanzwesens werden würde, Nachricht zu geben. Sie sah daraus leicht ein, daß sie nicht allein ihre Rache aufgeben müßte, sondern daß es auch ihr Nutzen seyn würde, in der Folge mit einem Manne gut zu stehen, durch dessen Hände künftig alle Verordnungen wegen der Unterhaltung ihres Hauses gehen würden. Vielleicht fühlte sie ihr Unrecht, oder wenn sie es noch immer auf meiner Seite glaubte, so hatte sie die Großmuth es mir zu verzeihen.

Dem sey wie ihm wolle, so muß ich zum Lobe dieser Prinzessin gestehen, daß dies ein Zeichen von Seelengröße war, dessen wenige andre würden fähig gewesen seyn. Hätte man aus ihrem Charakter ein Uebermaaß von Lebhaftigkeit wegnehmen können, welche sie nicht im Stande war zu überwinden, und zu der in dieser Sache noch die Gewalt der unbändigsten aller Leidenschaften sich gesellte, so würde nur ein von Natur gutes und biegsames Herz, das selbst der Freundschaft und der Dankbarkeit fähig war, übrig geblieben seyn.

Sie wählte die Frau von Pangeac, welche eine von meinen Freundinnen war, um ihr ihre veränderten Gesinnungen gegen mich mitzutheilen. Sie that selbst bey meiner Gemahlin die ersten Schritte. Ich hatte diese zu Moret im Kindbette gelassen. Nachdem sie wieder hergestellt war gieng sie eines Tages nach Fontainebleau in die Predigt, und kehrte zurück ohne der Prinzessin ihre Aufwartung gemacht zu haben, indem sie eine leichte Unpäßlichkeit derselben, welche sie im Bette hielt, zum Vorwand nahm. Frau von Pangeac machte ihr Vorwürfe darüber, im Grunde auf Anstiften der Prinzessin, ob sie gleich sich stellte, als ob sie es für sich selbst thäte. Meine Gemahlin sah sich genöthigt zu antworten, der Fuß, auf dem Madame mit mir stünde, erlaubte ihr diese Ehre nicht. Bey einer zweiten Reise nach Fontainebleau ließ ihr die Prinzessin sagen, die Ursach, die sie der Frau von Pangeac angegeben hätte, dürfe sie nicht abhalten, zu ihr zu kommen, und nahm sie mit der gnädigsten Art auf. Sie gestand ihr freimüthig, sie sey noch nicht ganz mit mir ausgesöhnt, weil sie nach allen den Beweisen ihrer Freundschaft, die sie mir in ihrer Jugend gegeben hätte, ganz was anders von mir erwarten zu können sich berechtigt hielte. Sie erzählte nachher meiner Gemahlin

lin von einer Menge Lustbarkeiten so wohl zu Pau als bey dem Baron von Miossens, wo sie mir die Ehre erzeigt hatte, mich zu ihrem Begleiter zu nehmen, und insbesondre von einem Ringelrennen, wo ich den Preis, einen Ring von mittelmäßigem Werth, davon getragen, sie aber, als ich ihn aus ihren Händen empfangen sollte, ihn ausgetauscht, und mir einen Andern, der 2000 Thaler werth war, dafür gegeben hatte. Sie vergaß nicht, daß mein Vater oft die Königin, ihre Mutter, auf seinen Armen getragen hätte. Bey dem Allen, sagte sie sehr verbindlich zu meiner Gemahlin, hätte sich doch nie ihre Empfindlichkeit bis auf sie erstreckt; sondern sie liebte ihre Gemüthsart und ihren Charakter. Ueber den Oheim meiner Frau, den Herrn von Saint-Martin, welcher erster Kammerjunker des Königs gewesen war, sprach sie sehr gnädig mit ihr, und auch über die Frau von Saint-Martin, welche eine Schwester des Herrn von Miossens, und folglich eine ziemlich nahe Verwandte der Prinzessin war.

Meine Gemahlin kehrte sehr vergnügt, und mit dem festen Entschluß zurück, alles anzuwenden, um mich wieder bey Madame in Gunst zu setzen. Dies erste mal ließ sie sich davon nichts merken, aber nachher gab sie sich mit gutem Erfolg Mühe darum. Eines Tages, da sie meine Aufmerksamkeit, die Anweisungen wegen der Bezahlung ihrer Hofleute auszufertigen, anführte und ihr vorstellte, daß nur die wiederholten Befehle Sr. Majestät mich hätten bewegen können, den Widerwillen zu überwinden, den ich gegen den Auftrag fühlte, der sie so sehr beleidigt hatte, vereinigte sich Frau von la Force, die grade neben dem Bette der Prinzessin saß, mit meiner Gemahlin. Die Frau von Pangeac unterstützte sie, und, was mich sehr gewundert hat, auch Frau von Rohan und Frau von la-Barre.

Alle diese Damen bewogen die Prinzessin, mich auf der Stelle holen zu lassen. Von diesem Augenblick an, wo sie meine Unschuld erkannte, beehrte sie mich mit einer solchen Zuneigung, daß sie keinen andern Vertrauten aller ihrer Geheimnisse mehr hatte. Sie war es, die die Heirath meiner ältesten Tochter mit dem Herzog von Rohan, ihrem nächsten Verwandten von der Seite der verstorbnen Königin, ihrer Mutter, und dem Erben ihrer Güter in Navarra, in Vorschlag brachte und aus allen Kräften begünstigte. Damals war dem König diese Heirath nicht recht; nachher aber kam er von selbst darauf zurück. Als endlich die Prinzessin nach Lothringen abreisete, und, wie man weiß, über den französischen Hof ziemlich mißvergnügt war, sagte sie laut, sie habe nur Ursach mit drey Personen zufrieden zu seyn, und ich war eine von den dreyen.

Die Feindseeligkeiten zwischen der Partey des Königs und der Ligue dauerten die Jahre 1595 und 1596 hindurch in eben den Gegenden des Königreichs fort, die in den vorhergehenden der Schauplatz des Kriegs gewesen waren. In Bretagne standen die Herren von Aumont und Saint-Luc gegen den Herzog von Mercoeur. In den mittäglichen Provinzen fielen eine Menge kleine Gefechte zwischen den Herren von Ventadour, la Rochefoucault, Chateauneuf, Saint-Angel, Lostange, Chambaret und andern königlichen Offizieren auf der Einen, und den Herren von Pompadour, Rastignac, Saint-Chamant, Montpezat, la-Capelle-Biron und mehreren Ligisten auf der andern Seite vor. Die Niederlage bey Crocans, die Belagerung von Blaye, die Eroberung von Agen, und der Tod des Herzogs von la Rochefoucault, sind die merkwürdigsten Begebenheiten, welche im Limosinischen und der umliegenden Gegend vorfielen. Lesdiguieres setzte mit

eben

eben so glücklichem Erfolg, bald gegen den Herzog von Savoyen bald gegen Epernon, den Krieg in Dauphiné, Provence und Piémont fort. Alle diese Begebenheiten endigten sich mit der gänzlichen Niederlage der Feinde des Königs. Der Herzog von Savoyen, welcher sich die Uneinigkeit der Herzoge von Guise und Epernon zu Nutze machen wollte, und bis in Provence vorgedrungen war, wurde schimpflich wieder zurück gejagt; und Epernon, der seinem Nebenbuhler, dem Herzog von Guise, welchem Lesdiguieres, Ornano und die Gräfin von Sault beystanden, unterlag, wurde ohne Rettung überwältigt, und dahin gebracht, daß er durch sehr demüthige Briefe, welche der König zu Gaillon erhielt, um Gnade bitten mußte. Er folgte selbst kurz hinter seinen Briefen und warf sich zu Heinrichs Füßen. Dies war eine Art von Triumph für den König, der die Demüthigung der Herzoge von Epernon, Bouillon und la Trimouille unter seine eifrigsten Wünsche rechnete.

Während seines Aufenthalts zu Amiens that er wieder verschiedne Schritte, um mich in den Finanzrath zu bringen. Seine eigne natürliche Redlichkeit hinderte ihn, sich die Menschen so verderbt vorzustellen, als sie es sind, und seine Gelindigkeit hielt ihn ab, zu scharfen Mitteln zu schreiten, so lange noch irgend ein andres unversucht war. Deswegen bildete er sich lange Zeit ein, er würde endlich den ganzen Stand der Finanzbedienten noch dahin bringen können, daß sie die Staatseinkünfte mit Sparsamkeit verwalteten, und diese Reform sey nicht so schwer, daß sie nicht blos durch den Rath eines rechtschaffnen und arbeitsamen Mannes, den er den Uebrigen zugesellen wollte, könnte hervorgebracht werden. In dieser Absicht sprach er öffentlich und auch insbesondre mit den Herren des Finanz-

raths darüber, daß sie mich unter sich aufnehmen möchten. So groß auch ihr Widerwille war, so durften sie doch einen Vorschlag, der, auf diese Art gethan, mehr einer Bitte als einem Befehl ähnlich sah, nicht gradezu verwerfen.

Ich gestehe aufrichtig, daß ich mich nicht so gelehrig finden ließ, um den Mittelweg, den der König suchte, einzuschlagen. Er sagte mir in einer geheimen Unterredung, es wäre sein Wille, daß ich gegen die Mitglieder des Finanzraths zuvorkommend thun; durch einige Gefälligkeit ihnen den Verdacht benehmen, daß ich blos in ihre Gesellschaft träte um ihnen zu schaden; und endlich sie dahin bringen sollte, daß sie selbst ihn bäten, mich zu ihnen zu versetzen. Ich antwortete ohne Bedenken, der schlechteste Weg um in den Finanzrath zu kommen schiene mir der, wenn ich denen, die jezt darin säßen, dafür verbunden wäre, und da ich den Geist dieses Kollegiums kennte, so wäre mirs unmöglich zugleich dem Finanzrath und dem Staate zu dienen. Heinrich, der den Widerspruch nicht liebte, und dem zugleich meine Zwistigkeiten mit dem Herzog von Nevers wieder einfielen, bildete sich ein, ich könnte wohl noch eine alte Empfindlichkeit gegen diese Herren haben, und glaubte in meiner Antwort Stolz, oder wenigstens steifes Beharren auf meinem Sinn zu finden. Er antwortete mir ziemlich lebhaft, er hätte nicht Lust sich allein um meinetwillen alle Welt über den Hals zu ziehen. – Er wolle daher nicht weiter darauf denken, mich bey den Finanzen anzubringen, sondern irgend ein anderes Amt aussuchen, um meinen Geist zu beschäftigen, der, wie er sagte, nicht müßig bleiben könnte.

Er war noch halb verdrießlich, als er nach dieser Unterredung zu der Frau von Liancourt gieng. Diese aber, als sie die Ursach seines Aergers erfuhr, stellte ihm

ihm vor, er würde niemals gut bedient werden, wenn er nicht einen Mann fände, der, ohne einen andern Grund als allein den öffentlichen Nutzen, den Muth hätte, sich den Haß der Finanzbedienten zuzuziehn. — Ich hielt unterdessen, nach dem was vorgefallen war, meine Aussicht auf eine Stelle bey den Finanzen entfernter als jemals; und da ich mir vorstellte, daß meine Bedienung sich auf Verträge und auswärtige Unterhandlungen einschränken würde, — ein Amt, das jeden, der dabey seinen Rang mit Würde und seinen Ruf mit Ehre behaupten will, fast unausbleiblich zu Grunde richten muß: so beschloß ich, mich dem König darüber zu entdecken und ihn um seine Genehmigung zu einem Entwurf zu bitten, der mir wenigstens die Wiederbezahlung meiner Vorschüsse zugesichert hätte. Aber er ließ mir nicht Zeit, ihm meinen Vorschlag zu thun. Sobald ich mich ihm näherte, gestand er mir, er sey auf die Vorstellung der Frau von Liancourt zu meiner Meinung zurück gekommen, und werde ohne weitern Aufschub seinen Willen öffentlich bekannt machen, sobald er zum Schein mit dem Connetable und Villeroy vorher darüber geredet hätte, weil es ihnen zukäme, mir meine Bestallung auszufertigen. Beide traten grade zur rechten Zeit in das Zimmer, und empfiengen diesen Befehl, der erste mit einer Kopfneigung, und Villeroy, indem er sagte, er würde mir meine Bestallung einhändigen, sobald er nur ein Modell dazu gefunden hätte.

Den Nachmittag, unterdeß der König auf der Jagd war, stattete ich bey der Marquise von Monceaux, denn diesen Namen hatte die Frau von Liancourt seit kurzem angenommen, meinen Dank ab. Ich glaubte auch Villeroy einen Besuch machen zu müssen, und bat ihn, wenn die Bestallung fehlte, mir ein Patent auszufertigen, welches dieselbe Wirkung thäte. Er

Digitized by Google

suchte Ausflüchte in seiner Antwort, und während drey oder vier Tagen, da ich in ihn drang, verschob er unter mancherley Vorwänden die Sache immer bis auf den Folgenden. Nachher verließ der König Amiens und gieng nach Monceaux; unterwegs kam er durch Liancourt, wo der Herr von Liancourt, sein erster Stallmeister, ihn prächtig bewirthete. Hier war es, wo man beschlossen hatte, die lezten Kräfte gegen mich anzustrengen.

Liancourt hatte, auf Villeroy's Veranlassung, den Kanzler, der sein vertrauter Freund war, zu sich holen lassen, die andern Mitglieder des Finanzraths waren auf Befehl des Königs hingekommen, und sie machten sich jezt die Freiheit, welche diese Gelegenheit ihnen bey Heinrichen gab, zu Nutze, um auf die wirksamste Art an meiner Ausschließung zu arbeiten. Das Mittel, dessen sie sich jezt bedienten, war nicht, mich gradezu anzugreifen, sondern dem König zu verstehn zu geben, daß ich zu dieser Stelle mich nicht schickte, wo man, wie sie sagten, aus Mangel der Erfahrung, die nur die lange Uebung geben kann, nicht im Stande ist tausend Fehler zu vermeiden, von denen der geringste hinreicht, den Kredit unwiderbringlich zu vernichten, und folglich den Staat ins Verderben zu stürzen. Diese Reden wurden so oft in Heinrichs Gegenwart widerholt, denn man lenkte absichtlich die Unterredung auf diese Materie, und mit einem solchen Anschein von Aufrichtigkeit vorgebracht, daß sie endlich Eindruck auf ihn machten. Indem er nun zu gleicher Zeit diese Herren mit größter Leichtigkeit die prächtigsten Entwürfe machen, mit vieler Klarheit über die Kräfte und Vortheile des Staats sprechen, und mit äußerster Genauigkeit die Einkünfte desselben berechnen sah; indem sie die Kenntniß des Handels und der andern Mittel, die einen Staat blühend machen, in ihrem ganzen Umfang zu besitzen schienen,

und

und über das alles sich untereinander einer Sprache bedienten, die fast für jeden andern unverständlich war: so wurde Heinrich immer mehr und mehr überzeugt, daß eine lange Vorbereitung durchaus nothwendig sey um in den Finanzen zu arbeiten. Er verfiel nun wieder in seine erste Unentschlossenheit, und glaubte, das gegenwärtige Uebel möchte wohl noch nicht das größte seyn, das dem Finanzwesen begegnen könnte. Zugleich nahm er alles, was diese Herren ihm sagten, für Zeichen ihrer Reue, und rechnete gewiß auf eine merkliche Veränderung bey ihnen, wegen der Furcht, die er ihnen jezt beygebracht hatte; das alles machte ihn in Betracht meiner völlig kalt.

Villeroy, der diese Zeit über zu Amiens geblieben, deshalb aber doch vollkommen von den Schritten einer Gesellschaft, die durch ihn beseelt wurde, unterrichtet war, nahm diesen Augenblick wahr, um dem König meine Bestallung zu überschicken, die er ohne Ungehorsam sich nicht entbrechen konnte auszufertigen, nachdem er einen förmlichen Befehl darüber erhalten hatte. Heinrich hatte sich nur einen Tag zu Liancourt aufgehalten, und war schon zu Monceaux als er die Bestallung empfieng. Voll von dem, was er gehört hatte, gab er sie Beringhen mit dem Befehl, sie aufzuheben und mir nicht eher etwas davon zu sagen, als bis er es ihm heißen würde. Beringhen, der mein Freund war, entdeckte mir das Geheimniß, welches ich aber treulich verschwieg. Vierzehn Tage verstrichen, ohne daß der König etwas sagte, und die Herren Finanzbedienten ließen sich durch ihr Glück so verblenden, daß, anstatt der so aufrichtigen Reue, die er von ihnen erwartete, sie ihm neue Proben ihrer Untreue gaben, und diesmal so deutliche, daß sie ihn so zu sagen selber zwangen, sie mit dem Streich, den sie so leicht hätten abwenden können,

zu

zu Boden zu schlagen. Er entdeckte, daß das Kollegium so eben die Steuern von Normandie für 30,000 Thaler verpachtet, und um die Kasse auch noch um diese Summe zu bringen, die so tief unter dem wahren Ertrag der Steuern stand, sie ganz und gar auf alte Schulden des königlichen Schatzes angerechnet hatten. Mit ein wenig Aufmerksamkeit überzeugte er sich noch über dieß, daß die fünf großen Pachtungen eben auch für den vierten Theil ihres Werthes weggegeben waren, weil Zamet, Gondy und die andern Pächter, die sie durch die Nachsicht des Finanzraths übernommen hatten, mit diesen Herren den ungeheuren Profit theilten, den sie daraus zogen. Aber auch das reichte noch nicht hin, um ihre Habsucht zu befriedigen, und sie hatten unter dem Vorwand des Verlusts von Calais, Cambrai, Andres ꝛc. auf die übrigen königlichen Einkünfte so unmäßige Abzüge gestattet, daß sie sichtlich anstatt zuzunehmen immer geringer werden mußten.

In dem gerechten Unwillen über diese Entdeckung ließ der König mich rufen, und befahl mir, nach Paris zu gehen, um zu fragen, woher eine so große Verschwendung der Gelder entstünde, wegen welcher er sich allein an den Finanzrath halten könnte? Ich antwortete ihm, da er wahrscheinlich den Befehl an Villeroi, meine Bestallung auszufertigen, widerrufen haben müßte, weil ich sie noch nicht erhalten hätte, so hätte ich auch kein Recht in das Kollegium zu gehen, und zu verlangen, daß man mich anhörte. „Was!" rief Heinrich, um den Vorwurf zu verbergen, den er sich innerlich machte, „was! hat Beringhen Euch nicht schon „vor vierzehn Tagen Eure Bestallung und einen Brief „von Villeroy gegeben? Ich wette, der Tropf hat es „vergessen." Unterdeß ich auf seinen Befehl mich zur Abreise anschickte, um noch den Abend bis Claye zu gehen,

hen, bekam Beringhen einen Wink, und war es zufrieden, die ganze Schuld auf sich zu nehmen. In der Zwischenzeit fiel mir ein Gedanke ein, den ich dem König mittheilte, als ich zurück kam, um seine Befehle zu holen. Ich sagte ihm, es schiene mir rathsam, wenn ich, noch vor dem zur Eröfnung der Staatenversammlung bestimmten Tage, eine Reise in einige der vornehmsten General-Aemter machte, um mich daselbst noch genauer von den gegenwärtigen königlichen Einkünften, von den Verringerungen die sie erlitten hätten und von den Vermehrungen, die man dabey anbringen könnte, zu unterrichten; damit Er nachher auf diesen Grund die Forderungen, die er an die Generalstaaten thun wollte, bauen könnte, welcher doch, so unvollkommen er auch Anfangs wäre, über die Kräfte der andern entfernteren General-Aemter, und folglich des ganzen Königreichs, ihm Licht geben könnte. Außerdem hätte ich auch gute Hofnung, blos in den Distrikten, die ich besuchen würde, die drey oder viermal hunderttausend Thaler zu finden, die er vergebens von dem Finanzkollegio verlangt hätte. Ich glaubte aber, daß ich umsonst und vielleicht unbesonnener Weise dieser Untersuchung mich selbst unterziehn würde, wenn ich nicht ein Stück besäße, welches ich für das wahre Mittel hielt, nicht betrogen zu werden, nehmlich eine Vollmacht von Sr. Majestät, um den widerspenstigen Einnehmern und Vorstehern auf eine Zeitlang die Führung ihres Amts zu untersagen, oder sie gar abzusetzen, und die Ehrlichkeit der Bessergesinnten zu belohnen.

Heinrich billigte den Vorschlag an sich selbst völlig, aber er änderte etwas an der Art, wie er im Finanzrath vorgetragen werden sollte, und wollte, ich sollte ihn hier so anbringen, daß diejenigen Mitglieder, welche sich für die gescheutsten hielten, als Sancy, Schomberg,

berg, Freßne und la Grange-le-Roi, selbst auf den Einfall kämen, und, wenigstens zum Theil, für die Urheber desselben angesehn werden könnten; und daß jeder in der Versammlung sich schmeichelte, dieser Auftrag könne nur ihnen selbst, oder durch ihre Vermittlung ihnen ergebnen Intendanten und Requetenmeistern gegeben werden. Dieser Mittelweg war sehr klug ausgedacht; er schmeichelte der Eitelkeit Einiger und der Habsucht Aller. Ich nahm meinen Platz in dem Finanzrath, und durch ein Wunder, das man nur an Höfen sieht, ließen meine Kollegen, deren Herzen der brennendste Verdruß zernagte, in ihren Minen, ihren Worten, und in ihrem Thun und Wesen nichts als Freude blicken. Fast hätte ich durch die Lobeserhebungen aller Art, mit denen mich der Kanzler überhäufte, und durch den Ton, mit dem ich sagen hörte, man hätte mich lange mit der lebhaftesten Ungeduld erwartet, mich selber täuschen lassen. Das ist aber die Kunst der Hofleute; sie sind mit einander übereingekommen, daß, auch mit der plumpsten Larve bedeckt, sie nie einer den andern lächerlich finden wollen.

Während Heinrichs Aufenthalt zu Monceaux wurde der vorher schon bestimmte Vergleich mit dem Herzog von Mayenne zu Stande gebracht. Schon, als der König noch zu Amiens war, hatte der Herzog einen gewissen d'Estienne an ihn geschickt, um anzufragen, wohin es ihm gefiele, daß er ihm seine Unterwerfung zu bezeigen käme. Der König hatte ihm Monceaux genannt, weil die Kränklichkeit des Herzogs keine so lange Reise, als von Soissons, wo er sich damals aufhielt, bis Amiens erlaubte. Er näherte sich dem König, welcher in den Sternalleen des Parks ganz allein mit mir spazieren gieng und mich bey der Hand hielt, warf sich auf ein Knie vor ihm nieder, umarmte

seine

seine Hüfte, und setzte zu der Versicherung seiner Treue auch noch einen Dank hinzu, „daß Seine Majestät ihn „von der spanischen Aufgeblasenheit und den italienischen Ränken befreiet hätte.“ Heinrich, der, sobald er ihn erblickt hatte, ihm entgegen gegangen war, umarmte ihn dreimal, hob ihn eilig auf und umarmte ihn nochmals mit jener Güte, die nie der Reue hat widerstehn können. Alsdenn nahm er ihn bey der Hand, führte ihn in seinem Park herum, und unterhielt sich vertraulich mit ihm von den Verschönerungen, die er darin anbringen wollte. Er gieng dabey so schnell, daß der Herzog von Mayenne, dem sein Hüftweh, sein Fett und die gewaltige Hitze des Tages gleich beschwerlich fiel, und der seine Hüfte kaum mehr schleppen konnte, entsetzlich ausstand, ohne doch das Herz zu haben, es zu sagen. Heinrich merkte es, da er ihn roth und mit Schweis bedeckt sah; er bog sich zu mir und sagte mir ins Ohr: „Wenn ich den dicken Wanst hier noch lange „so spazieren führe, so werde ich ohne große Mühe für „alles Böse, das er uns angethan hat, gerächt seyn.“ „Nicht wahr, Vetter,“ fuhr er fort, indem er sich gegen ihn wendete, „ich gehe Ihnen ein wenig zu geschwind.“ Der Herzog antwortete, er müsse beynahe ersticken, und wenn Sr. Majestät nur noch kurze Zeit so fortgegangen wären, so würden Sie ihn umgebracht haben ohne dran zu denken. „Geben Sie mir die Hand, „Vetter“ rief der König, indem er ihn wieder umarmte und ihm auf die Achsel klopfte, „denn beym Himmel! „das ist meine ganze Rache, die ich an Ihnen nehmen „werde.“ Der Herzog von Mayenne, durch das freimüthige Betragen innigst gerührt, wollte von neuem sich auf die Knie werfen und die Hand küssen, die ihm Heinrich reichte, wobey er schwur, daß er ihm künftig gegen seine eignen Kinder dienen wollte. „Ich glaubs Ihnen,“ antwortete der König, „und damit Sie desto

„länger mir dienen und mich lieben können, so gehn „Sie ins Schloß, ruhn Sie aus und kühlen Sie sich „ab, denn Sie habens nöthig. Ich will Ihnen zwey „Bouteillen Wein von Artois schicken, dem Sie nicht „Feind sind, wie ich weiß. Hier ist Roßny, den ich „Ihnen mitgebe, Sie zu begleiten, den Wirth in mei„nem Hause zu machen und Sie in Ihr Zimmer zu „führen. Er ist einer von meinen ältesten Dienern „und von denen, welche sich am meisten darüber gefreut „haben zu sehn, daß Sie aus gutem Herzen mir die„nen und mich lieben wollen." Er setzte darauf seinen Spaziergang tief in den Park fort und ließ mich mit dem Herzog von Mayenne zurück, welchen ich in eine Laube führte, um auszuruhen, und dann zu Pferde nach dem Schlosse zurück bringen ließ, eben so zufrieden mit dem König und mit mir, als wir beide es mit ihm waren.

Monceaux schien dem König ein so angenehmer Aufenthalt, daß er länger da blieb, als er erst gewollt hatte. Er ließ den Connetable und Villeroi von Amiens kommen, und befahl dem Finanzrath sich in Meaux einzurichten, um mehr in der Nähe zu seyn seine Befehle zu erhalten. Ich hatte den Plan, die General-Aemter zu besuchen, noch nicht darin vorgeschlagen. Der König, der sich immer mehr von der Nützlichkeit desselben überzeugte, übernahm es, selbst davon zu sprechen. Bey der ersten Erwähnung, die er davon that, gaben die Räthe, welche sich einbildeten, daß dieser Auftrag Niemand anders als sie selber treffen könnte, und welche dabey jeder seinen besondern Vortheil sahen ohne doch dem allgemeinen Vortheil des Kollegiums zu schaden, alle ihre Stimmen dazu. Sie erstaunten nicht wenig, als sie sahen, daß Heinrich von ihnen allen nur la Grange-le-Roi ernannte, welcher zwey Generalämter besuchen sollte. Zu den übrigen Stellen wählte

er

er die Herren Caumartin und Bizouze, jeden zu zwey, und zwey andre Requetenmeister, jeden zu einem District. Die vier größten und weitläuftigsten Aemter wurden mir zu Theil. Jetzt bereuten meine Herren Kollegen, daß sie nicht die Ausführung eines Plans, der ihre Unredlichkeit an den Tag bringen konnte, verhindert hatten. Sie vereinigten alle ihre Kräfte, um ihn unnütz zu machen, oder wenigstens ihm entgegen zu arbeiten. Mich nahmen sie zum Ziel aller ihrer Streiche, weil das Zutrauen des Königs und die Hauptrolle die ich dabey spielte, sie einen Theil der Wahrheit errathen ließen. Mit den Beschuldigungen von Unwissenheit, Härte, Unbesonnenheit, und einigen noch stärkern Eigenschaften waren sie nicht geitzig gegen mich. Kaum hatte ich angefangen meinen Auftrag auszurichten, so sah ich, daß sie die Vorsicht gehabt hatten, mir bey den Schatzmeistern des Reichs, den Ober und Unter Einnehmern, den Kontrolleurs, den Schreibern und bis auf die geringsten Unterbedienten, zuvorzukommen. Alle diese Leute, welche größtentheils entweder an sie verkauft oder ihnen blindlings ergeben waren, thaten alles was man von ihnen verlangt hatte. Einige entfernten sich und ließen ihre Büreaus verschlossen; andre überreichten mir Verzeichnisse, die mit aller der Schlauheit aufgesetzt waren, welche man von Leuten erwarten konnte, die die Spitzbüberey als eine Kunst studirt hatten; noch andre begnügten sich, mir eine Ordre von den Herren de Freßne, d'Incarville oder des Barreaux vorzuzeigen, welche ihnen verbothen, ihre Registraturen und Verzeichnisse, es sey wem es wolle, vorzuzeigen.

Im Anfang suchte ich alle diese Bosheit blos auf dem Wege der Güte zu überwinden; ich ermahnte sie, ich suchte ihre Ehre, ihre Rechtschaffenheit rege zu machen, aber die Leute kannten die eine so wenig als die andre. Ich breitete nun das Gerücht aus, die Staaten des

Reichs würden sich versammlen blos um die ungeheure Menge von Büreaus und Beamten abzuschaffen, besonders die Schatzmeister von Frankreich, welches die unnützeste und zugleich die widerspennstigste von allen Gemeinschaften im Lande wäre. Man würde nur denjenigen ihre Stellen lassen, die sich durch eine Aufrichtigkeit, welche bey dieser Gelegenheit für ihre Anhänglichkeit am gemeinen Besten bürgen würde, derselben würdig machten. Aber diese Drohung richtete bey Leuten, welche insgeheim von dem Finanzrath selbst aufgemuntert und unterstützt wurden, gar nichts aus; und ich sah mich genöthigt, die Gewalt, die ich bekommen hatte, zu gebrauchen. Ich untersagte den meisten von diesen Arbeitern die Ausübung ihres Amts, und ließ ihre Geschäfte durch Zween von jeder Ordnung verwalten, welche mir die vernünftigsten Grundsätze und das reinste Gewissen zu haben schienen. So bemächtigte ich mich aller Register, Verzeichnisse und Rechnungen, welche mir zum Faden dienten, um in dies Labyrinth der Ungerechtigkeit und Spitzbübereien zu dringen.

Was entdeckte ich da nicht? Wie ist es möglich, alle die Ränke und Verfeinerungen einer so gefährlichen Kunst, die Verstellungen, Unterdrückungen, Verfälschungen und doppelte Anwendungen auseinander zu setzen, ohne noch von jener anscheinenden Verwirrung zu reden, hinter welchen diese versteckten Uebelthäter sehr hell sahen, ob sie gleich Fremden nichts als Dunkelheit und Finsternisse zeigten? Es sey genug, anzuführen, daß ich blos von den alten Schuldresten, die ich aufs Reine bringen ließ, und aus den bezahlten Posten und Wechselbriefen dieses und der drey lezten Jahre, ohne Mühe mehr als 500,000 Thaler zusammen brachte, welche für den König wären verlohren gewesen. Wie hoch würde nicht die Summe gestiegen seyn, wenn man von allen diesen Beamten die gerechten Wiederer-

stat-

stattungen einer so langen Veruntreuung, und hauptsächlich der verschiednen Gelder, die durch ihre Hände gegangen waren, hätte wiederfordern wollen, da allein die Anweisungen wegen alter Schulden, die Wiederbezahlung ausgeliehner Gelder, die Rückstände, und die auf Sicht zahlbaren Papiere eine so mächtige Summe einbrachten?

Die andern Komissarien hatten nicht so viel Glück, vielleicht auch nicht so viel Standhaftigkeit als ich. Außer Caumartin, der dem König 200,000 Livres zurück brachte, bezahlten die Uebrigen ihn blos mit großen Aufsätzen über Verbesserungen, die bey den Pachten zu machen wären. Dennoch hatte Heinrich sie mit großer Ueberlegung gewählt. Mich wunderte es nicht. Um es zu wagen, sich dem Haß eines in solcher Achtung stehenden und so furchtbaren Standes, als die Finanzbedienten in Frankreich sind, auszusetzen, um den Geschenken und Schmeicheleien, den Umwegen und Kunstgriffen aller ihrer Kreaturen zu widerstehen, denen es größtentheils nicht an Verstande fehlt, und die sich desselben geschickt zu bedienen wissen, um Andre zu verblenden, zu bestechen oder zu betrügen, muß man gewiß eine Geistesstärke besitzen, deren wenige fähig sind.

Unterdessen befanden sich die Herren des Raths, denen nichts von dem, was ich in den Provinzen vornahm, verborgen blieb, in einer Lage, die man sich leicht vorstellen kann. Wenn sie kein Mittel fanden, mein Werk, oder mich selbst noch vor meiner Rückkehr zu Grunde zu richten, so standen ihr Ruf und alle ihre Vortheile auf dem Spiel. Meine Abwesenheit erleichterte ihnen dieses so sehr als sie es wünschen konnten. Was sagten und was thaten sie nicht alles bey dem Könige, unmittelbar oder durch ihre Abgeschickte? Man sprach von mir als von einem Tyrannen, der das Blut des Volks durch die schrecklichsten Expressungen, und

ohne einigen Vortheil für den Könige ausföge. Die Summen, hieß es, mit welchen ich mit so großer Mühe seinen Schatz anfüllte, wären blos die Kapitale, auf welche die Gehalte der Prinzen vom Geblüt und die Besoldungen der höchsten Kronbedienten angewiesen wären, sie würden folglich nur in seine Kasse kommen um auf der Stelle wieder ausgegeben zu werden. Ungeachtet des Geschreis und der Verläumdungen einer so furchtbaren Kabale, deren Bewegungen mir nicht unbekannt blieben, gieng ich meinen Weg fort, und war blos bedacht, meine Schuldigkeit auf das strengste zu erfüllen. Nur suchte ich mit äußerster Schnelligkeit mein Werk zu Stande zu bringen, und die möglichste Vorsicht anzuwenden, um einst meine Ankläger zum Schweigen bringen zu können.

Heinrich achtete nicht gleich auf ihre falschen Berichte, in der Folge aber begann er doch zu fürchten, ich möchte aus Mangel der Erfahrung Schaden anrichten; er lud mich daher blos durch Briefe ein, nur bald zurück zu kommen. Als aber endlich meine Gegner mit ihren Freunden ihre Zusammenverschwörung so gut angelegt hatten, daß jezt bey Hofe ein allgemeines Geschrey gegen mich erhoben wurde: so fieng er an zu besorgen, ich möchte meine Gewalt mit einer Härte, die ihn selbst verhaßt machen könnte, ausüben. Ich bekam nun anstatt der bloßen Einladung einen strengen Befehl, nach Paris zurück zu kommen. Ich gehorchte ohne Widerrede, so sehr es mich auch verdroß, mich so mitten in meinen Nachsuchungen gehemmt zu sehn. Es mußten sogleich vier Berechnungen für meine vier Generalämter gemacht werden, welche ich von den acht General-Einnehmern unterzeichnen ließ. Weil ich nicht Zeit hatte, meine 500,000 Thaler in Gold umzusetzen, so ließ ich sie auf siebenzig Karren laden, und die acht General-Einnehmer mußten sie begleiten unter der Bedeckung

deckung eines Anführers und dreißig Mann von der Mareschaußee. So brachte ich sie nach Rouen, wohin der König gegangen war, um die Versammlung der Staaten zu eröfnen.

Von allen den Verläumdungen, welche die Herren des Raths erfunden hatten, um meinen Fall zu bewirken, hatte ihnen keine so wirksam geschienen, als dem König zu hinterbringen, ich hätte die Gefängnisse mit den Offizianten und Beamten seiner Finanzen erfüllt. Ja, sie befanden für gut hinzusetzen, ich schleppte gleichsam im Triumph funfzig der vornehmsten von ihnen gefesselt mit mir. Der König, der bey einer so ausdrücklichen und deutlichen Anschuldigung keine Lüge vermuthete, empfieng mich, als ich in Rouen zu ihm kam, mit einer Art, die mich urtheilen ließ, meine Neider müßten sonderbare Minen haben spielen lassen. Er erzeigte mir die Ehre mich zu umarmen, aber mit einer Gleichgültigkeit und einer Kälte, die ihm nicht gewöhnlich waren. Dann fragte er mich, warum ich mich unnützer Weise mit einem Gelde beladen hätte, welches Personen, die, wie ich wohl wüßte, er nicht Lust hätte zu beleidigen, selbst in Empfang zu nehmen pflegten? Mit großem Erstaunen vernahm er, daß er von allen dem Gelde, welches ich mitbrachte, weder den Prinzen vom Geblüt, noch irgend einem von denen, die der Staat bezahlte, einen Pfennig schuldig sey; daß sie alle bis mit dem April bezahlt wären, und die Quartale des Julius und Octobers eben so richtig erhalten würden, weil ich von der jezt laufenden Pacht nichts voraus genommen hätte. „Bey Gott!" rief er, nachdem er mich diese Worte verschiedne male hatte wiederholen, ja sogar darauf schwören lassen, „das sind doch „gottlose Leute und unverschämte Lästerungen! — Aber," setzte er hinzu, „was denkt Ihr denn aus allen den „Einnehmern und Offizianten zu machen, die Ihr ge-

„fangen in Eurem Gefolge mitschleppt?" Mein Erstaunen bey seiner Frage war allein hinlänglich, ihn von der Falschheit dieser Anklage zu überzeugen. In diesem Augenblick sah ich leicht, daß die ganze Tücke der Herren Finanzräthe auf sie selbst zurückfiel, und dem König ihre geheimen Absichten besser enthüllte, als alles was ich ihm hätte sagen können. Er verlangte weiter gar keine Erklärung von mir, sondern überhäufte mich im Gegentheil mit Lobeserhebungen und Liebkosungen.

Man hatte ihm gesagt, die Summe, die ich erhoben hätte, könne nur sehr mittelmäßig seyn. Auf sein Befragen gab ich ihm zur Antwort, da ich eigenmächtig nichts hätte zurück behalten wollen, weder für die Unkosten, noch zu meinem Gehalt und meinen Reisekosten, damit die General-Einnehmer dieselbe Summe wieder fänden, wie sie auf den Verzeichnissen stünde, und daraus lernten, nie etwas von den königlichen Einkünften zu nehmen; so möchte Sr. Majestät dieses alles selber von den 1,500,000 Livres abrechnen. Eine so beträchtliche Summe machte dem König, der sie nothwendig brauchte, das lebhafteste Vergnügen. Er sagte mir, er würde Sorge tragen, daß ich alle meine Reisekosten wieder erhielte; und außer meinem Gehalt von 10,000 Livres, welches er auf 18,000 erhöhte, schenkte er mir noch 6,000 Thaler zur Belohnung für diesen Dienst. Zugleich verboth er mir, irgend etwas von dem zusagen, was jezt zwischen uns vorgefallen war; sodann befahl er mir, gleich von dem mitgebrachten Gelde so viel bey Seite zu tragen, als zur Löhnung von sechs Compagnien Schweitzer gehörte, so daß jede 1800 Thaler bekam, weil er morgen diese dringende Schuld bezahlen wollte.

Ich gieng wieder zu meinen Wagen, welche die Leute von der Mareschaußee in zwey Höfen des Herrn von Martimbault bewachten. Hier ließ ich die Fässer

abla-

abladen und nach der Ordnung in Zimmer stellen; die Thürschlösser wurden geändert, und überdem auch noch große Vorhangschlösser vorgelegt, von denen jedes mit drey Schlüsseln geschlossen wurde; jeder der beiden Einnehmer bekam einen davon, und den dritten behielt ich selbst. Am andern Morgen schickte ich ganz früh durch drey Faktoren unter Begleitung von Zehn Straßenbereutern den Offizieren der Schweitzer die 10,000 Thaler, die sie zu fordern hatten.

Kaum hatte ich das Geld abgeschickt, so erhielt ich von Sancy, dem der König gesagt hatte, die Schweitzer müßten bezahlt werden, und der dieses Geschäft gewöhnlich verrichtete, ein Billet, worin er mir schrieb, ich sollte dem Ueberbringer, Herrn von Charron 90,000 Livres (im Text steht zwar Thaler, es erhellt aber in der Folge daß es Livres nach dem alten Fuß, wo 3 einen Thaler machen, waren) zur Löhnung der Schweitzer überliefern lassen. Anders drückte sich dieser Finanzrath nicht aus; er hätte geglaubt sich etwas zu vergeben, wenn er sich zu einer Höflichkeit oder Erläuterung gegen seinen Kollegen herab gelassen hätte. Der trockne Brief verdroß mich, noch mehr aber die Unverschämtheit, womit er eine dreimal so große Summe forderte, als er verlangen konnte. Ich antwortete also dem Ueberbringer auch verächtlich, kannte weder Sancy, noch seine Handschrift noch seine Befehle. Was! Sie kennen den Herrn von Sancy nicht? rief Charron, indem er mit meiner Verblendung Mitleid hatte, denn bey Sancys Namen zitterte alles im ganzen Finanzrath, und er hatte ein Ansehn darin, als ob er Oberaufseher wäre. Da ich aber meine Antwort nicht änderte, so mußte sie Charron ausrichten, welches er auch mit der Furchtsamkeit eines Bedienten that, der die üble Laune seines Herrn fürchtet. Zum Unglück für Sancy geschah dies in Gegenwart verschiedner Zeugen, die dann auch seine

Wuth sahen. „Nun, bey meiner Seele" rief er, „wir „wollen sehn, ob er nicht weiß, wer ich bin!" Nachdem er auf mich losgezogen hatte, so wie es ihm einfiel, gieng er sogleich nach Saint-Ouen zu dem Könige, welcher ihm entgegen rief: „Nun, Sancy! werdet Ihr unsern Schweitzern die Löhnung nicht auszahlen?" „Nein Sire," antwortete Sancy mürrisch, „ich werde es nicht thun, denn es ist Ihrem Herrn von „Roßny nicht gefällig, der den Groß-Sultan in seinem Hause macht, und auf seinen Geldtonnen sitzt, „wie der Affe auf der Stange. Er sagt, daß er Niemand kennet, und ich weiß nicht, ob Ew. Majestät „selber mehr Kredit bey ihm haben werden als die Andern." „Was heißt das wieder? sagte der König, „aber ich kann mirs schon vorstellen, man wird niemals „müde werden, den Mann anzuschwärzen, weil ich ihm „traue und er mir dient." Er setzte hinzu, meine Weigerung schiene ihm desto unwahrscheinlicher, weil ich mit ihm selbst davon geredet hätte, dies Geld den Schweitzern zu geben. Sancy berief sich auf Charrons Zeugniß, den er mitgebracht hatte. Der König welcher irgend einen neuen Zug von Bosheit ahndete, wendete sich gegen seine Kammerdiener, und befahl Biart mich zu holen.

So wie er mich nur von ferne kommen sah, rufte er mir entgegen, was ich mit Sancy hätte? Ich will es sagen, Sire, antwortete ich dreist; und ohne die Rache meines furchtbaren Gegners zu scheuen, erzählte ich das, was vorgegangen war, auf eine Art, die seine Eitelkeit beleidigen mußte. Er war nicht der Mann um nachzugeben, vielmehr vermehrte er sein hochmüthiges Betragen, und nahm einen so gebieterischen Ton an, daß es bald ungeachtet der Gegenwart des Königs, zu einem so heftigen Zanke zwischen uns kam, daß Sr. Majestät selber uns Stillschweigen auflegen mußte. Ich

sagte

sagte von dem Augenblick an kein Wort mehr zu meinem Widersacher, sondern wendete mich zu dem König, und bat ihn, mir in Sachen, wo ich auf seinen Befehl handelte, keinen Vorgesetzten zu geben. Die Gallerie zu Saint-Ouen, wo diese Scene vorgieng, war voller Menschen, die größtentheils Sancy's stolzes Betragen überdrüßig waren, und es recht gern sahen, daß er diese kleine Demüthigung erfuhr. „Es wird sehr „schwer halten," sagten sie, wie ich nachher erfahren habe, „daß zwey solche Köpfe lange dasselbe Amt mit „einander verwalten, ohne daß einer den andern ver„dränge; aber so wie der König denkt, wird der beste „Wirthschafter sein Mann seyn." Andre beneideten meine wachsende Gunst, noch andre endlich, die sich vermuthlich aus uns beiden nicht viel machten, riefen, indem sie über die Neuheit dieses Schauspiels lachten: „da hat einmal ein Tollkopf den andern gefunden, der „ihn so bald nicht wieder loslassen wird."

Das Gerücht von den großen Summen, welche ich in die königliche Kasse gebracht hatte, war kaum erschollen, so wurde ich von einer ungeheuren Menge Schuldner des Königs überfallen, welche mir größten Theils von den Finanzräthen über den Hals geschickt wurden; welche, außer dem, daß sie wünschten dieses Geld bald verschwinden zu sehn, auch noch mit allen diesen Leuten übereingekommen waren, daß sie von den Schuldforderungen derselben den gewöhnlichen Profit ziehen sollten. Meine Hauptabsicht bey Erhebung dieses Geldes war gewesen, dem König eine Kasse zu den kriegerischen Unternehmungen, welche bald ihren Anfang nehmen sollten, zu verschaffen, ohne daß man nöthig hätte, das Volk mit neuen Auflagen zu bedrücken. Ich hütete mich daher wohl, es verschleudern zu lassen, und widerstand den dringenden Bitten so wie den Drohungen und Grobheiten. Da ich aber überlegte, daß

ich

ich unumgänglich die acht General-Einnehmer wieder in ihre Heimath schaffen müßte, welche doch allein um die Anwendung dieser Gelder wußten; so fürchtete ich, der Verläumdung zu viel Blöße zu geben, wenn ich nach ihrer Abreise eine so starke Summe allein in Verwahrung behielte: ich beschloß daher, sie in den königlichen Schatz zu legen. Der König, der sein Geld nur unter meinen Händen sicher glaubte, versuchte einige male, aber umsonst, meine Zweifel zu heben. Ich war entschlossen über diesen Gegenstand auch dem fernsten Verdacht vorzubeugen, und ich bestand darauf, das Geld den beiden Schatzmeistern Mor-Fontaine und Gobelin zu übergeben. Den König sprach ich gewisser Maßen zufrieden, indem ich ihm versicherte, ich wollte so sorgfältig über die Anwendung desselben wachen, daß nichts davon verloren gehn sollte. In Gegenwart der Einnehmer nahm ich so viel davon, als nöthig war, den gegenwärtigen Dienst der Truppen zu bezahlen, die Unkosten einer Artillerie von 20 Geschützen, mit doppelten Gespann, und 3000 Schüssen zu bestreiten, und einen Vorrath von anderm Belagerungs Geräthe, als Hacken, Schaufeln ꝛc. anzuschaffen und nach Amiens zu fahren. Außerdem nahm ich noch 50,000 Thaler zum besondern Gebrauch und den kleinen Ausgaben des Königs welche blos darin bestanden, ohne Vorwissen der Katholiken verschiedne alte Protestantische Offiziere und Soldaten, die ihm so nützlich gedient hatten, zu beschenken. Den Ueberrest, welcher sich noch auf 450,000 Thaler belief, berechnete ich genau, und behielt sorgfältig so wohl meine alten Verzeichnisse, als auch die, welche die von dem Ganzen weggenommnen Summen bezeichneten. Weil ich aber zum zweiten mal eine Probe machen wollte, wessen die Herren Finanzräthe und ihre General-Einnehmer wohl fähig seyn möchten, so stellte ich mich, als ob ich wegen dieser Ausgaben

gaben sehr nachläßig und gleichgültig wäre. Als die leztern, im Begrif wieder nach ihren Districten abzureisen, mich um eine Abschrift meiner Verzeichnisse baten, antwortete ich ihnen, da das Geld jezt in andre Hände gekommen wäre, und ich also gar keinen Antheil mehr daran nähme, überdem auch sie bey jeder Ausgabe von diesen Geldern zugegen gewesen wären, so hätte ich alle diese Papiere zerrissen, weil sie nichts mehr nüzze wären. Die Einnehmer ermangelten nicht, dies ihre Vorgesezten wissen zu lassen.

Ein Monat verstrich, während dessen man aus der Summe, die ich in den königlichen Schaz gelegt hatte, das Geld zu einigen Zahlungen nahm. Ich stellte mich wieder, als ob ich keine Rechnung darüber hielte; aber es war hier kein Irrthum möglich, weil alles blos auf die Rescripte des Finanzkollegiums ausgezahlt wurde, welche man nicht unterdrücken konnte, es war also hinlänglich, sie, so wie ich that, genau anzuzeichnen. Diese auf Befehl des Kollegiums ausgezahlten Summen betrugen ungefehr 50,000 Thaler, folglich sollten in der Kasse noch 400,000 übrig seyn. Als aber der König einige Tage nachher 200,000 Thaler forderte um sie nach Amiens zu schicken, wo man schon die entworfnen Vorbereitungen, hauptsächlich um Hédin zu erobern, machte; so versicherten Sancy und die andern alle, sie glaubten wohl, daß diese Summe sich noch in dem Schaz finden möchte, nachher aber würde er auch leer seyn. Sie ließen d'Incarville rufen, der am besten unterrichtet seyn sollte, weil er die Register und Rechnungen führte, und dieser versicherte, es würden schwerlich noch 200,000 Thaler in der Kasse seyn. Der König, dem ich noch vor drey Tagen versichert hatte, es wären 400,000 darin, wunderte sich nicht wenig; da er aber die Zuversicht sah, mit der sie sprachen, so glaubte er ihnen und sagte mir, ich müßte

mich

mich irren. Ich war des Gegentheils so gewiß, daß ich in Gegenwart aller meiner Kollegen, die der König hatte rufen lassen, d'Incarville ins Gesicht behauptete, er betröge sich um die Hälfte. Er antwortete, seine Rechnungen wären sicherer als mein Gedächtniß, und erbot sich den folgenden Tag einen Auszug von der ganzen Ausgabe zu bringen. Ich sah wohl, woher ihre große Zuversicht kam, und ich wollte sie bis auf den lezten Augenblick sich mit der gewissen Hofnung des Sieges schmeicheln lassen. Ja, ich hatte den Muth, dem König meine List zu verschweigen, und ohne ein Wort zu sagen, seine Vorwürfe darüber einzustecken, daß ich gegen seine Meinung die ganze Summe aus den Händen gelassen hätte.

Den folgenden Tag wurden die Register gebracht und genau durchgesehn. In der Ausgabe fand sich nicht die geringste Unrichtigkeit, sie wäre gar zu leicht zu entdecken gewesen; sie steckte ganz allein in der Einnahme und gründete sich darauf, daß man glaubte, ich hätte in der That die Verzeichnisse verlohren, in welchen die Anzahl und die Art der Münzsorten, die ich zu verschiednen malen hatte in den Schatz tragen lassen bestätigt war. Ich bewunderte im Geheim die Feinheit womit man über das ganze Kapitel der Einnahme eine Dunkelheit verbreitet hatte, die für jeden, der nicht den Beweis in Händen gehabt hätte, undurchdringlich gewesen wäre, und zugleich die Kunst, womit man dieser Dunkelheit einen Anschein von Wahrheit und selbst von augenscheinlicher Klarheit gegeben hatte. Ich verlangte nun mit einer angenommnen üblen Laune, welche diesen Herren ein Beweis meiner Niederlage zu seyn schien, die Rezipissen zu sehn. Das Kollegium erbot sich, die General-Einnehmer über die Anzahl und Beschaffenheit der Ladungen, die in den Schatz geliefert wären, vernehmen zu lassen. Ich antwortete, diese Unter-

terſuchung würde zu langweilig ſeyn. So ſollte ich ſelbſt mit ihm hingehn, verſetzte d'Incarville, dem meine verſtellte Verwirrung gewonnen Spiel gab, und die Finanzregiſter durchſehn, weil ſie nicht aus den Büreaus könnten weggegeben werden. Ob ich gleich wohl einſah, daß dieſe Regiſter, ſo öffentlich und beglaubigt ſie auch ſind, dennoch ſo gut als das übrige verfälſcht ſeyn könnten, ſo konnte ich mir doch nicht denken, wie ſie es gemacht hätten, da jeder der Wagen ſein von Arnaud und dem Hauswirth, deſſen Handſchrift ich kannte, unterzeichnetes Rezipiſſe haben mußte. Dies machte mich neugierig, die Regiſter zu ſehen. Alles ſchien mir darin in der gewöhnlichen Form und Ordnung zu ſeyn. — Nun fiengen die Herren Räthe an, beleidigend zu werden, und ſich ihres eingebildeten Vortheils auf eine ſehr unedle Art zu bedienen.

Ich glaubte daher, es wäre Zeit ihnen den Mund zu ſtopfen, und nun ſie mit wirklicher Schaam zu bedecken, und brachte daher erſt die Verzeichniſſe und Regiſter, welche von den General-Einnehmern unterzeichnet waren, und dann eine genaue Liſte ihrer Zahlungs-Reſcripte zum Vorſchein. Dies machte auf einmal ihren ganzen ſtolzen Trotz ein Ende, und ſie waren dahin gebracht, daß ſie ihre Betrügerey hätten eingeſtehen müſſen, wenn ſie nicht noch auf eine ſo plumpe Ausflucht gefallen wären, daß ſie nach meiner Meinung ihnen nur noch mehr Schande machte. Ein Unterbedienter, den d'Incarville abgerichtet hatte, gieng zu dem König, und ſagte ihm, da der Hauswirth, der den Schlüſſel zu dem Zimmer mit den Regiſtern hätte, eines Tages grade bey der Ankunft des größten dieſer Wagen abweſend, und die Einnehmer, welche ſie begleiteten ſehr eilig geweſen wären, zurück zu kehren, ſo hätte er unterdeß die auf dem Wagen überbrachte Summe nur auf ein fliegendes Blatt angezeichnet, um ſie nachher von

d'In-

d'Incarville nachsehn, unterschreiben und in die Register eintragen zu lassen: er hätte aber selbst, da er nachher zu d'Heudicourt gegangen wäre, die ganze Sache vergessen, und käme deshalb Seine Majestät um Verzeihung zu bitten. Der König begnügte sich, nebst einem leichten Verweis, künftig mehr Sorge für die Register anzubefehlen; alsdann gieng er dem Connetable entgegen, der in dem Augenblick in die Gallerie, wo dieses vorgieng, hineintrat, und der sich in dem ganzen Streit den Herren Finanzräthen weit geneigter als mir bezeigt hatte, und rief ihm noch von Weitem und in Gegenwart einer Menge Personen zu, sein Geld hätte sich wiedergefunden, und er wolle ihm ein vor alle-mal die Leute kennen lehren, denen er trauen sollte.

Mitten zwischen diesen Streitigkeiten kam der Tag heran, der zur Eröfnung der General-Staaten, oder vielmehr der Versammlung der Notablen bestimmt war. Man hatte ihnen jezt, statt dessen den sie eigentlich haben sollten, diesen Namen gegeben, und dieses kam allein von den Magistrats Personen und Finanziers her, welche fühlten, daß ihre Reichthümer und ihr Ansehn ihnen bey dieser Gelegenheit ein Uebergewicht über die andern Stände geben könnten, welches sie nur mit der Geistlichkeit theilen wollten, und es daher für schimpflich hielten, zu der Klasse des Volks sich herab gesetzt zu sehen; dieses würde aber geschehn seyn, wenn die bey den Generalstaaten übliche Form, und hauptsächlich die Unterscheidung der drey Stände beibehalten worden wäre. Auch erschienen sie dabey in der That mit einem Pomp und einer Pracht, welche Ursach waren, daß man den Adel, die Kriegsleute und die übrigen Glieder des Staats für nichts rechnete, denn diese hatten nicht um die Augen zu verblenden die glänzenden Equipagen, die prächtigen Vergoldungen und den Aufzug eines zahlreichen Gefolges, jene ewigen Gegenstände

Digitized by Google

de des Neides, der Ehrfurcht und der Anbetung des Volks, oder vielmehr der immerwährende Beweis unserer Ausartung und unserer Thorheit.

Ueberhaupt muß man sich einen ganz andern Begrif von diesen großen Versammlungen machen, welche man erhabene nennt. Die Menschen, von denen man sich einbildet, daß sie einen Geist, voll von der Weisheit, der Liebe zum gemeinen Besten und dem Eifer, welcher die alten Gesetzgeber beseelte, dahin bringen, beschäftigen sich größten Theils nur auf eine lächerliche Art, ihren Aufwand und eine Weichlichkeit zur Schau zu stellen, die minder eingenommenen Augen als den unsrigen, der höchste Grad der Schande scheinen würden. Die Absonderung der verschiedenen Gemeinschaften, aus welchen diese Versammlungen bestehen, die Uneinigkeit, die einander entgegen stehenden Vortheile, die Begierde sich zu verdrängen, alle Ränke und die Verwirrung, welche uns vollends einen richtigen Begrif davon geben, entstehen aus dieser unreinen Quelle, so wohl als die Niederträchtigkeit, mit der man daselbst die Beredsamkeit entehrt. Welch Verhängniß ist doch Schuld daran, daß das Maas der Aufklärung, welches ein Jahrhundert vor dem Vorigen voraus erlangt, niemals zum Vortheil der Tugend gereicht, sondern nur das Laster zu verfeinern dient!

Dies hindert nicht, daß nicht eine kleine Anzahl gleich tugendh after und fähiger Personen auf diesen Versammlungen sich finden, und daß man sie selbst als solche kennet; aber statt sie ungeachtet ihrer Bescheidenheit hervorzuziehen, nimmt man vielmehr gegen sie eine Vergessenheit und Verachtung an, wodurch mit ihrer Stimmen auch die des gemeinen Besten unterdrückt wird. Eine lange Erfahrung hat auch gelehrt, daß selten die Zusammenberufung der Staaten eines Reichs das Gu-

te, was man davon erwartete, hervor gebracht hat. Dazu würde erfordert werden, daß die Glieder derselben gleiche Kenntniße von der guten und wahren Staatskunst besäßen, oder daß wenigstens Unwissenheit und Bosheit vor diesen wenigen Rechtschaffnen und Aufgeklärten schwiegen. Zum Unglück aber kann man unter der Menge auf jeden Weisen eine ungeheure Anzahl Narren rechnen, und Einbildung von sich selbst ist noch dazu die erste Eigenschaft der Narrheit. Mehr als sonst irgendwo, trift es hier ein, daß große Tugenden nicht Ehrfurcht und Nacheiferung, sondern nur Haß und Neid erwecken.

Ist obendrein der Fürst, welcher die Versammlung hält, mächtig und von seiner Gewalt eingenommen, so wird er sie bald zum Stillschweigen zu bringen, oder ihre Entwürfe unnütz zu machen wissen. Ist er schwach und kennt er die Rechte seines Standes nicht, so wird die Ungezähmtheit hier den kürzesten Weg nehmen, um das Land in all das Unglück zu stürzen, welches eine Folge der Herabsetzung der monarchischen Gewalt ist. Es würde also nothwendig seyn, daß sowohl der Souverain, als die Unterthanen, gleich gut von ihren Rechten und ihren gegenseitigen Verbindungen unterrichtet wären. Das erste Gesetz für den Fürsten ist, sie alle zu beobachten. Er selbst hat zwey Oberherrn, Gott und das Gesetz. Gerechtigkeit muß auf seinem Throne den Vorsitz haben, Güte die vesteste Stütze desselben seyn. Gott ist der wahre Besitzer aller Königreiche, die Könige sind nur die Verwalter derselben, sie müssen daher durch ihm ähnliche Eigenschaften und Vollkommenheiten den Völkern denjenigen darstellen, dessen Platz sie einnehmen. Nie aber werden sie seine Herrschaft nachahmen, wenn sie nicht als Väter herrschen. Es giebt in den erblichen Monarchischen Staaten einen Irrthum, den man auch erblich nennen möchte: den nehmlich:

nehmlich: daß der Souverain Herr über das Leben und die Güter der Unterthanen sey, und daß er mit den paar Worten: dies ist unser Wille, sich der Pflicht überheben könne, die Gründe seines Betragens anzugeben, oder gar nur Gründe zu haben. Wenn das wäre, giebt es denn wohl eine größere Unbesonnenheit, als die, sich Leuten verhaßt zu machen, denen man jeden Augenblick sein Leben anvertrauen muß? Und fällt man nicht in dieses Unglück, wenn man sich mit Gewalt eine Sache einräumen läßt, und dabey zu verstehen giebt, daß man sie mißbrauchen werde?

Was die Unterthanen anbetrift, so ist das erste Gesetz, welches ihnen Religion, Vernunft und Natur auflegen, unstreitig der Gehorsam. Sie sollen ihre Fürsten achten, ehren und fürchten, als die Ebenbilder des höchsten Herrschers, der sich gleichsam dadurch ihnen auf Erden hat sichtbar machen wollen, wie er es am Himmel durch die glänzenden Meisterstücke des Lichts ist. Sie sind ihnen diese Empfindungen auch noch aus Dankbarkeit schuldig, für die Ruhe und die Güter, die sie unter den Schirm des königlichen Namens genießen. Dem Unglück, einen ungerechten, ehrgeizigen gewaltthätigen König zu haben, können sie nur Ein Gegenmittel entgegen setzen, ihn durch ihre Unterwerfung zu besänftigen, und Gott um Hülfe anzurufen. Alle die gerechten Gründe, welche man zur Widersetzung zu haben glaubt, sind, wenn man sie recht untersucht, nur eben so viel Vorwände zur Untreue, denen spitzfindige Sophisterey einen Anstrich gegeben hat. Nie hat man noch durch ein solches Betragen die Fürsten gebessert, oder die Auflagen vermindert. Man hat nur die Uebel, über welche man klagte, durch einen neuen Grad des Elendes vermehrt, über welchen man nur das gemeine Volk und vorzüglich den Landmann befragen darf.

Dies sind die Grundlagen, auf welche man leicht das gegenseitige Glück der Völker und derer, die sie beherrschen, bauen könnte, wenn beyde Theile bey den allgemeinen Versammlungen der Nation von diesen Maximen beseelt wären. Aber in dieser Voraussetzung würde die Zusammenberufung der Stände noch unnützer seyn, weil man nur in dem Falle eines Mißverständnisses zwischen dem Haupt und den Gliedern seine Zuflucht dazu nimmt. Man kann hieraus den Schluß ziehen, daß, so sehr die Generalversammlung der Staaten, wegen des Gegenstandes, den man ihnen giebt, und der Form, die man dabey beobachtet, ein vergebliches Hülfsmittel sind, man sie doch zur Unterhaltung der Zucht und der guten Sitten mit großem Nutzen veranstalten könnte. Nur muß der Fürst, alsdann wirklich das Haupt aller vereinigten Glieder, dabey blos die Absicht haben, sich im Angesicht des ganzen Königreichs von denen, die die Aemter des Staats bisher verwaltet haben, Rechenschaft ablegen zu lassen; mit Unterscheidung und Weisheit diejenigen, mit welchen er sie wieder besetzen will zu wählen; und sie durch seine Reden, und durch eine öffentliche Austheilung des Lobes und des Tadels, der Belohnungen und der Strafen anzufeuern, sich des allgemeinen Vertrauens würdig zu machen.

In der Erwartung des zur Eröfnung der Versammlung des Notablen bestimmten Tages machte der König eine Reise nach Arques, Dieppe, Caudebec, um die Orte, wo so viel merkwürdige Begebenheiten vorgegangen waren, wieder zu sehen. Ich war dabey sein beständiger Begleiter.

Er kam nach Rouen zurück, und eröfnete die Versammlung mit einer Rede, die die ganze Würde eines großen Fürsten und zugleich eine Aufrichtigkeit zeigte, welche sonst die Fürsten nicht kennen. Er erklärte

klärte sich daß er, um allen Anschein von Gewalt oder Zwang zu vermeiden, nicht gewollt hätte, daß die Versammlung aus Abgeordneten bestehen sollte, die von dem Souverain ernannt werden, und stets seinen Willen blindlings ergeben sind; sondern daß im Gegentheil Personen aller Art, von welcher Ordnung und welchem Stande sie auch immer seyn möchten, dabey mit völliger Freiheit zugelassen würden, damit Leute von Kenntniß und Verdienst Gelegenheit hätten, ohne Furcht vorzutragen, was sie zum gemeinen Besten für nothwendig hielten. Auch in diesem Augenblick wolle er sie noch im Geringsten nicht einschränken Er befehle ihnen blos an, diese Erlaubniß nicht zur Erniedrigung des königlichen Ansehens, welches die Kernkraft des Staats sey, zu mißbrauchen, die Einigkeit unter den Gliedern deßelben wieder herzustellen, die Völker zu erleichtern, den königlichen Schatz von der Schuldenlast, die er auf dem Halse hätte, ohne sie gemacht zu haben, zu befreien, mit Billigkeit die unmäßigen Pensionen einzuschränken, jedoch ohne die nöthigen anzugreifen, und endlich für die Zukunft eine hinreichende und sichere Quelle zur Unterhaltung der Kriegsleute zu bestimmen.

Er setzte hinzu, es würde ihm gar nichtentgegen seyn, sich Mitteln zu unterwerfen, die er nicht selbst erfunden hätte, so bald er nur fühlte, daß der Geist der Billigkeit und Uneigennützigkeit sie eingegeben hätte. Man sollte nicht sehen, daß er aus seinem Alter, seiner Erfahrung und seinen persönlichen Eigenschaften einen Vorwand hernähme, der vielleicht weniger eitel wäre, als die, deren die Fürsten sich sonst zu bedienen pflegten, um den Verordnungen auszuweichen. Im Gegentheil wolle er durch sein Beyspiel zeigen, daß sie die Könige eben sowohl angiengen, um darüber zu halten, als die Unterthanen, um sich ihnen zu unterwerfen. Nachdem er diese Rede geendiget hatte, stand er auf und

sagte: er wolle weder in Person, noch durch seine Staatsräthe, bey Berathschlagungen zugegen seyn, denen nichts Zwang auflegen müsse. In der That gieng er auch mit seinen Räthen hinaus, und ließ mich allein zurück, um der Versammlung die Verzeichnisse, Aufsätze und alle die Staatspapiere, die man nöthig haben könnte, mit zu theilen.

Da ich bey Gelegenheit der letztern zu Paris gehaltenen Versammlung der Stände mich über die heimlichen Wege und die verschiedenen Kunstgriffe, die man bey diesen großen und zahlreichen Zusammenkünften anwendet, weitläuftiger ausgebreitet habe, so begnüge ich mich hier zu sagen, daß es, den Zweck ausgenommen, zu Rouen dasselbe war. Als man endlich nothwendig zum Schluß kommen mußte, welcher hauptsächlich auf die Natur der Subsidien und auf die Art, sowohl sie zu vertheilen, als sie einzuheben, sich bezog; so glaubte man, es sey nichts beßers zu thun, als sie aus einem Stoß alter unnützer Verordnungen zusammen zu schreiben, die selbst zum Theil den gegenwärtigen Verhältnißen gerade zuwider waren. Statt zu bedenken, daß man den Staat als einen Körper behandeln soll, bey dem außerordentliche Mittel gegen neue und ungewohnte Krankheiten angewendet, oder das ganze Verfahren geändert werden muß, so wie man größere Fortschritte in der Kenntniß seines Mechanismus macht, ist die Gewalt des Vorurtheils so groß, daß man immer darauf besteht, die Heilung gegenwärtiger Uebel durch eben die Mittel bewirken zu wollen, deren Unzulänglichkeit schon dadurch bewiesen ist, daß sie dem Uebel weder haben zuvorkommen, noch den Fortgang desselben hemmen können. Eine unüberlegte Ehrfurcht vor dem Alterthum, eine falsche Vorstellung von den Ursachen, welche durch die Entfernung der Zeit entsteht, ein wenig überdachtes Urtheil über die Vergan-

gen-

genheit, und der Mangel klärerer und richtigerer Aussichten in die Zukunft, welchen die Eigenliebe uns einzugestehen hindert, — das ist es, wodurch die alten Mißbräuche verewiget werden. Man muß, sagt man, an den Gesetzen und Gebräuchen nichts ändern. Ich bin ein großer Anhänger dieses Grundsatzes, nur die Fälle ausgenommen, wo die Nützlichkeit, und noch mehr, die Nothwendigkeit erfordern, daß man davon abgehe.

Man beschäftigte sich also, die alten Verordnungen aus dem Staube zu ziehen, und war im Begrif, eine schon so fruchtlose Sammlung noch zu vermehren; aber eine wirkliche Unmöglichkeit stellte sich diesem Entwurf entgegen, und vernichtete ihn. Der größte Theil dieser alten Constitutionen hatte blos eine Regierungsform zum Gegenstande, wo das königliche Ansehn, mit einem eitlen Titel beehrt, im Grunde nur eine wahre Sklaverey war. Sie konnten also auf eine Zeit nicht mehr passen, wo der allgemeine Vortheil die Gewalt, welche vorher unter einer Menge von Köpfen vertheilt war, zur Grundlage der gemeinschaftlichen Sicherheit gemacht, und in einem Einzigen vereiniget hat.

Man kam also von diesem Einfall auf einen andern, bey welchem man stehen blieb, weil er, ich weiß nicht wodurch, irgend etwas scheinbares hatte, obgleich im Grunde sich nicht geringere Unbequemlichkeiten dabey fanden. Man errichtete ein Rathskollegium, welches man den Vernunftrath (Conseil de raison) zu nennen beliebte, und dessen Glieder jezt von der Versammlung, und in der Folge von den höchsten Gerichtshöfen ernannt werden sollten. Aber hatte man denn nicht schon ein Rathskollegium? Und war dieses nicht selbst unvermeidlich Schuld an der Verwirrung der Finanzen und dem Elend des Volks? Das schadete nichts. Die ganze Menge ließ sich durch den schönen

Namen und die neue Wahl so sehr verblenden, daß man den Vorschlag that und billigte, das Uebel durch das Uebel selbst zu heilen. Es wurde beschlossen, daß der neue Rath alle königlichen Einkünfte, die man ohne genaue Untersuchung auf dreyßig Millionen anschlug, in zwey gleiche Theile theilen sollte. Den einen sollte er in Händen behalten, und davon die Pensionen, die Besoldungen, die Rückstände, und die andern Schulden und Verbindlichkeiten des Staats bezahlen. Es sollten ferner von dieser Summe noch die Gelder zur Ausbesserung der Städte, der Gebäude, der Straßen und andern öffentlichen Werke genommen werden, ohne daß weder der König, noch die höchsten Gerichtshöfe Rechenschaft davon fodern, noch die Anwendung derselben untersuchen könnten. Eine herrliche Gelegenheit der Habsucht der Mitglieder dieses Raths zu schmeicheln, war diese unumschränkte Gewalt über die Hälfte der Einkünfte des Staats. Und wenn man sich nur einen Augenblick untreue Verwaltung denkt: wie viel Theile mußten nicht leiden! Welche Verwirrung, welcher Verderb mußte nicht entstehen!

Mit gleicher Unabhängigkeit überließ man die andre Hälfte den König um sie durch sich selbst, oder durch seine Minister anzuwenden. Es sollten davon alle Kriegskosten mit Inbegrif der Befestigungen und des Geschützes, die auswärtigen Angelegenheiten, Unterhandlungen und Gesandschaften, die Unterhaltung des königlichen Hofstaats, seiner Gebäude und Equipagen, die Gnadengeschenke an seine Offiziere, und seine kleinen Ausgaben bestritten werden. Ueber die Erhebung und Verwaltung dieser beiden Hälften wurde keinem Theile etwas vorgeschrieben, um die gegenseitige Unabhängigkeit nicht zu beeinträchtigen. Auf diese thaten sich die Erfinder sehr viel zu Gute, als ob die Stärke eines Reichs nicht darauf beruhete, daß man,

nach

nach der Erforderniß der verschiedenen Fälle, den leidenden Theilen die Unterstützung gewährt, welche sie nöthig haben, und so zu sagen das überflüßige Blut der Gesundern in ihre Adern rinnen läßt.

Weil die dreyßig Millionen, wozu man die königlichen Einkünfte angeschlagen hatte, eine etwas zu große Summe schienen, so wurde beschlossen eine neue Auflage zu machen. Diese bestand in der Erhebung eines Sous von jedem Livre auf alle Waaren und Lebensmittel, welche im Lande sowohl im Großen als im Einzelnen gekauft und verkauft würden. Man berechnete den Ertrag des Handels der Privatpersonen und die Ausgaben, welche zur Nothwendigkeit, zur Bequemlichkeit und selbst zum Luxus erfordert werden, und glaubte nun sehr sicher zu gehen, wenn man die neue Auflage auf fünf Millionen schätzte. Man segnete tausendmal einen so glücklichen Einfall, ob er gleich eben so schimärisch, als die neue Berechnung fehlerhaft war.

Nachdem die Versammlung ihr System dergestalt einzeln durchdacht und vervollkommnet hatte, schickte sie Abgeordnete an den König, um es ihm vorzuschlagen. Er empfing sie in seinem Staatsrath. Der Unwille, den das Project hier erregte, zeigte sich auf der Stelle durch ein so verwirrtes Schreyen und Gemurmel, daß er große Mühe hatte, die Glieder so weit zu bringen, daß sie einzeln ihre Stimmen gaben. Es war ein weites Feld, und Verdruß und Zorn machten Jedermann zum Redner. Als die Reihe an mich kam, sagte ich bloß ganz kalt, ich hätte zu allen diesen schönen Reden nichts hinzu zu setzen. Heinrich, der mich genau beobachtete, wunderte sich über meine Zurückhaltung. Er wollte erst mit mir reden, ehe er seine Stimme, welche für oder gegen das Projekt der Notablen entschieden haben würde, geben wollte; er verschob daher den

Schluß der Berathschlagung auf den folgenden Tag in Gegenwart derselben Personen. So bald wir allein waren, befragte er mich dringend um die Ursache meines Schweigens, und ich legte ihm folgende Betrachtungen vor.

Es ist gewiß, daß man in der Versammlung der Notablen so thöricht für den neuen Plan eingenommen war, daß der König, wenn er ihn nach der Meinung des Staatsraths verwürfe und vernichtete, Gefahr lief, ein Mißvergnügen zu erregen, welches um desto wichtiger seyn würde, weil die versammleten Staaten keinen Obern erkennen, der das Recht hätte, sie zu reformiren, selbst nicht den König. Es ist eine der wichtigsten Maximen in der monarchischen Regierungsform, daß der Fürst vor allen Dingen sich hüten muß, seine Unterthanen dahin zu bringen, daß sie ihm in der That, oder auch nur mit Worten ungehorsam werden. Außerdem hätte der König gerade zu gegen das Wort gehandelt, welches er der Versammlung gegeben hatte, sich nach ihren Entschlüssen zu richten. Endlich würden auch alle die, welche das Projekt in Vorschlag gebracht, und die, welche es angenommen hätten, blos deswegen, weil es verworfen worden wäre, hartnäckig darauf bestehen, es als das wahre und beste System anzusehn; und wenn nicht ein Anfang in der Ausübung sie von dieser Meinung zurückbrächte, so würde es immer heißen, es habe nur bey dem Könige gestanden, die Ordnung, nach der man so lange seufzte, in Frankreich wieder herzustellen. Und man kennt die Neigung der Völker, besonders derer, die einen lebhaften Geist haben, von den Handlungen ihrer Fürsten übel zu reden.

Von der andern Seite aber war es eben so ausmacht, daß das Projekt gleich verderblich und unmöglich in der Ausführung war. Die geringste Kenntniß in

Fi-

Finanzsachen war hinreichend, um davon völlig überzeugt zu seyn. Außer den Hindernissen, welche ich angezeigt habe, mußten noch eine Menge anderer aus der Eifersucht entstehen, welche die Wahl der Glieder des neuen Raths, die aus allen Provinzen des Reichs genommen werden sollten, erregen würde. Diese anscheinende Gleichheit und Gerechtigkeit, welche nothwendig die Staatsverwaltung ungeübten und unerfahrnen Leuten in die Hände gab, mußte nothwendig eine Menge falscher Rechnungen und Irrthümer hervorbringen, so bald es darauf ankam, einen Plan, der nur noch so hingeworfen war, auf das Einzelne anzuwenden. Unfehlbar mußte das neue Kollegium gleich im Anfang verwirrt werden, und in seinen Unternehmungen einen falschen Schritt nach dem andern thun.

Aber selbst aus dieser Unmöglichkeit, irgend einen Vortheil aus dem Projekt der Notablen zu ziehn, nahm ich meine Gründe her, den König zu bewegen, daß er willig die Hände dazu böte. Dadurch erwarb er sich im Angesicht seines ganzen Volks den Ruhm, daß er mit Güte sich nach den Absichten bequemte, die es selbst ihm vortrug; und weit entfernt, daß diese Gefälligkeit zur Verminderung des königlichen Ansehns hätte führen sollen, konnte sie im Gegentheil nicht fehlen, ihm in Zukunft den Vortheil zu verschaffen, daß er nur noch unabhängiger in allen Theilen der Finanzen würde, so bald der neue Rath die traurige Erfahrung seiner Schwäche würde gemacht haben. Da die Versammlung selbst, und das Kollegium, welches aus ihr genommen werden sollte, den Anschlag der königlichen Einkünfte gemacht hatte, und man voraus setzen mußte, daß sie mit möglichster Sorgfalt auf diejenigen Gelder, deren Erhebung am schwersten und kostbarsten war, Rücksicht genommen haben würden, so konnten sie es auch nicht unbillig finden, daß der König zu seinen

funfzehn Millionen diejenigen Posten wählte, welche ihm am bequemsten schienen. Wenn er zu seinem Theil die Einkünfte der fünf großen Pachtungen, der zufälligen Einnahmen der Domainen und der Steuern nahm, so konnte er, ohne kühn zu seyn, hoffen, sie in kurzem auf das doppelte, ja auf das dreyfache zu bringen. Ich sprach davon mit Gewißheit, weil ich mich schon mit sichern Leuten bekannt gemacht hatte, welche sich erboten, die Pachtungen mit einer ansehnlichen Erhöhung zu übernehmen. Mit dem was dem Vernunftrath übrig blieb, verhielt es sich ganz anders, und ich hätte allenfalls dem König Bürgschaft leisten wollen, daß unter andern der Sous von Livre nach Abzug aller Unkosten, nicht mehr als höchstens 200,000 Thaler reinen Ertrag bringen konnte.

Die Ursach aber, warum ich in dem Staatsrath nicht hatte nach dieser Idee stimmen wollen, war, weil ich es für besser hielt, wenn sie von dem König allein zu kommen schiene. Er hörte mir aufmerksam zu, doch fürchtete er noch lange, ich möchte ihn durch diesen Rath zu einem falschen Schritte verleiten, welcher hernach durch kein Mittel würde zu verbessern seyn. Nachdem er aber meine Gründe reiflich überlegt hatte, beschloß er, mir zu folgen.

Am folgenden Tage stimmte der versammlete Staatsrath wie gestern, und ich, wie die Andern. Der König setzte sie in das größte Erstaunen, da er erklärte, er könne die Meynung seiner Räthe nicht annehmen. Er gieng nun in die Versammlung der Notablen, und machte ihnen bekannt, daß er, nach seinem Entschluß aus allen Kräften die Neigungen einer so weisen Gesellschaft zu unterstützen, ohne einige Einschränkung oder Abänderung das Project annähme, welches in drey Artikel getheilt werden müsse, die Errichtung des neuen unabhängigen Raths, die Vertheilung

lung der Staatseinkünfte, und die Auflage des Sous auf den Livre. Die Versammlung möchte also nun binnen vier und zwanzig Stunden die Räthe ernennen, und einen Aufsatz von den 30 Millionen machen, den Ertrag der neuen Auflage zu 5 Millionen gerechnet, damit er seine Hälfte wählen könne; und sie werde aus seiner Ausführung sehen, ob er ein schlechterer Wirthschafter seyn würde, als der neue Rath. Man prieß die Güte und Gefälligkeit des Königs mit tausend Lobeserhebungen, und da die Versammlung durch eine so einstimmige Uebereinkunft, die weiter keinen Stof zum Streit übrig ließ, wenigstens nicht zwischen dem Herrn und den Unterthanen, gewisser Maaßen geendigt war, so dachte man nur darauf, nach Paris zurück zu kehren, und an dieses politische Meisterstück die letzte Hand zu legen.

Die Errichtung des neuen Raths gieng nicht so ruhig ab, als man gedacht hatte. Die Veränderung der Meinungen, welche die Ausführung des Plans aufhielt, war so groß, daß die Aufgeklärtesten in diesem Augenblick schon einräumten, die allgemeine Stimme wäre diesmal auf ein Hirngespinst verfallen. Endlich kam die Ernennung zu Stande, die Geistlichkeit mischte sich sehr darein, und der Kardinal von Gondy, der wegen seiner besondern Talente zur Sparsamkeit bekannt war, wurde an die Spitze des Kollegiums gestellt, — als ob der Staat nach eben den Grundsätzen verwaltet werden könnte, als das Hauswesen eines Einzelnen. Der Vernunftrath hielt seine Versammlungen in einem Zimmer des Bischöflichen Pallastes, welches der Kardinal dazu einräumte.

Sobald man aber anfieng zu den Ueberlegungen wegen der Erhebung der Gelder auf 1597 zu schreiten, so befanden unsre neuen Finanziers sich in solcher Verlegenheit, daß sie kaum mehr wußten, wie sie es anfan-

fangen sollten. Und je weiter sie vorwärts kamen, desto mehr nahm ihre Verwirrung zu. Sie fanden Niemanden, der sich mit der neuen Auflage abgeben wollte. Zu den andern Pachtungen fanden sich Liebhaber, aber mit so verringerten Geboten, daß die Räthe völlig bestürzt werden mußten. Und zum größten Unglück durfte die Sache gar nicht weiter aufgeschoben werden. Alle, die von dem Staat besoldet wurden, kamen ihnen auf den Hals, und sprachen nur von Millionen mit Leuten, die noch nicht den ersten Heller hatten. Verdruß und Aerger störten bald die Einigkeit des neuen Raths, und Streitigkeiten mit gegenseitigen Vorwürfen der Uebereilung und der Unwissenheit traten an ihre Stelle.

Nach einigen Wochen kam es so weit, daß der Vernunftrath nichts vernünftiges mehr zu thun wußte. Man wendete sich daher an d' Incarville und an mich, und ersuchte uns, wenigstens Einmal wöchentlich in ihre Versammlungen zu kommen, und hier dieselben Anschläge zu geben, nach welchen man den Antheil des Königs mit jedem Tage zunehmen und blühender werden sah. Ich entschuldigte mich mit meiner Bedienung, die meine ganze Zeit wegnähme. Man wendete sich nun an den König, der nach seiner gewöhnlichen Gutheit wollte, daß ich hingehen sollte; ich vergaß aber doch dabey nicht, was der Vortheil seines Dienstes von mir forderte. Ich beklagte den Zustand der Angelegenheiten des Kollegiums, fand zu nichts einen Ausweg, und machte nur die Schwierigkeiten geltend. Mit einem Wort, es waren kaum drey Monate vergangen, so befanden sich diese geschickten Leute am Ende ihres Scharfsinns; sie erlagen unter ihrer Last, und baten den König, sie ihnen abzunehmen. Heinrich, dem, wie ich glaube, die neue Ordnung, bey der er sich sehr wohl befand, zu gefallen anfieng, ermahnte sie,

Muth

Muth zu fassen, und den immer beschwerlichen Anfang zu überwinden. So schickte er sie, durch ihre eignen Gründe geschlagen, wieder nach Hause. Sie kamen wieder und wurden immer dringender in ihren Bitten. Sie gestanden jetzt ein, daß sie großes Unrecht gehabt hätten, nach der Regierung eines Königreichs zu streben, und legten ihre Stellen mit weit größerer Freude nieder, als sie sie angenommen hatten.

Diese Last fiel nun auf mich, und machte mit der, die ich schon trug, meine Arbeit so überhäuft, daß ich Tag und Nacht dazu anwenden mußte. Aber die Wiederherstellung der Finanzen beschäftigte mich mit einer Art von Leidenschaft. Ich suchte überall mit größtem Fleiße nach, in den alten Registern des Staatsraths, der Parlementer, der Rechnungskammern, der Steuerämter, und selbst in den Privatnachrichten der ehemaligen Staatssekretaire; denn die Jetzigen wollten nie mir ihre Aufsätze zeigen. Dasselbe that ich in den Büreau's der Schatzmeister von Frankreich, in der Schatzkammer und in den Papieren des königlichen Schatzes. Ich krahmte sogar in dem ungeheuren Vorrath von Schriften, worin alle Verordnungen eingezeichnet und aufbewahrt werden. Da ich die Absicht hatte, an der Verfassung einer Darstellung des allgemeinen Zustandes der Finanzen auf das Jahr 1597 zu arbeiten, und auch bloß deswegen alle diese Nachsuchungen anstellte, so glaubte ich nichts vernachläßigen zu müssen, um gleich in diesem ersten Jahre meiner Verwaltung mich so viel als möglich der Genauigkeit zu nähern, zu welcher ich diese allgemeine Darstellung schlechterdings zu bringen wünschte. Was für Betrug und Irrthum sich auch in den Finanzen möchte eingeschlichen haben, so glaubte ich doch, daß weder der eine noch der andere so geheim und so allgemein seyn

könnte, daß man nicht endlich ihre Quelle und überzeugende Beweise derselben finden müßte; es sey nun durch die Vergleichung aller der Stücke, die ich benannt habe, oder durch die Folgerung die man daraus ziehen könnte, wenn man jedoch immer auf die Verhältnisse, welche Zeit und Umstände nöthig machen, dabey Rücksicht nähme. Die Herren von dem königlichen Rath erblaßten bey dem Anblick meines Entwurfs; und da sie nun anfiengen zu glauben, es würde nichts unenthüllt bleiben, so warfen sie sich mehr als jemals vor, nicht alles gethan zu haben, was in ihrer Macht war, um zu verhindern, daß ich nicht in das Conseil käme. Maisses, dem ich die Gerechtigkeit muß wiederfahren lassen, daß er, sobald er meine Absicht eingesehen hatte, seine Bemühungen mit den meinigen verband, gab mir Nachricht von ihrer Furcht und ihrer Reue. Um sie noch mehr darin zu bestärken, sagte ich öffentlich, ich hätte so glückliche Aufklärungen über die Finanzen gefunden, daß man sie bald auf einem ganz andern Fuß sehen würde, und verlangte mit dem General Kontrolleur, den Intendanten der Finanzen, den Schatzmeistern von Frankreich und denen von dem königlichen Schatz, und den Generaleinnehmern an der Verfertigung dieser allgemeinen Darstellung, die ihnen so fürchterlich war, zu arbeiten. Ich gebrauchte aber die Vorsicht, sie immer unter meiner Feder zu behalten.

Dennoch konnte ich diesmal noch nicht vermeiden, einige beträchtliche Irrthümer zu begehen, und von allen diesen alten abgerichteten Betrügern hintergangen zu werden. Ich halte es für keine Schande dieses zu gestehn. Sie machten dies Jahr noch ein Fünftel zu ihrem Profit; dies ist ungeheuer, und war doch nur eine Kleinigkeit gegen ihre gewöhnlichen Vortheile. Ich setzte mir vor, dieses so wohl als eine andere Unachtsamkeit, die ich begangen hatte, im folgenden Jahre zu ver-

verbessern. Einer der Hauptkunstgriffe der Finanzbedienten war, es so einzurichten, daß die Ausgabe des laufenden Jahres immer die Einnahme weit zu übersteigen schien, und alsdann auf das folgende Jahr voraus zu nehmen. Dadurch verbreiteten sie über die Ausgabe dieses nächsten, und so nacheinander aller spätern Jahre eine Verwirrung, aus der sie mancherley Vortheile zogen. Erstlich schien es, als ob sie niemals Gelder in Casse hätten, die sie nicht schon lange voraus schuldig wären. Mit diesem Grunde bezahlten sie den König und alle die, denen sie nicht Lust hatten Geld zu geben. Zweitens nutzten sie unterdessen dieses Geld für sich; und endlich gab ihnen dies einen Vorwand die alten Schulden mit großen Abzügen zu bezahlen, und doch die ganze Summe in ihre Rechnungen zu bringen. Dieser Mangel an Aufmerksamkeit von meiner Seite kostete dem König dies Jahr noch zwey Millionen.

Im folgenden Jahre, während meines Aufenthalts in Bretagne, verbesserte ich diesen Fehler, so daß in der Folge die Einnahme genau mit der Ausgabe aufgieng. Um aber das Loch zuzustopfen, welches durch jenen Irrthum entstanden war, nahm ich die zufälligen Einkünfte, die Zölle der Flüsse, die Salzabgaben, und die fünf großen Pachtungen dem Herzog von Toscana wieder ab, der sie unter den Namen Gondy, Senamy, Zamet, le Grand, Parent, l' Argentier und anderer alten Unternehmer, die an den neuen Finanzen keinen Antheil mehr behielten, in Pacht hatte. Diese Pachtungen vermehrte ich glücklich um die zwey Millionen, um die ich mich geirrt hatte. Dieser letzte Streich schlug die Pächter und ihre Verbündeten, die Herren vom Staathsrath zu Boden. Diesmal aber verrauchte ihr Zorn in der Luft, weil der König mich seit einiger Zeit auf eine so auffallende Art unterstützte, daß ihnen nichts

als eine unnütze Verzweiflung übrig blieb. Die Frucht seines Betragens gegen die Versammlung der Stände war, daß er jetzt nicht nur den so genannten Vernunftrath, sondern auch seinen eignen Staatsrath, dessen Ansehn im Sinken war, in seiner Gewalt hatte. Er durfte nun nicht mehr fürchten, durch diesen, so wie vorher, seine Entwürfe scheitern zu sehn.

Der Anschlag der ihn jetzt beschäftigte, war die Belagerung von Arras. Er war im Kriegsrath, der, den einzigen Sekretair ausgenommen, aus lauter Offizieren bestand, vorgeschlagen und einstimmig gebilliget worden; man hielt aber diesen Entschluß noch verborgen, weil man allein durch das Geheimniß ihn glücklich auszuführen hoffte. Um auch den Kaufleuten nichts davon merken zu lassen, mit denen ich einen Handel wegen der Anschaffung der nöthigen Bedürfnisse schloß, nannte ich ihnen eine Menge Städte in Picardie und hauptsächlich an dieser Gränze, worunter ich Arras mit begrif, und sie verbanden sich, nach welcher derselben es seyn möchte, während eines ganzen Feldzugs täglich 50,000 Brodte zu schaffen. Santeny, Robin aus Tours, Mauleville und Lambert, der Hauptmann von der Stadtmiliz in Orleans übernahmen das ganze übrige Fuhrwesen, hauptsächlich das von 25 Kanonen. Der Accord wurde um einen so mäßigen Preis geschlossen, daß, wenn das Unglück, welches bald nachher zu Amiens geschah, den König nicht gezwungen hätte, die gegen Arras bestimmte Macht gegen diesen Ort zu kehren, sie beträchtlich hätten verlieren müssen; so aber machten sie sich noch einen billigen Vortheil dabey.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

ed by Google